This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

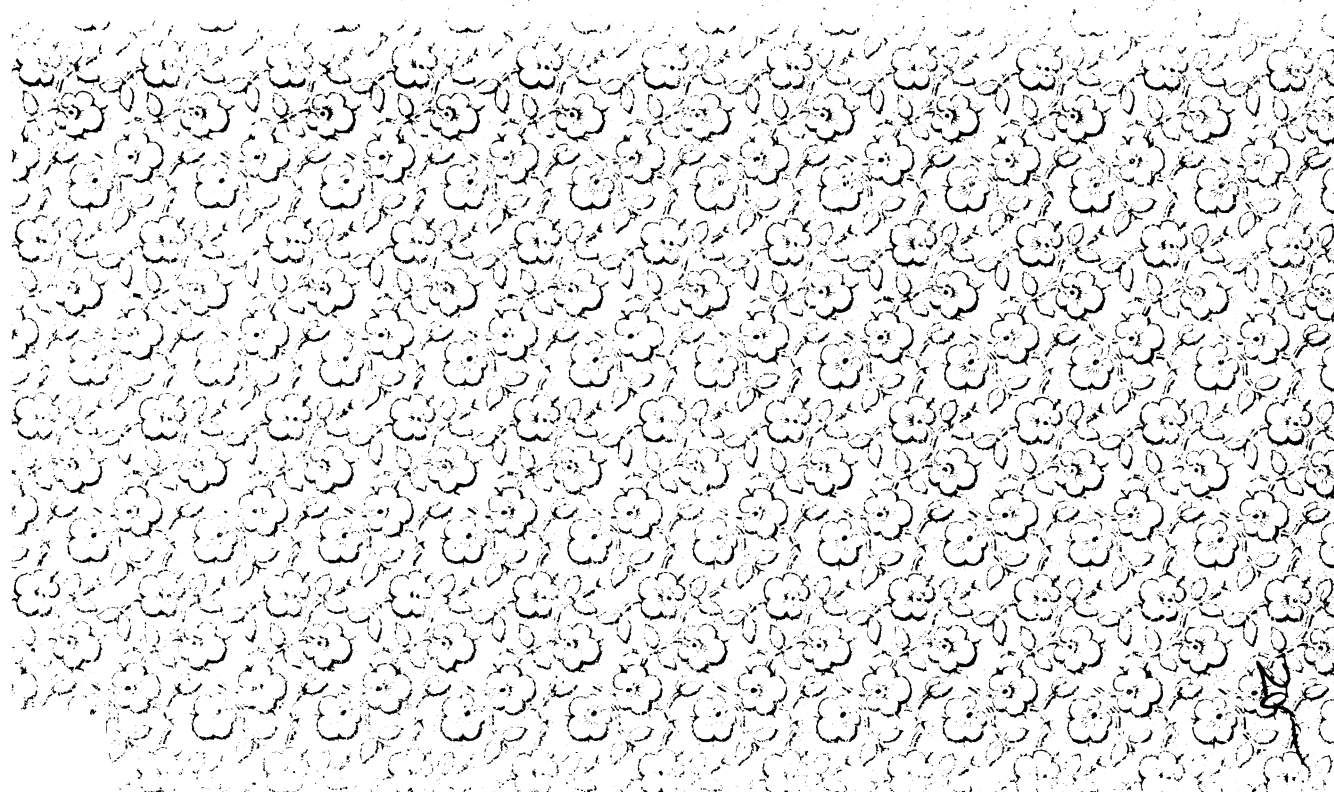
Geschichten aus Holstein

UC-NRLF
$B 186 824

Ch. Niese

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

GIFT OF
Dr. George T. Brady
Class of 1895



Geſchichten aus Holſtein

Geſchichten aus Holſtein

von

Charlotte Nieſe

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1896

GIFT
Brady

PT2627
Ni55G4
1896

Coriſande

M769959

Ehemals hatten sich die Leute in der kleinen Stadt darüber gewundert, daß die alte Gräfin noch lebte. Nun wunderten sie sich nicht mehr, denn einmal im Leben hört das Staunen auf, selbst bei den verwunderlichsten Dingen. Vor Zeiten, wenn irgend eine böse Krankheit in die Stadt kam, oder wenn ein strenger Winter Stein und Bein gefrieren machte, da sagten die Bewohner des Städtchens zu einander: Nun wird wohl die alte Gräfin auch draufgehen! Aber sie ging nicht drauf, und schon seit Jahren hieß es, daß die alte Dame nicht stürbe, weil sie nicht sterben könne. Aus welchem Grunde sie das nicht vermöchte, wußte kein Mensch anzugeben, und schließlich war es den fernerstehenden auch gleichgiltig; wohl darum, weil beim Leben und Sterben doch kein Mensch mitzureden hat.

Jedenfalls konnte sich niemand das alte Haus in der stillen Straße ohne die Gräfin denken, zumal die Kinder. Denn gegen die war die alte

Dame am freundlichsten. An warmen Frühlingstagen, oder wenn der Herbst noch goldigen Sonnenschein brachte, saß sie am geöffneten Fenster, das nach der Straße ging, und sah den Kindern zu, die vor dem Hause spielten. Sie hatte nichts dagegen, daß in ihrem kleinen Vorgarten Ball und Kreisel gespielt wurde, und wenn sich die Jungen prügelten, so lachte sie und klatschte in die Hände. Daher sagten auch die meisten vernünftigen Leute, der Verstand der Gräfin sei nicht mehr ganz in Ordnung, und das mochte wohl auch der Fall sein, obgleich darüber nichts gewisses erkundet werden konnte. Denn ihre Gesellschafterin, Fräulein Ahlborn, gehörte zu den stillen alten Jungfern, von denen es ja noch immer etliche in der Welt giebt. Sie sprach niemals über ihre Herrin, und selbst die neugierigste Kaffeebase des Städtchens hatte es aufgegeben, mit ihr in Verkehr zu kommen. Wer also etwas von der Vergangenheit und den Schicksalen der alten Gräfin wissen wollte, der mußte sich an sie selbst wenden. Die Auskunft aber, die dann erteilt wurde, befriedigte nicht alle Frager. Denn meistens klagte dann die Dame sehr über ihre Gesellschafterin, die sie nach alter Sitte nur bei ihrem Vatersnamen nannte.

Ahlborn war nach ihrer Beschreibung ein junges, dummes und sehr unbrauchbares Geschöpf, das lauter unnütze Dinge im Kopfe habe und deshalb auch nächstens weggeschickt würde. Sie habe

große Anlage zur Trägheit, sitze am liebsten den ganzen Tag im Lehnstuhl und sei neulich so frech gewesen, von ihrem Testament zu sprechen. Ihr Testament! Die Gräfin ereiferte sich. Es sei ihr unbegreiflich, wie ein so junges Mädchen auf diesen trübseligen Gedanken kommen könne! Es sei entschieden notwendig, daß Ahlborn bald heirate, dann würde auch ihre Stimmung besser werden.

So redete die alte Dame, und der neugierige Besucher saß da mit unheimlichen Gefühlen. War ihm doch bekannt, daß Fräulein Ahlborn fünfundsiebzig Jahre zählte, daß sie also vielleicht ein kleines Recht darauf hatte, an ihren letzten Willen zu denken. Gehörte der Besucher dem geistlichen Stande an, wie es meistens der Fall war, so begann er wohl unter einigem Räuspern davon zu sprechen, daß es vielleicht nicht übel sei, gelegentlich den Tod, der ja alle Menschen einmal ereile, ins Auge zu fassen. Aber weiter kam er nicht mit seiner Bemerkung, denn die Gräfin wurde sehr böse. Es sei unpassend, sagte sie, in anständiger Gesellschaft vom Tode zu sprechen. Man müsse immer thun, als gäbe es keinen Tod, dann komme er auch nicht zu einem. So halte man es bei Hofe, und so habe sie es auch immer gethan.

Wenn sich der vorlaute Besucher kopfschüttelnd entfernt hatte, dann pflegte die Gräfin Fräulein Ahlborn rufen zu lassen und ihr in wenigen raschen Worten zu kündigen. Sie passen nicht für mich!

Sie sind zu jung für Ihre Stellung, zu unbedacht! sagte sie dann in ihrer kurzen Weise. Dann nickte Fräulein Ahlborn ruhig, denn sie kannte diese Kündigungen seit mehr als fünfzig Jahren und wußte, daß sie die Gräfin nach einer Viertelstunde wieder vergessen hatte.

So war es denn auch. Wenn die alte Dame den Kopf in die Kissen ihres Lehnstuhls gedrückt und fünf Minuten geschlafen hatte, so wußte sie nichts mehr von ihrem Ärger über Fräulein Ahlborn und sah wieder nach den Kindern aus, die auf der Straße spielten. Sie verlangte Leben und Geräusch, und wenn die Kinder still waren, dann mußte Fräulein Ahlborn Kuchen unter sie verteilen. Dann versammelte sich eine große Schar vor der Hausthür; es gab Geschrei und Gelächter, Danksagungen und auch wohl ein gelegentliches Geheul, wenn sich jemand benachteiligt glaubte; aber die alte Gräfin freute sich über alles. Manchmal sah sie dann allerdings mit einem merkwürdig forschenden Ausdruck die Straße hinab, als erwartete sie noch jemanden. Wenn aber niemand kam, so horchte sie wieder auf die Kinderstimmen.

Sehr viel Besuch kam nicht in das stille Haus. Hin und wieder einige jüngere Aristokraten, die der Gräfin flüchtig die Hand küßten, über das Wetter sprachen, in dem dunkeln Eßzimmer einige Gläser Portwein tranken und sehr gnädig gegen Fräulein Ahlborn waren. Sie brachten ihr wert-

volle Geschenke, klopften sie auf die Schulter und versicherten sie ihrer unauslöschlichen Dankbarkeit. Diese dankbaren Menschen waren die Enkelkinder der alten Dame, und für einen Fremden mußte es etwas rührendes haben, wie sehr sie sich über das lange Leben ihrer Großmutter freuten.

Fräulein Ahlborn aber war keine Fremde und daher auch nicht gerührt. Sie wußte ganz genau, daß diese zärtliche Liebe nur der großen Pension galt, die die Gräfin aus einem Nachbarstaate bezog, und die fast ganz ungeschmälert unter die Enkelkinder verteilt wurde. Es war eine bedeutende Summe, die halbjährlich zur Auszahlung kam, und die Nachkommen der Gräfin konnten sie gut gebrauchen. Wenn aber die Gräfin starb, so versiegte die Einnahmequelle.

Nur viel Champagner, liebes Fräulein Ahlborn! flüsterte die hübsche kleine Baronin, die Enkelin der Gräfin. Und vergessen Sie die Austern nicht!

Die Verwandten saßen in dem kühlen Eßzimmer und warteten auf die Verteilung der Pension.

Großmama muß auch etwas geistige Anregung haben, meinte ein junger Mann, der nachdenklich den dunkelroten Wein in seinem Glase betrachtete. Sie hat doch etwas abgenommen in den letzten sechs Monaten. Als ich ihr heute erzählte, daß es geregnet habe, sah sie mich ganz fassungslos an!

Wahrscheinlich haben Sie ihr diese Bemerkung schon öfter gemacht, meinte Fräulein Ahlborn. Sie müssen ihr etwas Heiteres, Lustiges erzählen, das regt sie an!

Etwas Lustiges? Du lieber Gott! Die kleine Baronin schauderte. Sie kommt mir gar nicht lustig vor, eher leichen- und gespensterhaft! Weißt du, Arwed — sie wandte sich an ihren Gatten, einen ältern Herrn, der noch kein Wort gesagt hatte —, weißt du, daß mir Mama einmal erzählte, Großmama könne nicht sterben, weil sie nicht wolle? Sie wartet noch auf jemand, den sie vorher sprechen muß!

Dummes Zeug! murmelte der Baron. Er hatte schon vorhin sehr mißmutig ausgesehen; nun wurde sein verlebtes Gesicht noch verdrießlicher.

Ihr Männer sagt immer: Dummes Zeug! wenn wir euch etwas interessantes erzählen, schmollte die Baronin. Mama hat es mir gesagt, und sie mußte etwas davon verstehen, wenn sie auch nicht allzuviel mit ihrer Mutter verkehrt hatte. Ich glaube, die Großeltern haben getrennt gelebt. Nun einerlei, ich gönne Großmama von Herzen einen stillen Tod.

Baron Arwed fuhr auf und warf seiner Gemahlin einen strengen Blick zu. Schweig! sagte er heftig; wie kann man so gottvergessen sein und einem menschlichen Wesen, noch dazu seiner eignen Großmutter, den Tod wünschen? Er fuhr sich mit

der Hand über den kahlen Kopf und räusperte sich laut. Ich für meine Person danke der Vorsehung täglich, daß sie uns das teure Leben deiner Großmutter so lange erhalten hat. Möge sie es auch noch ferner in ihren Schutz nehmen.

Einige der Anwesenden murmelten eine Zustimmung; dann wurde noch etwas Wein getrunken, und Fräulein Ahlborn brachte die heute eingetroffne Pension. Gewissenhaft wurde sie verteilt, und als die kleine Baronin ein dickes Paket Banknoten in der Tasche ihres Mannes verschwinden sah, empfand auch sie große Dankbarkeit gegen die Vorsehung. Das hinderte sie aber nicht, während sie Fräulein Ahlborn beim Abschiede noch Austern und Champagner für die Gräfin empfahl, im stillen den lieben Gott zu bitten, sie selbst doch nicht so entsetzlich alt werden zu lassen.

Als sich die Verwandten alle schnell verabschiedet hatten, saß die Gräfin am Fenster und sah den Davoneilenden nach.

Ahlborn, sagte sie verwundert, sollten das Lolos Kinder gewesen sein?

Ja, Ihro Gnaden; es waren die Kinder von Komteß Lolo!

Wie alt kommen die mir vor! Es scheinen keine Kinder mehr zu sein.

Die Frau Baronin ist doch erst fünfunddreißig! erlaubte sich Fräulein Ahlborn zu bemerken.

Die alte Dame erhob abwehrend die Hände.

Sprechen Sie nicht von so abscheulich hohen Zahlen, Ahlborn! Ich will es nicht wissen, wie alt die Menschen sind, es regt mich auf! Sie mit Ihrer jugendlichen Unbedachtsamkeit passen nicht für mich, Ahlborn. Sie müssen heiraten, das ist die beste Lösung für Sie. Ich werde mich nach einer Partie für Sie umsehen, dann können Sie mich verlassen. Haben Sie mich verstanden?

Gewiß, Euer Gnaden; ich werde gehen.

Da kommen die Kinder aus der Schule! sagte die Gräfin, und über ihr welkes Gesicht glitt ein flüchtiger Freudenstrahl. Bringen Sie doch den Kleinen Kuchen, und sorgen Sie dafür, daß sie morgen Schokolade bekommen!

Dann schlief sie ein.

Wenn die heißen Sommertage kamen, so saß die Gräfin in ihrem Garten. Dort war es kühl und schattig, und da an der einen Seite ihres Besitztums ein kleiner Landsee lag, so fehlte es ihr auch nicht an einer gelegentlichen Abwechslung. Hier flogen die Möwen über den glatten Wasserspiegel, aus dem Schilf flatterten wilde Enten, und hin und wieder glitt ein Schiffchen vorbei. Die Kahnfahrer sangen auch, manchmal lustige, manchmal traurige Lieder. Dann hob die alte Gräfin den Kopf und lauschte. Sie summte wohl auch selbst ein Liedchen, bis sie die Melodie vergaß und sich mit einem suchenden Blick umsah. Doch die Melodie kam nicht wieder, und endlich schlief die Gräfin ein. Aber

auch unter den blühenden Büschen des Gartens sehnte sie sich nach Jugend und nach lachenden Gesichtern, und wenn es Fräulein Ahlborn gelang, einiger jungen Mädchen habhaft zu werden, so war ihre alte Herrin sehr erfreut. Sie kamen nur nicht gern, diese jungen, eben erblühten Mädchenknospen, und wenn sie konnten, verschwanden sie schnell wieder. Sie behaupteten, es sei ihnen bange vor der gespenstischen Gräfin, und Fräulein Ahlborn hatte ihre liebe Not, daß sie doch wenigstens etwas Schokolade und Kuchen genossen und sich eine Weile von den tiefliegenden Augen der alten Dame anstarren ließen.

Sie hatte eine besondre Art, diese jungen Gesichter anzusehen; etwa so, als wenn sie jemand suchte und nicht finden könnte. Dann murmelte sie unverständliche Worte vor sich hin, schüttelte den Kopf und sah grenzenlos traurig aus. So traurig, daß selbst das junge Volk, das doch sonst mit dem Alter wenig Mitleid hat, ein Art Rührung empfand und Fräulein Ahlborn fragte, was denn die Gräfin suche? Worauf die Gesellschafterin allemal einen tiefen Seufzer ausstieß und antwortete: Was sie sucht, Kinder? Ich kann es euch nicht sagen, und ihr würdet die Geschichte auch nicht verstehen. Denn ihr versteht noch nicht alles, was in dieser argen Welt vorgeht. Wenn ihr aber einmal alt werden solltet, dann will ich euch nur wünschen, daß ihr niemals so suchen mögt, wie es meine arme Herrin thut!

Über diese kleine Rede lachten die Jungen immer sehr. Schon deswegen, weil es ihnen ganz unfaßlich schien, daß sie jemals alt und traurig werden könnten. Dann huschten sie davon und kamen lange nicht wieder.

Eines Tags war die alte Gräfin sehr unruhig gewesen und hatte Fräulein Ahlborn heftig gescholten. Sie langweile sich, behauptete sie mit weinerlicher Stimme. Es sei unerträglich, wenn man jung und schön sei, seine Jugend so in der Einsamkeit zu vertrauern. Sie wolle Abwechslung haben, Besuch, heitere Gäste, sonst gehe sie ins Wasser und suche Vergessenheit. Da sie inzwischen der Gesellschafterin auch wieder kündigte und ihr ihre thörichte Jugend vorhielt, so hatte diese keinen leichten Stand. Und als die Gräfin auf ihrem Rollstuhl in den Garten hinausgefahren war — denn es brütete ein heißer Sommertag über der kleinen Stadt —, da stellte sich Fräulein Ahlborn an die geöffnete Thür ihres Hauses und blickte seufzend auf die menschenleere Straße.

Plötzlich fuhr sie zusammen, als wenn sie einen Geist sähe. Und doch war es kein Geist, sondern ein junges Mädchen, das dicht vor ihr stand und nachdenklich einen blühenden Rosenbusch betrachtete, der im Vorgarten wuchs, und dessen schneeweiße Blüten einen feinen Duft ausströmten. Einen Augenblick stand die Gesellschafterin unter dem Banne eines großen Erstaunens. Dann aber atmete sie

erleichtert auf, pflückte einige Roſen von dem Strauch, bot ſie der Fremden an und ſtammelte eine Einladung, in den Garten zu kommen. Auch ſah ſie ſo freundlich, ſo vertrauenerweckend aus, und das Haus war ſo einladend kühl, daß ſie nicht lange zu bitten brauchte.

Im Garten ſaß die alte Gräfin und hatte die Augen halb geſchloſſen. Sie war ruhiger geworden, nur ein ſehnſuchtsvoller Zug lag auf ihrem Geſicht, und manchmal fuhr ſie empor und lauſchte in die Ferne. Ein mit Champagner gefülltes Glas ſtand neben ihr; manchmal führte ſie es mit zitternden Händen an die Lippen und trank einige Tropfen. Wenn ein Vogel beſonders laut ſang, ſo öffnete ſie wohl die Augen und blickte nach oben. Dann ſah ſie auch den blühenden Jasminbuſch, unter dem ſie ſaß, und atmete ſeinen Duft ein.

Plötzlich hörte ſie Schritte neben ſich, und als ſie neugierig den Kopf wandte, richtete ſie ſich kerzengerade in die Höhe. Einen Augenblick war ſie ſtumm, dann ſtieß ſie einen Laut des Entzückens aus.

Coriſande! Du biſt es! Ach, ich wußte es ja, daß du heute kommen würdeſt! Ich wußte es!

Liebkoſend ſtrich ihre welke Hand über das geſenkte blonde Haupt der jungen Fremden.

Ich wußte es! wiederholte ſie noch einmal triumphierenden Tones. Wenn meine Coriſande zwei oder drei Tage verſtreichen läßt, ohne mich

zu besuchen, dann finde ich es ganz entsetzlich. Ich kann es nicht aushalten, Kleine, gerade jetzt nicht. Du weißt, meine Nerven haben gelitten durch die bösen Träume der letzten Zeit! Die bösen Träume!

Sie seufzte und winkte dann. Ahlborn, einen Stuhl für das gnädige Fräulein!

Gehorsam setzte sich das Mädchen auf einen Sessel, den die alte Gesellschafterin eilig herbeiholte, sah dann aber ängstlich um sich.

Fräulein Ahlborn legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm und flüsterte: Ihro Gnaden halten Sie für Corisande, für Fräulein Corisande. Lange schon verlangte sie nach Ihnen!

Wie überwältigt vor Freude hatte sich die alte Gräfin wieder in ihren Stuhl zurückgelegt. Die letzten Worte Fräulein Ahlborns hatte sie gehört, und sie nickte eifrig. Ja, Kleine, ich verlangte nach dir; obgleich Ahlborn noch so jung und unerfahren ist, so hat sie doch für meine Sehnsucht ein wenig Verständnis gezeigt. Aber du wirst mir darin beistimmen, daß ich sie bald entlasse. Sie paßt nicht für mich. Meine Gesellschafterin muß eine mehr gesetzte Person sein!

Hastig griff die Gräfin nach dem Champagnerglase und that einen kräftigen Zug. Wo ist Corisandes Glas, Ahlborn? rief sie ungeduldig. Sie wissen doch, daß sie gern Champagner trinkt, wenn auch nicht so gern wie ich. Nun ja, wenn man Braut ist und jünger als ich, dann muß man die Dehors

wahren! Sieben Jahre bist du jünger als ich, nicht wahr, Kleine? Deshalb habe ich auch immer versucht, dich zu behüten und zu bemuttern!

Die Gräfin lachte plötzlich. Nun, sehr viel Anlage habe ich eigentlich nicht zum Vernünftigsein. Mein Herz — sie machte eine Bewegung, als wenn sie körperlichen Schmerz empfände, dann lachte sie wieder und hielt ihr leeres Glas der Gesellschafterin hin.

Euer Gnaden sollten nicht so viel sprechen, sagte diese, indem sie die Flasche aus dem Eiskübel nahm und vorsichtig das Glas füllte.

Seien Sie nicht so vorlaut! schalt die Gräfin. Das Mädchen kennt ihre Stellung gar nicht! seufzte sie, zu ihrem Besuch gewandt. Ich denke, daß ich bald einen braven Mann für sie finde; vielleicht einen Gutspächter. Aber lassen wir das. Du siehst reizend aus, Corisande! Sie sah das junge Mädchen mit strahlenden Augen an.

Habe ich es nicht immer gesagt, daß du sehr hübsch aussehen könntest? Deine Mutter behauptet, du hättest nur beauté de diable, aber das ist nicht wahr. Wenn du wie heute ein helles Kleid trägst, dazu an der Brust frische Rosen, dann finde ich dich entzückend. Prinz Christian hat mir neulich etwas ähnliches über dich gesagt, und er ist ein feiner Kenner von Frauenschönheit. Auch Alfred findet dich hübsch, obgleich er erst ein wenig zweifelhaft war. Jetzt aber hat er sich sehr entschieden

darüber ausgesprochen. Ganz gewiß, Kleine, er findet dich sehr hübsch!

Die Gräfin schwieg und sah nach den weißen Jasminzweigen über ihrem Haupte.

Alfred war der Verlobte von Fräulein Corisande, sagte die Gesellschafterin leise zu der Fremden, die sich hilflos umsah, als wäre sie eine Gefangne.

Wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, Ahlborn, dann packen Sie noch heute Ihren Koffer! rief die Gräfin aufgeregt. Sobald Sie aber wieder in das junge Gesicht neben sich blickte, nahmen ihre Augen denselben zärtlichen Ausdruck an.

Weißt du noch, Kleine, daß du ihn auch zuerst nicht besonders gern hattest? Nun, solche abgeredete Partien sind nicht immer angenehm; von ihrer Notwendigkeit bin ich aber doch überzeugt. In unserm Stande muß man sich hüten, von seinem Herzen zu sprechen, man könnte sentimental werden, und das schickt sich nicht für uns. Auch du, Corisande, dachtest nicht darüber nach, ob du den Mann liebtest, den dir deine Eltern bestimmten. Schweigend thatest du, was sie von dir verlangten, dein Herz schlug nicht höher, als du Braut wurdest. Was ist denn überhaupt die Liebe?

Die Gräfin lachte laut.

Die Liebe — sie wiederholte das Wort noch einmal — ist ein Rausch, eine Idee, manchmal nur eine Gedankenlosigkeit. So, Kleine, sprachen wir über sie, und du sahst mich immer so un-

schuldsvoll mit deinen blauen Augen an, weil du von der Welt und ihrer Arglist nichts verstandest. Bewahre dir deine Unschuld, denn bei uns giebt es auch keine Liebe. Vielleicht findet man sie bei den ganz gewöhnlichen Menschen, die nicht zu Hofe kommen und den ganzen Tag nichts zu denken haben. Bei diesen Leuten kann die Liebe wohl vorkommen; bei uns nicht. Du siehst doch auch, Corisande, daß ich meinen Gemahl nicht liebe, und daß er sich aus mir nicht das geringste macht. So ist es immer in unsern Kreisen, und es ist gut so. Mein Gemahl ist ein hübscher Mann, und ich weiß genau, daß er irgendwo in der Vorstadt ein Häuschen hat, wo — ach, was erzähle ich dir da, Kleine! Ich bin nicht eifersüchtig, ich freue mich vielmehr, daß sich seine Excellenz der Graf manchmal von dem Zusammenleben mit mir erholt. Früher habe ich allerdings gehofft, er würde etwas freundlicher gegen mich werden — ich war sehr jung und fühlte mich einsam. Allmählich aber habe ich mich an seine Kälte gewöhnt. Er ist eben Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle und kann nicht heucheln. Aber er verlangt auch nicht, daß ich mich seinetwegen geniere. Deshalb führen wir jetzt eine sehr glückliche Ehe, eine Musterehe.

Die Gräfin lachte wieder, aber etwas wehmütiger, und Fräulein Ahlborn redete ihr leise zu: Euer Gnaden sollten sich nicht aufregen!

Lassen Sie sich sofort Ihren Lohn auszahlen! rief die Gräfin. Was sollte mich aufregen? Spreche ich nicht alle Tage mit meiner Corisande? Allerdings — sie sah nachdenklich in den Himmel —, es kommt mir vor, als hätte ich die Kleine eine Woche lang nicht gesehen. Oder ist mir nur die Zeit so lang geworden? Weshalb kamst du nicht, Kleine? Hatte ich denn so viel zu thun? Da war der Ball beim Erbprinzen, das Fest beim österreichischen Gesandten, die Ausfahrt mit den Engländern, und dann die große Gesellschaft dir zu Ehren. Da sah ich dich doch auch! Du und dein Alfred, ihr waret ja die Hauptpersonen! Dein Verlobter, der Graf Alfred, ist eine liebenswürdige Erscheinung, und es hat den Anschein, als wenn du an ihn ein kleines Stück deines Herzens verloren hättest. Nur kein großes Stück, liebe Kleine! das wäre nicht gut und würde dir nur Schmerzen machen. Das Leben aber ist zu kurz, sich mit Grämen aufzuhalten. Weine also nicht, Corisande, wenn Alfred einmal andre Wege geht, als du denkst. Mein Gott, es braucht kein Häuschen in der Vorstadt zu sein. Aber er ist eigentümlich angelegt, und es wäre schon möglich — erschrick nicht, es wäre ja möglich —, daß er sein Herz verschenkt hätte, ohne dich zu fragen. So etwas kommt vor, Kleine, und du wirst dich auch trösten. Bedenke doch, wie lustig wir in der Residenz leben, und wie schön die Feste des Erbprinzen sind! Auch der alte König, wenn er auch schlechte Manieren hat, so

verdirbt er doch niemandem die Freude. Ahlborn, ein Glas Champagner!

Gehorsam brachte die Gesellschafterin das frisch-gefüllte Glas an den zitternden Mund der Gräfin, und diese trank hastig. Dann ließ sie es ruhig geschehen, daß ihr Fräulein Ahlborn den Kopf in die Kissen drückte. Sie war müde geworden. Einmal noch griff sie nach den Jasminblüten, die von den Büschen herabhingen, dann schloß sie die Augen und schlief fest ein.

Das junge Mädchen, das in halber Betäubung neben der Gräfin gesessen hatte, wollte hastig aufstehen; aber ein flehender Blick Fräulein Ahlborns hielt sie zurück. Die alte Dame hatte so freundliche Augen, und diese baten so dringend: bleibe! daß die Fremde keine Betrübnis erregen wollte. Auch war es noch erfrischend kühl unter den Büschen, während die heiße Luft auf dem Wasser zu zittern schien und kein Vogel zu hören war. Da war es nicht allzu schwer, den bittenden Augen der Gesellschafterin nachzugeben.

Sie wird gleich aufwachen und weiter mit Ihnen sprechen, flüsterte Fräulein Ahlborn. Sie hat sich so lange Jahre nach Ihnen gesehnt, sie wird ruhig werden, wenn sie Ihnen alles erzählt hat!

Wie kann sie sich nach mir sehnen? ich bin neunzehn Jahre alt, sagte die Fremde verwirrt.

Die Gesellschafterin lächelte flüchtig. Ich will

Ihnen ſpäter ein Bild zeigen, Sie werden ſich wundern, wie es Ihnen gleicht, es ſtellt die wirkliche Coriſande vor, die Coriſande —

Bei dieſem Namen erwachte die Gräfin wieder.

Coriſande! Wo biſt du? rief ſie angſterfüllt. Als ſie aber das junge Antlitz wieder erblickte, atmete ſie beruhigt auf. Der minutenlange Schlaf hatte ſie erfriſcht. Sie ſetzte ſich höher in ihrem Rollſtuhl und griff nach der Hand des jungen Mädchens.

Du darfſt nicht ſobald fortgehen, Kleine, wie du jetzt manchmal thuſt. Als wenn wir uns gar nichts mehr zu erzählen hätten! Ehemals ſtand dein Mündchen nicht ſtill, ſo viel wußteſt du mir zu berichten, und nun ſprichſt du oft kein Wort. Ich muß dir doch erzählen, was mir neulich träumte. Ein dummer, thörichter Traum, in dem Alfred vorkam und auch du! Warte einen Augenblick und gieb mir deine Hand, dann fällt mir alles wieder ein. Deine Hände habe ich immer ſo gern angefaßt, ſie ſind ſo ſchlank gebaut, es ſind vornehme Hände! Mein Gemahl ſagte einmal von dir, du würdeſt nie etwas häßliches, unreines damit feſthalten. Das war nun ganz hübſch geſagt, aber ich ärgerte mich doch über ſeine Worte, weil er mich dabei ſo beſonders anſah. Auf mich kann er ſeine Bemerkung doch nicht beziehen, denn bis jetzt hat mir noch jedermann geſagt, ich wäre eine Schönheit. Und unrein — pah, das iſt ein ſehr

geſchmackloſes Wort! Seine Excellenz mein Gemahl hat aber manchmal eine ſehr unangenehme Art mit mir zu ſprechen, eine Art, die mich verletzt. Deshalb mag er meinetwegen in ſein Vorſtadthäuschen gehen! Zieh deine Hand nicht weg, Kleine; ich weiß, du wirſt betrübt, wenn ich etwas über meinen Mann ſage. Vielleicht denkſt du, daß es mit Alfred und dir einmal eben ſo wird, wie mit uns beiden. Gräme dich aber nicht darum! Das iſt der Lauf der Welt, und ſchließlich findet man andre Freuden.

Die Gräfin hatte wieder ſehr ſchnell geſprochen. Jetzt nickte ſie und murmelte einige unverſtändliche Worte.

Inzwiſchen war die Sonne verſchwunden. Bleigrauer Nebel ſtieg am Horizont auf, und über das Waſſer kam hin und wieder ein Windſtoß, der einige welke Blätter von den Bäumen ſchüttelte. Dann wurde die Luft wieder ganz ſtill.

Die Gräfin zog mit einer Hand ihr Tuch über den Schultern zuſammen. Wie unheimlich ſtill iſt es hier! ſagte ſie. Manchmal friert mich, nicht weil ich kalt bin, ſondern weil es ſo ſtill um mich iſt. Das kommt alles von dieſem dummen Traum, der mich verfolgt und quält. Er handelte meiſtens von Alfred. Du weißt, Kleine, eine Braut in unſerm Stande darf nicht ſentimental ſein. Du weißt auch, daß ich Alfred ſchon länger kannte. Aber erſchrick nicht; es iſt ja nur ein Traum!

Die Gräfin ſtreichelte die Hand des jungen Mädchens.

Ich liebte deinen Alfred zuerſt gar nicht; wir hatten uns als Kinder geſehen, und da kennt man ſich zu genau, um ſich nachher zu lieben. Er hatte immer von mir geſagt, ich nähme das Leben mit ſeinen Pflichten nicht ernſt genug, und dieſe Äußerung nahm ich ihm übel. Mein Gott, ſind wir denn erſchaffen, damit wir uns durchs Leben langweilen ſollen? Ahlborn, geben Sie mir zu trinken, daß mir der Ärger nicht ſchadet!

Die alte Gräfin trank haſtig, dann fuhr ſie fort zu ſprechen.

Ich hatte mich alſo ſchon früher über Alfred geärgert, und wie er nun als dein Verlobter kam, da ignorierte ich ihn. Er merkte das und lachte über mich. Weshalb that er das? und weshalb küßte er dich ſo zärtlich in meiner Gegenwart, da ich doch wußte — ja Kleine, ich wußte es! —, daß er dich heiraten mußte, wenn er Ordnung in ſeine Finanzen bringen wollte. Nimm mir meine Offenheit nicht übel; wir haben ja nie Geheimniſſe vor einander gehabt, und du darfſt auch nicht gar zu blindlings in die Ehe gehn. Alfred beſchäftigte mich; ich dachte viel an ihn, und dann konnte ich auch nicht umhin, ihn anziehend zu finden. Es lag etwas kaltes in ſeinen ſtahlblauen Augen, das mich beinahe ärgerte. Ich dachte unwillkürlich darüber nach, ob dieſer kühle Blick jemals aufflammen,

ob dieſer trotzig geſchnittene Mund wohl thörichte Worte ſtammeln könnte. Ich ſah, daß er dich küßte; aber ſeine Augen blieben kühl — konnte er nicht warm werden? Solche Gedanken ſind dumm, nicht wahr, Kleine, ich habe ſie auch nur geträumt. Aber ſelbſt Träume können uns quälen, wenn ſie immer wiederkehren. Und dieſem Traum folgte ein andrer.

Die Gräfin ruhte einen Augenblick und atmete den Jasminduft ein.

Denke dir: Ich bin im Garten, und der Jasmin blüht. Es iſt Abend, und Hunderte von Sternen funkeln. Ganz allein ſitze ich in der Laube und träume vor mich hin. Schon mehrere Tage habe ich meinen Gemahl nicht geſehen, ich denke auch nicht an ihn, ich denke an Alfred und an ſeine kalten Augen. Plötzlich ſteht er vor mir, und ſeine Lippen reden thörichte Worte. Dann hält er mich in ſeinen Armen und küßt mich heiß. Der Jasmin duftet wie zuvor, die Sterne funkeln, und wir ſind ſelig, lächerlich ſelig für dieſe Welt!

Die Stimme der Gräfin klang verſchleiert, eine Weile ſchwieg ſie, dann atmete ſie tief auf.

Aber es war ein Traum, Kleine, ein kurzer Traum! Alfred ſagte, er wolle die Roſen pflücken, ſo lange ihn ihr Duft beglücke, und ich genoß die ſchönen Augenblicke. Manchmal kamen die ſeligen Minuten allerdings wieder — im Traum —, wir ſchrieben uns thörichte Sachen — natürlich nur im

Traum. Später, Kleine, wollte ich dir alles erzählen, jetzt nicht; du hätteſt dich aufregen können, und das war ja nicht nötig. Wenn du und Alfred verheiratet wäret und als vernünftige Eheleute neben einander herginget, dann ſollteſt du alles wiſſen, wir wollten darüber lachen. Nein, noch konnte ich dir nichts ſagen; du warſt zu ernſthaft und auch zu jung. Da nimmt man das Leben zu tragiſch, gerade ſo wie es Ahlborn thut!

Die Gräfin lachte flüchtig und ſpöttiſch. Sie ſaß aufrecht in ihrem Stuhl, jede Spur von Müdigkeit war aus ihrem Antlitz gewichen.

Die Geſellſchafterin ſah ſie ängſtlich an. Euer Gnaden ſollten heute nicht mehr ſprechen, Fräulein Coriſande kommt morgen wieder!

Schweigen Sie! ſagte die Gräfin gebieteriſch. Was wiſſen Sie davon, ob das gnädige Fräulein morgen kommen kann? Sie wird keine Zeit dazu haben, denn ihre Hochzeit findet in dieſen Tagen ſtatt; ihre Hochzeit mit Graf Alfred. Ein großes Feſt! Der ganze Hof erſcheint; die Majeſtäten und Prinz Chriſtian. Coriſande wird bezaubernd ausſehen in ihrem weißen Brokatkleide und dem Brautſchleier aus Valenciennesſpitzen. Der Schleier iſt mein Geſchenk, das iſt ſeit langer Zeit verabredet! Der Schleier —

Die Gräfin ſprach das Wort zögernd, und ein Schatten flog über ihr Geſicht. Was war es nur mit dem Schleier? auch von ihm hat mir geträumt.

Es ist merkwürdig, wie mich die Träume quälen, ich muß etwas für meine Gesundheit thun. Ich schickte dir den Schleier, Corisande — wann war es doch? — richtig, den Morgen darauf, nachdem du bei mir gewesen wareſt. Du überraschteſt mich damals so, Kleine, denn du gestandeſt mir errötend und unter Thränen, daß du Alfred liebteſt. Alfred, der fast täglich vor mir auf den Knieen lag und sein Haupt in meinen Schoß legte, Alfred, den ich vergötterte! Nun liebteſt du ihn mit einemmale, und in dir, dem kindereinfältigen Geschöpfe, war das Herz erwacht! Alfred gehörte von Rechts wegen dir; wie du mit mir sprachſt und in abgebrochnen Sätzen dein Bekenntnis stammelteſt, da stand es plötzlich vor meiner Seele, daß er dein sei. Und ich haßte dich, Kleine, aber es war nur im Traume. Ich vergaß plötzlich, daß ich dich schon lange, lange liebte, und ein ohnmächtiger Zorn kam über mich, den ich nur mühsam verbarg. Du mußteſt meine Verstimmung merken, denn du blickteſt mich bekümmert an, küßteſt mich und flüſterteſt: Bleibe mir gut! Als ich deine Wange an der meinen fühlte, wurde mein Zorn etwas gelinder, und nachdem du gegangen wareſt und ich noch einmal deine Umarmung gefühlt hatte, blieb mir Zeit zum Nachdenken. Mir fielen die Stunden ein, liebe Kleine, wo wir zusammengewesen waren. Du saheſt immer zu mir herauf, als der Ältern und Erfahrneren. Mehr als einmal behaupteteſt du, ich wäre

viel beſſer als du, und wenn ich dazu lachte und den Kopf ſchüttelte, dann wurdeſt du böſe. Kein Menſch, ſagteſt du, könne dir den Glauben an mich nehmen, und wenn alle Leute von mir ſagten, ich wäre ſchlecht, ſo würdeſt du das ſo wenig von mir glauben, als wenn jemand behauptete, die Sonne würde nicht mehr ſcheinen. Ja ſelbſt, wenn ich geſtohlen oder ſonſt etwas Böſes gethan hätte, nie würdeſt du an mir zweifeln und lieber ſelbſt ſchlecht werden als von mir laſſen. Das war jugendliche Schwärmerei, und ich lachte dich aus; aber im Grunde meines Herzens liebte ich dich doppelt für dieſe ſüße Thorheit. Manche Leute ſagen, daß Frauen einander nicht wahrhaft lieben und die Treue einander nicht bewahren könnten. Das mag ſein; ich verſtehe nicht viel von dieſen Dingen und habe auch wenig darüber nachgedacht. Du warſt aber treu und ohne Selbſtſucht, und ich wollte wenigſtens verſuchen, es zu ſein. Lange kämpfte ich mit mir, und darüber brach die Nacht herein. Dieſen letzten Tag hatte ich Alfred nicht geſehen, und bleiſchwer waren die Stunden dahingegangen. Nach dieſer Nacht ſollte wieder ein langer Tag kommen ohne ſeine Liebe, und ſo ſollte es nun weitergehen, das ganze Leben lang. Ich war allein; mein Gemahl befand ſich wieder in der Vorſtadt, und ſo konnte ich mich ungehindert auf den Fußboden werfen und mir die Haare ausraufen. Niemand hörte mich, und niemand konnte mir helfen. Und in all dieſer Ver-

zweiflung ſiegteſt du doch, Coriſande, und die Liebe zu dir war ſtärker als die andre. Nein, ich wollte ihn dir nicht nehmen; lieber wollte ich ſelbſt langſam innerlich abſterben, als dir deine ſüße Unſchuld, deine Liebe verderben! Ich ſchrieb an Alfred. In den Romanen ſteht, daß Leute mit ihrem Herzblut ſchrieben. Ich weiß nicht, wie das iſt. Mein Herz fühlte ich nicht mehr, es war geſtorben. Aber ich ſchrieb ihm, daß ich ihn nie wieder ſehen, daß ich verſuchen wollte, ihn zu vergeſſen. Dann erzählte ich ihm, daß du ihn liebteſt, und ich bat ihn, gut gegen dich zu ſein. Und um mich von allem zu trennen, was mich wieder in Verſuchung führen könnte, ſchickte ich ihm zugleich ſeine Briefe wieder, von denen er mir ſo viele geſchrieben hatte. Es ſtanden nur thörichte Liebesworte darin: aber niemand hatte mir bis dahin Worte der Liebe geſchrieben, und ich fand nicht die Kraft, dieſe Blätter ſelbſt zu vernichten. Trennen aber mußte ich mich von ihnen; ſonſt wäre ich vielleicht wieder ſchwach geworden. In ein zweites Päckchen legte ich den Brautſchleier, der für dich beſtimmt war. Bis jetzt hatte ich gezögert, ihn dir zu ſchicken, nun aber wollte ich alle, alle bittern Gefühle überwinden. Ja, liebe Kleine, ich wollte mein wildes Herz zur Ruhe bringen. Und als der Morgen nach der ſchrecklichen Nacht kam, da gab ich beide Päckchen dem Diener, damit er ſie ſobald wie möglich beſorgte.

Die letzten Sätze hatte die Gräfin flüſternd geſprochen. Ihre ſonſt ſo matten Augen glänzten, und ihre Finger umſchloſſen feſt die Hand der Fremden.

Der Himmel war noch grauer geworden, und die Hitze noch drückender. Mit ängſtlichem Schrei flogen die Möwen über die glatte Waſſerfläche, und im Schilf begann es leiſe zu zittern.

Fräulein Ahlborn beugte ſich zu ihrer Herrin herab. Es wird ein Gewitter geben, ſagte ſie, darf ich Euer Gnaden nicht ins Haus fahren?

Die Gräfin machte eine abwehrende Bewegung. Gehen Sie mit Ihren taktloſen Fragen, Ahlborn! Haben Sie Ihren Koffer ſchon gepackt? Gewiß ſehr unordentlich! Sie ſind noch in den unbedachten Jahren! Komm Coriſande, laß mich dir meinen Traum zu Ende erzählen, wer weiß, wann ich dich wieder ſehe. Ach, die Zeit wird mir oft recht lang, und wenn ich nicht wüßte, daß ich jung wäre, ich würde mir einbilden, alt zu ſein. Ja, ſolche Träume machen alt und müde, müde zum Sterben. Aber ich kann nicht ſterben, denn ich muß vorher Coriſanden alles erzählen, und ſie muß mir ſagen, daß alles nur ein Traum war!

Die Gräfin ſchauderte leicht zuſammen, und ihre Augen blickten wieder erloſchen. In Wirklichkeit kann ſo etwas doch nicht vorkommen, du und ich konnten uns doch nicht ſo im Zorn begegnen, und du durfteſt mir doch keine bittern, kalten Worte ſagen!

Was wußte ich davon, daß ich in der entſetzlichen Aufregung die Adreſſen der beiden Päckchen verwechſelt hatte, daß du meinen Brief an Alfred, ſeine Liebesworte an mich erhielteſt!

Der Atem der Gräfin ging ſchwer, und ihre Stimme klang ängſtlich.

Es war ein häßlicher Traum, Kleine. Du ſtandeſt vor mir wie eine Richterin. Stolz maßeſt du mich mit deinen Blicken, und als ich nach deinen Händen greifen wollte, entzogſt du ſie mir mit einer Bewegung der Verachtung. Du wollteſt mich nicht mehr anfaſſen. Und wo war der ſüße Klang deiner Stimme, als du mir ſagteſt, du wolleſt Alfred mir überlaſſen! Für dich ſei er geſtorben, und ich auch. Dann gingſt du; ich blieb allein, ganz allein, und du warſt für mich tot!

Die alte Gräfin machte eine Bewegung, als ob ſie fröre, und ſah mit ſtarren Augen in den grauen Himmel.

Der Traum iſt mir ſehr lang vorgekommen, Kleine, er wollte gar kein Ende nehmen. Ich lebte noch, aber es kam mir vor, als wäre ich innerlich tot, und als ſähe die Welt anders, ganz anders aus. Es kamen böſe Stunden. Das Gemunkel der Welt, die eiſige Verachtung meines Mannes und im Herzen das entſetzliche Gefühl der Leere und Einſamkeit — wie kann man in wenig Augenblicken ſo viel erleben? Man ſagt, ein Traum daure höchſtens einige Minuten; ich kann es mir

nicht denken. Und doch ist es so. Vor wenig Tagen bist du bei mir gewesen, und heute schon kommst du wieder, weil du weißt, wie sehr ich nach dir verlangte. Jung sind wir beide, und das Leben liegt noch sonnig vor uns — nicht wahr? Und alles, was ich dir erzählt habe, war ein Traum — nicht wahr? Sage es mir selbst! sage es mir so, daß ich es nie wieder vergesse!

Ja, es war alles ein Traum, erwiderte die junge Fremde, und ihre Stimme zitterte vor Mitleid.

Die Gräfin seufzte tief auf, und ein Ausdruck wunderbarer Erleichterung trat in ihr altes Gesicht.

Ach, ich wußte es, ich wußte es, du konntest mir nicht zürnen! Komm, küsse mich noch einmal, Corisande! — Die frischen Lippen des Mädchens berührten leise die welke Wange der Greisin, und diese nickte schläfrig. — Ich bin so müde geworden, so müde und so ruhig. Es war ein Traum — ein Traum!

In diesem Augenblick begannen die Abendglocken zu läuten. Die alte Gräfin hob ein wenig den Kopf.

Deine Hochzeitsglocken, Corisande. Eile dich. Auch ich komme bald — sehr bald!

Da fielen plötzlich große Regentropfen nieder, und der Donner grollte. Die alte Gräfin schlief fest, als sie ins Haus gefahren wurde.

Wenige Minuten später stand die Gesellschafterin

mit der Fremden vor einem großen Bilde. Es war mit einem Vorhang verhüllt; Fräulein Ahlborn zog ihn zur Seite — in diesem Augenblick zuckte ein Blitz und beleuchtete geisterhaft einen schön gemalten Kopf, der lebensvoll aus dem Rahmen blickte. Die junge Fremde stieß einen Ruf der Überraschung aus, und die Gesellschafterin nickte ein wenig.

Ja, Sie sehen ihr sehr ähnlich. Es muß Ihnen sein, als sähen Sie sich im Spiegel. Die Natur spielt merkwürdig. Wie dieselben Rosen wiederkehren, so ist es auch mit den Menschen. Ein Geschlecht, auch zwei werden überschlagen; dann aber kehrt plötzlich die Gestalt, das Gesicht wieder, das längst in Staub verfallen ist. Während sie sprach, sah die alte Dame aufmerksam in das Gesicht ihres Gastes, als erwarte sie eine Antwort, und als diese kam, nickte sie, als habe sie alles schon im voraus gewußt.

Das junge Mädchen sprach zögernd, als steige nur allmählich ein halb verschwommnes Bild in ihrer Seele auf. Meine Großmutter hatte eine sehr viel ältere Schwester. Sie hieß Corisande, und ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß Großmutter von ihr erzählte. Nicht viel — wenigstens weiß ich es nicht mehr. Der Name gefiel mir so gut, und ich war betrübt, daß man mich nicht so nannte. Denn unter den Namen, auf die ich getauft bin, steht auch Corisande. Es hieß aber,

der Name brächte kein Glück: die Großtante, die ihn geführt hätte, ſei einſam und traurig geſtorben —

Das alte Fräulein hatte ſich geſetzt und blickte wieder von dem Bilde auf das vor ihr ſtehende Mädchen. Hin und wieder huſchten Blitze über die zwei einander ſo ähnlichen Geſichter, der Donner grollte, und der Regen rauſchte hernieder.

Ja, ſie iſt ſchon lange tot, ſagte die Alte eintönig. Ich habe ſie nicht ſo jugendfriſch gekannt, wie ſie hier abgebildet iſt. Als ich ſie kennen lernte, war ſie ſchon Kloſterdame und trug das rote Band mit dem goldnen Ordensſtern. Sie war ſehr hochmütig geworden und hatte eine ganz beſondre Art, über die Menſchen hinwegzuſehen, die ſie nicht mochte. An meiner Herrin ſah ſie immer vorbei. Zweimal hat die Gräfin verſucht, ſich Fräulein Coriſande zu nähern, aber ſie wurde immer mit ſo eiſiger Kälte behandelt, daß ſie es ſpäter niemals wieder wagte. Das gnädige Fräulein öffnete auch keinen Brief, den ihr meine Herrin ſchrieb!

Die Geſellſchafterin ſchwieg und verſenkte ſich wieder in beide Geſichter, das gemalte und das lebende. Dann ſprach ſie weiter: Ich meine immer, Fräulein Coriſande hätte meiner Gräfin verzeihen können. Ich weiß wohl, es war ein entſetzliches Schickſal, das damals urplötzlich über ſie hereingebrochen war. Aber die Gräfin wollte ja alles wieder gut machen. Sie iſt wohl leichtſinnig,

aber niemals ſchlecht geweſen. Auch wurde ſie von ihrem Manne ſo vernachläſſigt, daß ihre Fehler eher zu entſchuldigen waren. Und ſie hat die kurzen Stunden des Glücks bitter büßen müſſen. Coriſandens Zorn, ihre Verachtung haben ihr das Herz gebrochen und ihren Verſtand in den Zuſtand gebracht, den Sie eben beobachtet haben. Sie glaubt, noch jung zu ſein und ihr ganzes Leben nur geträumt zu haben. Die einzige Sehnſucht dieſes Traumes iſt nach Coriſande, und dieſe Sehnſucht begleitet ſie durch alle ihre Träume. Nun wird ſie ſich wohl nicht bald ſehnen —

Das Fräulein hatte die Hände in den Schoß gelegt und ſah noch immer zu dem Bilde empor, über das vereinzelte Blitze zuckten.

Und er?

Das junge Mädchen fragte es zögernd nach einer langen Pauſe.

Fräulein Ahlborn fuhr aus ihrem Schweigen auf. Er? Sie meinen Graf Alfred? Er hat damals die Stadt verlaſſen und iſt in die Ferne gegangen. Als er wiederkehrte, war er verheiratet. Er ſah noch immer gut aus, und man ſagte, er ſei ein ausgezeichneter Diplomat geworden. Solange ich im Hauſe der Gräfin bin, hat er es nie betreten. Jetzt iſt er lange tot!

Das junge Mädchen ſchauerte leicht zuſammen, und Fräulein Ahlborn lächelte leiſe. Seien Sie mir nicht böſe, daß ich Sie in dieſes düſtere Haus

gelockt habe, wo Sie in eine Geſellſchaft von Toten gekommen ſind. Denn die Gräfin und ich ſind tot; wenigſtens für dieſe Welt, und bald — bald —

Weiter ſprach ſie nicht. Aber auf ihrem Geſicht lag die Freude einer ſchönen Hoffnung.

Der Regen hatte inzwiſchen aufgehört. Als die Fremde auf die Straße trat, war die Luft von Blumenduft erfüllt, und in den Jasminbüſchen des Gartens begann die Nachtigall zu ſchlagen.

Einige Tage waren ſeitdem vergangen; da geſchah etwas wunderbares und allen Menſchen ſehr unerwartetes. Die alte Gräfin war plötzlich eingeſchlafen, um nie wieder zu erwachen. Anfangs wollte niemand an die Nachricht glauben, weil es allen ganz unnatürlich ſchien, daß die Gräfin ſterben könnte. Es war aber doch ſo.

Die Kinder trauerten ſehr über dieſen Todesfall. Sie ſahen nach dem Fenſter hinauf, wo die Gräfin ſo oft geſeſſen hatte, und erzählten ſich, wie oft ſie Kuchen von ihr bekommen hätten. Und da jeder behauptete, das größte Stück von ihr erhalten zu haben, ſo prügelten ſie ſich ſchließlich und machten dabei ſoviel Lärm, daß ſich die alte Dame ſehr gefreut haben würde, wenn ſie es hätte hören können. Aber ſie lag mit gefalteten Händen und friedlichem Lächeln auf einem weißen Atlaskiſſen, und ihre Enkelin, die Baronin, ſtand vor ihr und betrachtete nachdenklich die feingeſchnittnen, wachsbleichen Züge. Dann ſah ſie zu dem Bilde Cori-

sandens empor, das unverhüllt zu Füßen des Lagers hing und mit sonnigem Lächeln auf die Tote herabblickte.

Die Baronin hatte eine Ahnung von der Geschichte Corisandens; weil sie aber nichts darüber zu sagen wußte, so begnügte sie sich damit, mehreremale zu seufzen. Denn sie hatte Gefühl und sah es gern, daß andre Leute das merkten. Als nun ihr Mann neben sie trat, erzählte sie ihm aber doch flüsternd, was sie von der verstorbnen Corisande wußte, und wie die Großmama so sanft eingeschlafen sei, weil sie eine junge Corisande gesehen, die ihr nicht gezürnt hätte.

Die Stimme der Baronin klang bewegt, denn auch in ihrer leeren Seele war eine Saite aufgespannt, die erklingen konnte, wenn sie nur richtig berührt wurde.

Der Baron aber lächelte griesgrämig und sagte, er glaube nicht an Märchen. Dann ging er ins Eßzimmer, um Portwein zu trinken und sich zum letztenmale mit den übrigen Verwandten in die Pension der Gräfin zu teilen. Er ahnte nicht, daß Leben und Tod beides Märchen sind — immer dieselben Märchen.

Der langweilige Kammerherr

Der kleine Bauernhof, von dem ich erzählen will, lag ziemlich abseits. Man mußte ein ganzes Stück von der Landstraße abbiegen, wenn man zu ihm gelangen wollte; daher kamen nur wenig Menschen hin, und dann nur Spaziergänger, die nicht immer den glatten, wohlgepflasterten Fahrweg wandeln wollten. Auf diese Weise war auch ich nach einer langen, mühevollen Wanderung über sumpfige Wiesen und umgepflügte Felder bei dem Bauernhäuschen gestrandet. Plötzlich stand ich in seinem Garten, einem ungepflegten Fleck Erde, und weil ich müde war, setzte ich mich ohne weiteres auf eine verfallne Bank, die dicht am Hause stand.

Ich war nicht lange allein. Zuerst kam ein gelber Hund, der mich einen Augenblick beschnüffelte und dann an mir aufsprang und sich streicheln ließ. Er war nämlich noch jung, und sein Gemüt schien von bösen Menschen nichts zu wissen. Nach ihm erschien langsam und bedächtig ein Mann; der war aber ganz alt und hatte natürlich schon deswegen ein

großes Mißtrauen gegen alle Fremden. Er betrachtete mich eine ganze Weile aus tiefliegenden, rotgeränderten Augen; dann sagte er guten Abend, aber in einem Tone, der mich deutlich merken ließ, daß er mir eigentlich keinen guten Abend wünschte.

Dazu war es noch gar nicht Abend, denn die Sonne stand hoch, und die kleine blasse Mondsichel am Himmel hatte gar nichts zu bedeuten. Bei uns im Norden ist es im Sommer bekanntlich lange Tag, und wenn ich mich auch über eine Stunde weit vom Hause befand, so konnte ich doch vor Einbruch der Dunkelheit schon lange wieder in den Mauern unsers Städtchens sein.

Daher sagte ich auch dem finstern alten Manne, daß er mir schon erlauben müsse, ein wenig in seinem Garten sitzen zu bleiben, weil ich sehr müde sei.

Er betrachtete mich eine Weile schweigend, dann setzte er sich zu mir. Nun sah ich erst, daß er ungewöhnlich alt war. Sein Gesicht war mit zahllosen Fältchen bedeckt, und sein glatter Schädel konnte sich keines einzigen Haares mehr rühmen. Manchmal fiel ihm auch der Kopf auf die Brust, wie man es bei alten Leuten und bei kleinen Kindern findet; seine Augen aber blickten noch wunderbar klar und scharf.

Als er die blasse Mondsichel ansah, die ganz hinten über dem dunkeln Waldrande stand, trat ein merkwürdiger Ausdruck der Abneigung in sein altes Gesicht. Da is er all wieder! sagte er halb für sich; da soll doch der Donner einschlagen!

Ich mochte den Alten wohl etwas verſtändnislos angeſehen haben, denn er wandte ſich nun mit einer gewiſſen Herablaſſung zu mir. Ich mein Ihnen nich — ſagte er; for meinswegen können Sie hier gern ein büſchen ſitzen, wenn Sie das Spaß macht. Wenn ich doll bin, denn bin ich man bloß doll auf den alten Mond, und denn bin ich auch ümmer verdrießlich!

Warum denn? fragte ich.

Der Alte lachte etwas ungeduldig. Ja, ſo fragen die Leute woll. Ich hab mal ein Mann gekannt, der las Bücher, und der ſagte, auf den Mond würden auch Verſens gemacht. Du Heiland! Verſens aufn Mond! Da kann einen ja das Grauen bei ankommen. Verſens aufn Mond!

Er wiederholte die Worte noch mehreremal, und ſein gelber, häßlicher Hund ſchien zu glauben, daß er böſe ſei; denn er ſprang an ihm empor, leckte ſeine verarbeitete Hand und winſelte leiſe, als wenn er ſagen wollte: Sei nur ſtille, ich weiß ſchon.

Aber ich wußte von nichts, und mein Geſicht mußte ſehr fragend ausſehen, denn der Alte nickte mir zu.

Ja ja; Sie ſind woll ein von die feinens, die allens wiſſen wollen, und Sie wiſſen doch nich allens! Sie wiſſen ja nich mal, wer in dies Haus gewohnt hat!

Ich wußte es in der That nicht, und er lächelte zufrieden.

Sehen Sie, ich weiß mehr als Sie, viel, viel mehr! Hier wohnte mein Kammerherr! Haben Sie ihm mal gesehen? Nee — natürlicherweise nich, weil er all längstens tot is — tot und begraben! Ich abers kannte ihm, und ich habe ihm gut gekannt, weil ich all die Jahrens bei ihm war. Zuerst als son Art Reitknecht und denn ganz pöhundpöh als Diener für allens. Da kann ich ein Wort mitsnacken, wenn die Rede auf mein Herrn kommt — ganz gewißlich, und ich ärgere mir nich wenig, wenn andre Leute was sagen wollen über ihm!

Was sagen sie denn? fragte ich.

Er aber sah die Mondscheibe an und fuhr mit der Hand übers Gesicht. Als wenn ich das verzählte! Du meine Zeit — ganz gewiß nicht! Und ich kann das auch nich, wenn das alte Ding mir anglotzt! Weiß auch gar nich, was unser Herrgott sich gedacht hat, als er son dummes Ding an den Himmel setzte, was doch kein einzigen Menschen leiden mag! Sie mögen ihm leiden? Is wahr? Na, das kommt man bloß von die Jugend und weil Sie noch nix Böses erlebt haben. Wenn Sie man erst dreiundneunzig Jahrens aufn Buckel haben, denn sind Sie auch nich mehr hinterm Mondschein her — denn hat er auch schon hundertmal auf Ihnen geschienen, als Sie das gar nich haben mochten. Ja, da passen Sie man auf, und nun gehen Sie man nach Hause, denn Ruhe haben Sie gehabt, und Sie haben noch weit zu gehen. Ich kenn den alten Weg

ganz genau — dazumalen wars noch kein Schaffee, aber paſſieren that da mehr auf, als nu, da können Sie gewiß ſein!

Ich war aufgeſtanden, und der gelbe Hund ſprang wieder ſchwanzwedelnd an mir in die Höhe.

Perle mag Ihnen leiden, ſagte der Alte. Daran kann man merken, daß Sie nich ganz ſlecht ſind; denn for die Slechtigkeit is er nich. Na, wenn Sie hier mal wieder längs gehen, denn können Sie ganz gern ein büſchen auf mein Bank ausruhen. Kaput is ſie doch ſchon!

Damit endete mein erſtes Zuſammentreffen mit Detlev Markſen. Aber es war nicht mein letztes. Ich habe manch liebesmal auf der alten Bank geſeſſen und mit dem Alten geplaudert. Er konnte noch ſehr vernünftig ſprechen, trotz ſeiner Jahre, und er hat mir mancherlei erzählt. Nur wenn der Mond am Himmel ſtand, wurde er unruhig, und dann erging er ſich in den ſchwärzeſten Anſchuldigungen gegen dieſen Weltkörper, der uns andern Sterblichen doch gar nicht ſo unangenehm iſt.

Eines Tages aber erzählte er mir auch, weshalb. Ich war eingeregnet bei ihm, und zum erſtenmale hatte ich die Schwelle ſeines Hauſes überſchritten. Es war ein dunkles Zimmerchen mit kleinen, trüben Scheiben, in das mich der Alte hineinführte. Es ſtand wenig Gerät darin, nur etliche Holzbänke und am Fenſter ein Stuhl mit hoher Lehne, vor dem ſich mühſam ein Tiſchchen auf drei Beinen hielt.

Detlev Markſen nötigte mich auf den Fenſterplatz, er ſelbſt ſetzte ſich auf eine der Holzbänke, und Perle legte ſich ihm zu Füßen. Das Wetter draußen war ganz troſtlos geworden, an die blinden Scheiben ſchlug der Regen, und es beſchlich mich die trübe Ahnung, daß ich eine Zeit lang in dem dumpfigen, kleinen Stübchen würde aushalten müſſen, wenn ich nicht ganz durchnäßt nach Hauſe kommen wollte. Da ſeufzte ich denn und ſprach wohl mehreremal das Wort „langweilig“ vor mich hin.

Langweilig! ſagte Detlev, bedächtig ſeine Kniee reibend; ja langweilig is vielens auf die Welt. Meinen Herrn haben die andern Menſchens auch ümmer langweilig genannt. Bloß weil er nich ſprach und keine Geſchichtens verzählen mochte. Und er ſelbſt fand auch allens langweilig; und darum is er auch der langweilige Kammerherr genannt worden. Aber ein guten Mann is er darum doch geweſen, und ich kann mir bannig auf den Augenblick freuen, wo ich ihm wieder zu ſehen krieg. Bloß daß ich die Angſt hab, er könnt ſich im Himmel auch langweilen, weil er da ſo Anlage zu hatte. Eheſtens is das nu nich geweſen, als er jung und luſtig war, und die Franzoſens noch nich hier herum ramenteten.

Der Alte hielt mit Sprechen inne und ſah ſtarr in den Regen, bis er, wie aus tiefen Gedanken erwachend, ſeine Augen auf mich heftete. Sehn Sie man nich ſo traurig aus! ſagte er gutmütig. Sie ſind noch zu jung fürs Langweilen, und ein büſchen

Regen is nich ſlimm. Viel ſlimmer is, wenn der Mond ſcheint und ich immer an allens denken muß, was damalen paſſierte, damalen, als die Franzoſens hier auf einmal in die Gegend waren. Da haben Sie woll nie was von gehört, daß die mal ne Revolutſchon hatten, was ſon allgemeine Koppabſlägerei is. Sogar den König ſlugen ſie tot, und was die vornehmen Herrens waren, die ſowas nich mochten, die kratzten aus. So ſind denn damalen ein ganzen Berg feine Herrſchaften nach unſer Holſtein gekommen, die ſich von all den Spektakel in 'n Franzoſenland ein büſchen verpuſten wollten. Das konnten ſie denn auch: denn hier ging allens manierlich zu, und an Koppabſlagen dacht kein Menſch. Du liebe Zeit, ich hätt mein Kammerjunker auch den Kopp nich abſlagen können, mit den beſten Willen nich. Son luſtigen Herrn wie das war! Der alte Herzog konnte ja leicht doll werden, aber bös bin ich ihn auch nie geweſen. Was das fürn Herzog war? Der wohnte in Eutin, und mein Herr war ein von ſeine Junkers. Da nannten ſie ihm noch nich den langweiligen Kammerherrn; denn er war bloß Kammerjunker, und die Langweiligkeit kannte er auch nich von Hörenſagen, das is ganz gewiß. Ein von die vergnügteſten Junkern war er, die ich in mein Leben geſehen habe, und deshalb mochte ich ihm auch ſo gern leiden. Und die Franzoſens hatten ihm auch gern. Ich glaub nu eigentlich nich, daß unſer Herzog in Eutin die franzöſiſchen Herrſchaften eingeladen hatt —

da weiß ich wenigstens nix von, abers ich glaub es auch nich. Die Grafens und Herzöge sind von selbst gekommen: erst waren sie in Plön und an den Plöner See, und mit einmal wohnten sie auch in Eutin und brachten viel Spektakel und Vergnügen mit. Das war was für meinen Kammerjunker, kann ich Sie sagen! Der war nich umsonst jung und hübsch und slank von Gliedern, den prickelte die Lebenslust bis in die Fingerspitzens, und er machte den ganzen Tag ein so lustiges Gesicht, als wenn er in Winter und Sommer jeden Morgen ne frische Rose von 'n Busch abpflücken konnte, wo gar keine Dornens an waren. Er war auch nich in Holstein geboren, wo die Leute manchmal ein büschen ernsthaft sind; er kam von hinter die Elbe her, da wo die Berge stehen und veritabeln Wein aufn freien Felde wachsen soll. Ob das wahr is, kann ich nich sagn; das weiß ich abers: mein Junker sein Vater war kein reichen Mann, wenn er selbstens auch Wein trinken konnte wie Wasser, und unser Geldbeutel hat jeden Tag in Jahr die leibhaftige Swindsucht gehabt. Und gar kein Geld zu haben, das is fürn Junker ein furchtbar unangenehmes Gefühl. Das waren damals sehr slechte Zeiten. Einer von die Franzosens, der in Frankreich was zu sagen hatte, der hieß Napolium, und der hatte viele Adlichens und vornehme Herrens aus dem Lande gejagt und mochte nich, daß die deutschen Fürstens diese Verjagten aufnahmen. Ich glaub beinahe, daß er auch an unsern Eutiner Herzog so was

geſchrieben hat, genau kann ich es abers nich ſagen. Denn ich war ja man ein Reitknecht, und wenn ich auch mit mein Kammerjunker ganz natürlich ſprach, ſo hat mich doch der Herzog niemals was verzählt. Abers er hat doch oft ein verdrießliches Geſicht gemacht über die vielen Franzoſens, die mit einmal in Eutin waren und nicht wieder fortgingen. Sie koſteten auch ein Berg Geld, und wer anders als unſer Herzog konnte ihnen was geben? Abers weil er ſelbſt nich viel hatte, ſo konnte er ihnen man bloß was geben, wenn er ſeine Junkers ein büſchen knapp hielt, und ſo kam es, daß mein jungen Herrn ſein Geldbeutel noch leerer war als ſonſtens.

Die Franzoſens nahmen allens, was ſie kriegen konnten; ſie ſagten man bloß Merſſi, und denn meinten ſie was Großes gethan zu haben. Am ſlimmſten war ſon alter Kerl, der das ganze Geſicht voll Falten und ein paar blanke ſwarze Augen hatt. Die andern nannten ihm den Herrn Vikomt, und er ſaß oft bei mein Junker auf ſein Zimmer ins Schloß zu Eutin, weil, wie er ſagte, mein Herr ein Vetter von ihn wär. Ich konnt mich das nu nich denken, wie kann ein deutſchen Herrn nen Vetter im Franzenland haben? Sie fragten mir abers gar nich, was ich glaubte. Sie waren ümmerlos zuſammen und ſnackten, und pöhundpöh kam ich denn auch dahinter, was meinen Junker ſo bekannt machte mit den alten verdrehten Narren. Dieſer Vikomt hatt ein Tochter, und ihr mocht mein Herr leiden, und als ich ihr

das erstemal sah, da wußt ich all Bescheid. Denn ich kannt den Gesmack von mein Junker. Nüdlich und fein war sie, mitn klein süßen Stimme und gnitterschwarzen Augen. Das Jahr vorher, da hatt mein Junker auch son kleine Deern furchtbar gern leiden mögen, und diese sah beinah akkrat so aus, wie die von vorigen Sommer. Die von vorigen Sommer war mit einmal fortgekommen von Eutin, und mein Herr hatte sich bannig angestellt bein Abschiednehmen und konnt sich ein paar Tage gar nich veramüsieren. Da freut ich mir denn, wie ich die kleine fremde Komteß zu Gesicht krieg, weil nu mein Junker wieder ein Spaß hatt. Denn bei die Liebe is die Hauptsache, daß man Veränderung hat, und ich kann nich anders sagen, als daß mein Herr davon genug bekam, denn die Franzosens stellten unser klein Stadt ganz aufn Kopp. Ein Hophei folgte den andern, und mein Junker klabasterte den ganzen Tag mit die Fremdens herum und snackte französisch mit sie, was ich gar nich ordentlich verstehen konnte.

Diese Art mocht ich nu nich besonders leiden, und da war auch noch mehr, was mir ärgerte. Die kleine Komteß war slecht in Zeug und ließ sich allens von mein Junker schenken, und ihr Vater wollte ümmerlos Geld geliehen haben, auch von mein Junker, und der hatt doch rein garnix. Denn ich hab schon verzählt, daß der Herzog die Gehälter von seine Hofleute hatt kleiner machen müssen, weil daß er so viel an die Franzosens abgab, und mein Herr kriegte

auch noch alle paar Wochens ein Brief von sein Vater, er sollte ihm doch nich vergessen und ihn ein büschen von sein Salähr abgeben, weil daß er so viel Kinder hätt und partuh Geld gebrauchen thäte. Mein Kammerjunker abers, der hatt all lang Schuldens und bezahlte Sneider und Schuster man knappemang. Nu fing er auch an, ein paar Bärens anzubinden bein Gärtner, bein Kaufmann, wo die feinen Kleiders zu haben sind, bein Goldschmied, wo man Savjettenringe und Halskettens für die Damens kaufen konnt. Früher hatt er an solche Leute nich in Traum gedacht — nu wollte abers die Komteß was geschenkt haben und kuckte den Junker so an mit ihre blanken Augens, daß er allens kaufte, was sie leiden mochte. Ein klein büschen Schulden, da fragt kein vornehmen Herrn nach. Wenn die abers immer doller werden, denn is das nich nett, und ich konnt es den Goldschmied garnich verdenken, daß er falsch wurde.

Das war an 'n Abend in Maimonat, und ich hatt ein ganzen Strauß Maililjen an die Komteß bringen müssen. Sie steckt ihr klein Gesicht tief in die Blumens, als wenn sie da was ein suchte, und denn zuckte sie ein büschen mit die Schulterns. Ich ärgerte mir; denn ich wußt, daß sie zu mein Junker gesagt hatt, sie sehnte sich so nach die roten Krallens, die bein Goldschmied im Fenster lagen. Und fünfmal hatt ich all zu den alten ekligen Mann laufen und ihm fragen müssen, ob er nich noch einmal ein

klein büschen Kredit geben und meinen Herrn das Halsband lassen wollt. Der Alte abers smiß mir beinah aus die Thür und sagte dabei soviel Böses, daß ich mir ärgerte und auch grob wurde. Denn, als ein herrschaftlichen Diener hatt ich nich nötig, mich was gefallen zu lassen. Das war aber allens noch nich genug: als ich die Blumens zu die Komteß gebracht hatt und nu auf die Straße geh, da begegnet mich der Goldsmied noch einmal und sagt, ich hätt mir slecht gegen ihm benommen, und er wollt mir an den Herzog verklagen, weil ich grob gewesen wär. Und sagen wollt er auch noch, daß mein Junker aufn slimmen Weg wär und bald wohl von Eutin weg müßt. Ich wurd natürlich falsch, wie er sowas sagt, und wir haben uns auf die Straße tüchtig die Wahrheit gesagt, bis mir mit einmal ein andre Person an den Arm kriegt und meint, ich soll man mit ihn gehen und den Goldsmied snacken lassen. Und wie ich mir denn nach diesen Freund umkucke, so is das ein Herr aus Hamburg, heißt Rosenstein und scheint ein ganz gebildeten Mann zu sein!

Detlev Markfen hielt inne mit Sprechen und starrte durch die blinden Scheiben.

Was das fürn Wetter is! sagte er nach einer Weile. Und noch dazu in Sommermonat! Ich hab das all ümmer gesagt, son schönes Wetter wie früher giebt es garnich mehr. Das kommt, weil allens slechter wird in die Welt. Na, ich geh da ja nu bald aus fort,

und da freu ich mir auf. Denn wenn ich auch zu leben hab, und Perle ein gutes Tier is, so is mich das Leben doch nich so pläsierlich mehr wie früher.

Er schwieg wieder und seufzte etwas. Dann sah er mich mit seinen scharfen Augen an. Sie langweilen sich woll gräsig bei mich? Das thut mich leid; denn ich mag nich, wenn die Jungens schon ernsthafte Gesichters machen. Da is in Alter Zeit genug zu — nich, Perle? Lieg man still, klein Hund, und laß mir noch ein büschen snacken und an die alten Geschichtens denken, wo ich ein jungen, frischen Kerl war und mir aus den leibhaftigen Deuwel nix machte. So bin ich auch mit diesen Rosenstein in ein Weinstube gegangen und hab mit ihn getrunken, obgleich er auch ein Deuwel war, bloß, daß ich es nich merkte. Von außen hätt das auch kein Pastor merken können, und vielleicht auch nicht der Supperndent, der doch von allens Bescheid weiß. Denn Rosenstein war ein höllschen netten Kerl und hat mit mich nur von die feinsten Sachen gesprochen. Von mein Herrn, und wie ein so smucken jungen Mann doch mit das leidige Geld keine Swulitäten haben dürft; wie ihn das ümmer so leid thät, wenn sich seine Herrens nich allens kaufen könnten, was sie nötig hätten, und ob er mich woll ein Thaler schenken dürft. Da gab ich denn mein Erlaubnis zu, und wie er fragt, ob er mein Herrn woll sein Aufwartung machen könnt, da sag ich natürlicherweise ja.

Ich will auch nicht viel von euerm Junker! sagt Herr Rosenstein und nimmt ein Sluck Wein. Bloß daß ich ihm einen kleinen Verdienst gönnen möchte. Ich schreibe nämlich eine Zeitung in Hamburg, eine Zeitung für die Franzosen, die überall verstreut leben. Und nun frage ich verschiedne Herren, ob sie mir nicht Briefe schreiben wollen, in denen etwas über die Franzosen steht. Nicht wahr, hier leben doch auch Franzosen?

Lieber Gott, ja! sag ich, Franzosens, mehr als wir brauchen können!

Herr Rosenstein nickt, und dann redet er noch ne ganze lange Zeit. Er war ein feinen Mann und hatte feine Wörters, wie ich ihnen nich kenne und nich nachsprechen kann; abers dumm bin ich niemalen gewesen, und was der Mann aus Hamburg wollte, hatt ich bald begriffen. Die Hamburgers sind reiche Leute, und sie geben mannichmal Geld aus für Dingens, an die kein ander Mensch denken thut, bloß natürlicherweise, um ihr Thalers los zu werden. So war es auch mit diesen Mann, der wollt ein paar Briefens geschrieben haben, und da sollte einstehn, was die Franzosens in Eutin und in Plön thäten, und wie sie hießen, und was sie vorhätten, weiter ganz und garnix. Und für so dumme Briefens wollte Herr Rosenstein ein ganzen Berg Geld geben, weil, wie er sagt, die Franzosens, die überall verstreut wären, von ihre Landsleute gern was hören wollten, und seine Zeitung von alle Leutens gekauft werden würd.

Denken konnt ich mich das nu nich, denn wer mocht woll von die alten Parlewuhs hören, die so verdreht snackten, daß kein vernünftigen Mensch sie verstehn konnt? Aber schließlich konnt mich den ganzen Swindel ganz egal sein, wenn mein Junker bloß ein büschen Geld verdiente, denn der hatt keinen Schilling mehr auf die Naht, was auch for mir ein gräsiges Gefühl war.

So bin ich denn mit Herrn Rosenstein zu den Kammerjunker aufs herzogliche Sloß gegangen und hab die ganze Geschichte bald in Ordnung gebracht. Zuerst war mein Junker ein büschen verwundert und kuckte sich Herrn Rosenstein an, und wußt nicht recht, was er sagen sollt. Abers dann dachte er, daß es doch leicht wär, ein paar Briefens zu schreiben und Geld dafür zu kriegen. Was sein Vater war, da hinter die Elbe, der hatt ihm all lang um Geld gequält, und dann fielen ihn die Gläubigers ein und das Krallenhalsband für die kleine Komteß. Und dann sagt er ja. Da hat ihn dann Herr Rosenstein gleich auf Abslag ein paar Lujedors gegeben, und wie mein Junker das Geld sieht, da schiebt er mich ein Goldstück zu, und ich muß nach das Halsband laufen. Das ärgerte mir nu furchtbar. Son Unsinn kommt abers von die Liebe, und da kann kein Mensch was bei thun. Deshalb muß man von sie fortbleiben, bloß, daß das nich jedermann sein Sache is. Mein Herrn sein Sache is das nich gewesen, und wenn ich auch die slimmsten Gläubigers von Rosenstein

ſein Geld bezahlt hab, ſo iſt doch das meiſte drauf=gegangen zu Geſchenken für die kleine Komteß.

Detlev Markſen ſchwieg wieder und ſchüttelte den Kopf. Dann zuckte er die magern Schultern und ſtreichelte ſeinen Hund, der ſich ganz dicht an ihn gedrängt hatte.

Ärgern hilft nu nix mehr, fuhr er fort, ſonſten könnt ich mir den ganzen Tag ärgern. Dazumalen wollt ich nich ümmerlos an die Dummheit von mein Junker denken, ſondern ihn ein büſchen helfen, damit er doch Briefe ſchrieb, wo was ordentliches einſtand über die Franzoſens, damit er Geld ver=dienen thät. Und ſo machte ich mir an ein Franzoſen heran, daß der mich ein büſchen verzählte. Der hieß Piähr und war ein ziemlich alten Mann, der ein büſchen deutſch ſnacken konnt, weil daß er von die Ecke kam, wo die Deutſchens und die Franzoſens ganz dicht zuſammenwohnen. Das muß auch ſo über die Elbe ſein. Piähr ſein Herrſchaft war ein alten Herzog, der in dieſen Momang erſt nach Eutin kam und ne ganz feine Wohnung hatte. Dieſer Herzog gehörte nich zu die ganz pohwern Franzoſens, die tanzen lehrten und partuh franzöſche Stunde geben wollten. Er war ein feinen alten Mann mit großen Augens und ein Perrücke. Mir kuckte er natürliche=weiſe niemalen an, weil daß ich man bloß ein ganz gewöhnlichen Diener war; und ſelbſt mit mein Junker ſprach er nich, und auch mit die andern Herrns vom Hofe mochte er nich zu thun haben. Bloß unſer

Herzog und die Prinzens, die ließ er sich so knappemang gefallen, und unsre Durchlaucht war so gnädig gegen ihm, daß ich mir ärgerte. Die andern Franzosens, die dienerten und knieten, wenn sie man bloß ein Rockslippen von den alten Mann sahen; auch die klein Komteß und ihr Vater, der jetzt den ganzen Tag mit mein Junker zusammen war und sich freihalten ließ. Um diese Zeit war die klein Komteß mit meinen Kammerjunker verlobt — wenigstens nenn ich das so, wenn man Hand in Hand sitzt und sich ümmerlos küßt — ümmerlos und ümmerlos, was den Brautstand doch hellschen swer machen muß.

Na, vor meinswegen konnten die jungen Herrschaften thun, wo sie Lust zu hatten. Ich saß nu alle Tage mit Piähr zusammen und snackte mit ihm. Wo is dein Herzog so stolz auf? fragt ich ihm einmal.

Da macht er ein wichtiges Gesicht. Oh, sagt er, er is furchtbar vornehm! so vornehm, daß er bei Hofe ümmer ein von die ersten war, die den König beim Aufstehn sein Hemd geben konnten!

Du gerechter Heiland, sag ich, mit son Ehr bleib mich von Leibe! Da würd ich mich rein garnix aus machen.

Da verstehst du nix von, sagt Piähr und kuckt mir böse an. Keiner von die dummen Deutschens versteht was von das Allerfeinste bein französchen Hof!

Is das so? mein ich und fühl, wie ich falsch werd. Was kommt ihr feinen Franzosens denn über-

haupt zu uns, wenn ihr es bei euch zu Hause viel feiner habt? Mich wärs viel lieber gewesen, ihr hättet euch alle mitsammen in euern feinen Land den Kopp abhacken lassen; dann hätt mein Kammerjunker nich so viel Raupen in Kopp gekriegt.

Piähr, der auf deutsch Peter hieß und auch ein ganz guten Kerl war, suchte mir wieder zurechtzusnacken. Sei man nich gleich so doll, Detlev! Ich kann da nix vor, daß allens so komisch kam, und wenn es nach meinen Herzog gegangen wär, dann säßen wir auch nich in Eutin, was ne langweilige kleine Stadt is. Am liebsten wären wir in Ungarland geblieben, wo mein Herzog ein Vetter hat; abers er wollt so gern sein einzigen Sohn sehen, der mit einmal hierherkommt. Son Mann, wenn er auch vornehm is, so hat er doch Gefühl, und der junge Herzog is noch dazu man knappemang von die Jakobiners weggelaufen, die ihm schon an Schlafittchen hatten!

Und Piähr, der ein Schrecken gekriegt hat, weil daß ich böse wurde, verzählt ein ganzen Berg, und weil ich daran dacht, daß mein Junker bald wieder ein Brief an Rosenstein schreiben mußt, so hör ich genau zu. Ich konnt ja vielleicht was auffnappen, was nett zu schreiben war.

Der Herzog hatt also furchtbar viel Slösser in Frankreich und auch viel Silberzeug und Kisten voll Geld. Fort mußt er abers doch aus sein Vaterland, weil er so gut bekannt mitn König gewesen war.

Und was sein Sohn war, der noch garnich mal verkonfermiert gewesen war, der hatt mit sein Hofmeister in Nacht und Nebel nach Engelland fliehen müssen, ohne sein Vater Adjö zu sagen. In Engelland hatt es der junge Herzog ganz gut, und kein Mensch that ihn was; abers was die jungen Leute sind, die kriegen doch alle Snurren in Kopp. Kaum is der junge Herr ein büschen trocken hinter die Ohrens geworden, da mag er nich mehr bei die Engelländers sein und geht dahin, wo sein Königsfamilie in die Verbannung lebte. Denn nich alle die Prinzens und Prinzessinnens waren tot, nur ein paar; die andern hatten sich Frankreich mitn Rücken angesehen und lebten anderswo. Und dieser junge Mann reist die Herrschaftens nach, und allens, was er von sein Vater kriegt, das giebt er an sie. Mit den Thalers wars abers noch nich halb gut; verlieben mußt er sich auch und in eine von die allervornehmsten Prinzessinnen, was natürlicherweise ein Unsinn war. Abers der junge Herzog hatt noch mehr Dummzeug gemacht, nämlich eine Verswörung gegen Napolium, und der war fuchswild auf ihm geworden und hatt nen Preis auf sein Kopp gesetzt. Ja, sowas kam dazumal vor, und keiner fand was besonders drin; bloß, daß der junge Herzog noch dümmer wurde und nach Deutschland kam. Piähr sagte, er sollte eigentlich in Rußland oder Sweden sein; nu abers wollte er partuh nach Plön kommen und bloß, weil seine Prinzessin auch erwartet wurde. Was die nu in unser

kleines Holstein wollte, da bin ich nich hinter gekommen: ich denk mich, daß sie sich mit ihre Onkels verzürnt hatte. Jedenfalls is sie in die Umgegend von Plön aufn Gut gewesen, und der junge Herzog hat auch kommen wollen, um ihr zu sehen.

So hat mich Piähr verzählt und denn noch gesagt, daß sich die beiden jungen Herrschaftens ein oder zwei Jahr nich gesehen hätten, und daß sie es nu vor Sehnsucht nich mehr aushalten könnten, was mir ziemlich gewundert hat. Denn wenn ich ein klein nüdliche Deern von Maitag bis Michelis nich sehe, dann weiß ich doch warraftigen Gott nich mehr, was sie vorn Gesicht hat, und ich kann mir mit den besten Willen keinen Momang nach ihr sehnen. Piähr sagte abers, bei die Vornehmens wär das anders. Die hätten ümmerlos die Liebe in Kopp, und das feinste wär es, dieselbige Dame ne ganze Zeit lang zu lieben, auch wenn man ihr garnicht sähe. Na, und dann verzählte er mich, daß der alte Herzog man bloß deshalb nach Eutin gekommen wär, um sein Sohn und die Prinzessin zu besuchen, sonsten hätt er viel sicherer in Ungarland bleiben können, das ja ganz dicht bei Italjen liegt. Das wär nu ganz gewiß besser gewesen; abers er wollt sein Jungen sehen, der nu groß und stattlich geworden war und ein ganzen feinen Kerl, wie Piähr sagte. Er konnt überhaupt garnich aufhören von den jungen Herzog zu sprechen, der son klein süßen Jungen gewesen wär, und daß der Alte auch ein ganz ordentlichen Krakter hätt.

Ich muß nu sagen, daß mir die ganze Geschichte hellschen langweilte; zuhören that ich abers doch, weil ich an den Brief nach Hamburg dachte. Und wie ich nahstens zu mein Herrn retuhr kam, wußte der bald, was er an Rosenstein schreiben sollt: von die französche Prinzessin, die in Holstein war, und von den jungen Herzog, der ihr so lieb hatt und darum auch kommen wollt.

Mein Kammerjunker hört mich auch ganz aufmerksam zu und spielt mit den Deckel von sein Geldkasten. Klein war das Ding und doch ümmer leer. Wenn abers der Vikomt nich gewesen wär, den mein Herr ein neuen Anzug hatt machen lassen, denn hätt da noch was einsein müssen. Das wußt ich ganz genau und ärgerte mir ein büschen, swieg abers über die Geschichte. Bloß, daß ich nahstens ganz verloren for mir hinsagte, daß es doch slimm wär, wenn jemand den Vater von ein klein nüdliche Deern partuh nix abslagen könnt. Mein Herr lacht ein büschen und wird rot, und denn fragt er mir noch einmal nach die französche Prinzessin und nach den jungen Herzog, und denn schreibt er nen langen Brief an Rosenstein.

Kein vierzehn Tage hats gedauert, da kriegt er von Hamburg nen ganzen Berg Geld geschickt, und Herr Rosenstein schreibt, der Brief hätte ihm furchtbar gefreut, und der Junker sollt man immer mehr Nachrichten von die Franzosens schicken. Da war mein Kammerjunker denn oben auf, schenkte an die

kleine Komteß zwei Kleiders und ein feines Armband, und die Herrschaften aufn Sloß snackten alle davon, daß es nu bald Hochzeit geben müßt.

Detlev Marksen hatte zuletzt sehr schnell gesprochen. Jetzt schwieg er plötzlich und sah mich ernsthaft an. Sie haben woll kein Geduld, mich zuzuhören — nich? Na, nu müssen Sie aber zu Ende bei mich aushalten, denn es regent noch ümmer. Vielleicht, daß es garnich heute wieder aufhört!

Der Mond kommt aber nachher! rief ich, etwas bestürzt.

Der Alte zuckte zusammen. Haben Sie auch was mitn Mond vor? Ich kann ihm nicht leiden, und wenn ich ihm ansehe, wird mich ümmer ganz swiemelig zu Mute. Da hab ich auch Grund zu, kann ich Sie sagen. Und was der Frühling is, an den kann ich auch nix finden. Ich weiß woll, die feinen Herrschaftens, die gehen dann aufs Land spazieren, riechen an Blumens und fangen an zu swögen, wenn sie ein paar Vögelns singen hören. Mein Kammerjunker war auch so ein, der in Graben stieg und sich ein paar ganz gemeine Vergißmeinnich pflücken komt. Die gab er dann an die Komteß und seufzt dabei, was mir ärgerte, denn ich mocht ihr ümmer weniger leiden. Jeden Tag wollt sie ein Geschenk haben, und wenn sie das nich kriegte, denn weinte sie und sagte, mein Junker hätt kein Ahnung von die wahre Liebe. Und er that nix anders als sie lieben!

Da freute ich mir denn nich wenig, als mein

Junker mit einmal verreisen sollt. Aufn Sloß in Plön war auch ein Herzog aus die Oldenburgische Familje, und der bat mein Kammerjunker, ein büschen hinzukommen. Ein von seine Hofherreus war gerade krank geworden, und weil er Besuch hatt und Gesellschaften geben wollt, da meint er, er käm in Verlegenheit, wenn er nich noch ein Junker kriegte. Mein Herr hat nich viel Lust zu die Tuhr, weil daß er nich von die Komteß fort wollte; abers sein Herzog schickte ihm nach Plön, und er wußte ja auch, daß er bald wiederkommen könnte.

Da sind wir denn nach dem Plöner Sloß geritten, und mich war die ganze Geschichte sehr angenehm. Denn ich langweilte mir in Eutin bei diese ewige Liebe, und Piähr war auch schon ein paar Tage fort und hatt mich nich einmal Adjö gesagt. In Plön nahmen wir Loschi im Hirsch, was dazumalen ein sehr feines Gasthaus war, und denn meldeten wir uns aufn Sloß. Der Herzog Peter Friedrich von Oldenburg wohnte all lange hier. Er war ein büschen swach von Verstand, was bei einen Herzog abers nix thut, und viele Herren von Adel lebten bei ihm und hatten gute Tage. Auch die Franzosens, die in die Stadt und Umgegend wohnten, kamen viel zu die Plöner Herrschaftens, und da war viel Vergnügen und Amüsemang.

In ganzen habe ich Eutin lieber als Plön, weil ich die Stadt besser kenne, den Sloßgarten von Plön mag ich abers lieber leiden. Da sind viel größere

Bäume ein, und der Plöner See ist auch nich häßlich. Auf den sah man ümmer, wenn man in den Park spazieren ging, und zwischen die versnittenen Heckens standen Figurens von Stein. Ein büschen nackigt sind sie mich woll vorgekommen; aber aus sowas machen sich ja die Vornehmens nix.

Als wir diesen Sommertag in den Sloßgarten kamen — ich ging hinter meinen Junker her —, da war ein große Gesellschaft versammelt. Auf ein Platz nahe bei das Gehölz, das sie den Nübel nennen, da steht ein ganzen Berg Bäume, lingelang gepflanzt, daß man zwischen sie Stücke Zeug oder sowas ähnliches hängen kann. Die nennt man Klissens, und die Dingers braucht man zun Theaterspielen. Hier, in diesen Momang, wo wir kamen, wurd denn auch Komedi gespielt, von Damens in kurzen Kleidern und von Herrens in bunten Röcken. Auch ein paar Lämmers liefen da mit mang, und auf den besten Platz bei die Zuschauers saß Herzog Peter Friedrich und strickte Strümpfe. Das war sein liebste Arbeit, und da kann ja auch kein Mensch was gegen sagen.

Weil nu all die Herrschaftens doch was zu essen haben sollten, sagt mein Junker zu mich, ich sollt mir an den herzoglichen Kammerdiener wenden, ob ich nich ein büschen bei die Aufwartung mit helfen könnte. Das thu ich denn und sehe, daß mein Freund Piähr mit einmal auch da is, mitn Limmernadenbrett rumläuft und mich ganz verstohlen zuwinkt. Als ich

nahstens ein Packen Teller an ihn vorbeitrag, stößt er mir leise an und sagt: Mein jungen Herzog is hier, und die Prinzessin auch!

Ich hätt beinah all das Geschirr fallen lassen, so verfiehrte ich mir, und denn ärgerte ich mir noch obendrein. Denn heut morgen noch hatt mein Kammerjunker an Rosenstein in Hamburg geschrieben, er sollt ihn Geld in voraus schicken, weil daß er wieder nix hatte. Wenn er nu gewußt hätt, daß die französche Prinzessin und ihr Bräutigam hier wären, so würd er ja Geld genug for diese Nachricht gekriegt haben. Vielleicht konnt er nu noch einmal schreiben!

Ich überlege mich das gerade und verteile inzwischen die Tellers an die Herrschaftens, da sehe ich mit einmal ein slankes junges Mädchen. Sie geht durch die Reihens von die Gesellschaft und spricht mit jedereinen. Groß war sie weiter nich, hatt ein simples weißes Kleid an und nich mal Puder auf ihre blonden Haarens. Nach was besondern sah sie gar nich aus. Als sie mir aber so ein büschen ankuckt, da krieg ich das Fliegen in die Gliedersens und muß drecktemang stille stehn. Neben sie geht ein jungen Mann. Der is groß und breit und hat ein gutes Gesicht. Beide snacken französisch mit die andern Herrschaften und lachen und machen Konversatschon, gerade so wie die andern, und doch sind sie anders — ganz und gar anders. Das war grad, als wenn die zwei Menschen aufn ganz hohen Berg

stünden, und die andern könnten nich mal ordentlich in die Höchte kucken.

Den Tag hab ich man slecht aufgewartet, denn ich mocht die französische Prinzessin so gern ansehen. Natürlich nur aus die Ferne, weil ich gleich das Fliegen in die Hände kriegte, wenn sie mich nahe kam. Und sie war nich mal stolz. Wie sie von mein Theebrett ein Glas Limmernade nahm, sagt sie ordentlich „danke" auf deutsch und slägt die Augens ganz freundlich zu mich auf, wo doch sonstens die Franzosens für uns Bedientens kein gutes Wort hatten. Ich freute mir denn auch nich wenig: erstens weil die Prinzessin mir ankuckte, und denn, weil sie ganz andre Augen hatt als die kleine Komteß. Keine swarze; nein, dunkelblau waren sie, und durch die Bäumens schien gerade die Sonne auf ihr weißes Gesicht. Ich mußte an das Bild von den Engel denken, das in Eutin in die Sloßkapelle hängt.

Mein Junker durfte warraftigen Gott mit die Prinzessin snacken! Piähr sein jungen Herzog kriegt ihn bei die Schulter und sagt sein Namen. Da giebt das Fräulein ihm die Hand, lacht ein büschen, wobei ich seh, daß sie ein süßen kleinen Mund hat, und denn spricht sie ganz lange mit mein Herrn. Er wird bald blaß, bald rot, und ob er doch französisch parlieren kann, so fängt er an zu stottern und kann nich weiter. Da fängt die Prinzessin an mit ihn deutsch zu sprechen — ganz langsam und deutlich, und ich kann verstehen, was sie sagt. Daß sie noch

ein büschen in Holstein bleiben und mit den Herzog zusammen sein will, wenn man bloß Napolium da nix von merkt, da er doch so böse auf ihren Bräutigam is, und daß sie hofft, er wird es nich zu wissen kriegen, daß der junge Herr nu auch hier is.

Mein Junker legt denn die Hand aufs Herz und stottert, daß ihr Bräutigam sicher sein soll vor allen Feinden, wenigstens was er dazu thun kann. Er sah ein büschen aufgeregt aus, sodaß ich mir wunderte; die Prinzessin merkte abers natürlicherweise nich das geringste und war sehr gnädig mit ihn. So war sie freundlich mit alle holsteinischen Herrens und Damens und bat alle, sie sollten doch nich verraten, daß sie in Plön wär mit ihren Verlobten. Und alle haben gesagt, sie wollten Gut und Ehre für ihr hingeben, was ein jeder auch meinte. Denn wer konnte das Fräulein sehen und ihr nich gleich lieb haben?

Na, nahstens is denn wieder Komedi gespielt worden. Ein paar französche Herrschaftens jachterten mitn Dutzend Lämmern zwischen die Klissens herum und sagten Versens auf. Das war gräßig langweilig, und ich sagt zu Piähr, die Lämmers sollten doch man geslachtet werden, damit ein büschen Leben in das alte Stück käm. Er abers sagte, das wär keine Mode, und so is das Viehzeug wieder in den Stall gebracht worden, als die Gesellschaft zu Ende war. Denselbigten Abend habe ich meinen Junker sehr verändert gefunden, er hat kein Wort mit mich gesnackt, was er sonstens doch immer that, und is ganz

komisch gewesen. Sonstens hat er ein klein Porträtt von die Komteß vor sein Bett gelegt und noch einmal geküßt, diesen Abend kam es mich vor, als dachte er garnich an ihr. Mich war die Geschichte ja einerlei; abers ich fragte doch, ob ich nich das Bild ausn Mantelsack kriegen sollt. Da nickte er denn auch, hat es abers nich einmal angesehn. Weil ich mich nu aus sein Benehmen kein Vers machen konnt, hab ich auch nich weiter drüber nachgedacht. Denn mein Vater sein Swester, was mein Tante war, die hat all ümmer gesagt, von Nachdenken kriegte man nix als Koppsmerzen, und das is auch wahr.

Den andern Morgen ging ich ein büschen in Plön spazieren. Ich hatt da ein Vetter, der war Slachter und wohnt aufn Strohberg, und ich wollt ihm gerade besuchen, da begegnet mich Herr Rosenstein. O herrjeh, Detlev, sagt er, wo kommt ihr denn her? und that bannig verwundert, mir zu sehen, obgleich ich mir doch mehr verwundern konnte über ihm. Denn das is doch ein ganze Pottschon weiter von Hamburg nach Plön, als von Eutin nach Plön. Weil er sich nu abers so gräsig freute, mir zu sehen, und mir auch gleich auf ne halbe Flasche Wein einlud, so dacht ich nich viel über sein Verwunderung nach und ging mit ihn in ein klein stille Weinstube. Da gab es einen prachtvollen Wein, wie ich ihm noch niemals gesmeckt hatt, und als nu Rosenstein von die französche Prinzessin snackt und

ſagt, daß er ihr ſo lieb hätt und ihren Bräutigam auch, und daß er die beiden Herrſchaftens wohl beſchützen möcht, daß ihnen nix paſſiert, da werd ich denn ganz gerührt. Und wie ich merk, daß Roſenſtein noch garnich genau weiß, wo das Brautpaar is, ob in Kiel, oder in Rendsburg, oder in Plön, da ſag ich ihm natürlicherweiſe Beſcheid: daß ſie hier ſind, und daß ſie auch fürs erſte bleiben, und daß wir alle auf ihnen paſſen ſollen. Und Roſenſtein freut ſich ganz fürchterlich, daß die Herrſchaften ſo gut aufgehoben ſind, und giebt mich Geld für mein Junker, damit er noch einen Brief an ihn ſchreiben ſollt, wenn da irgend was Beſonderes los wär, denn, ſagt er, ich will den beiden herrlichen Menſchen doch auch zu ihrem Glück verhelfen!

Das klang nu wirklich ſchön, und wie ich von ihn fortging und ſo viel Wein getrunken hatt, daß ich ordentlich ein büſchen ſwindlig war, da dacht ich noch, daß Roſenſtein wirklich ein netten Menſchen wär. Das Geld gab ich an mein Kammerjunker, und er nahm es auch, aber bloß aus Gewohnheit, und weil er an nix dachte. Denn wie ich nu weiter von Roſenſtein ſnacken will, ſagt er, ich ſollt ſtillſweigen, er wollt woll die Prinzeſſin ganz allein beſchützen.

Mit jeden Tag ward nun mein Herr komiſcher, gerade ſo, als wenn er nicht ſo recht wach würd und ümmer in Slaf wär. Er aß ein büſchen, er lachte und ſprach mit die Herrſchaftens, legt ſich ſlafen und

ſtand wieder auf, und doch kam er mich vor, als wenn er ümmer in Traum ging. Bloß wenn die Prinzeſſin in ſeine Nähe kam, denn wurd er helligt wach, und in ſein Geſicht kam ſon Schein, als wenn er in den Himmel kuckte und den lieben Gott auf ſein Thron ſitzen ſäh.

Nu glaub ich auch allemal, daß da Zauberei beigeweſen is. Denn er hatte doch die kleine Komteß, die ſo ganz nach ſein Geſmack war, und was die Prinzeſſin war, die dachte gerade ſo viel an mein Junker, als an die Vögelns, die in Frühling auf die Bäumens ſitzen und ſingen. Sie war woll freundlich zu ihn, wie gegen alle Menſchen; ſie liebte abers bloß ihren veritabeln Bräutigam, was doch auch ſo ſein ſoll. Mein Herr abers, der war wie umgewandelt, und ich fragte mir jeden Tag: is ers, oder is ers nich? Wenn er konnte, denn lief er hinter die Prinzeſſin her; abers nich unbeſcheiden, ſondern in weite Entfernung, und er kuckte ihr an, als wenn er ſagen wollt: nimm mir mit. Nich als deinesgleichen, dafür bin ich viel zu ſlecht, bloß als deinen kleinen Hund; oh laß mir bei dich bleiben und jag mir nich weg!

Während dies Detlev Markſen erzählte, hatte der Regen nachgelaſſen; nur hin und wieder ſchlug ein verirrter Tropfen an die kleinen Fenſterſcheiben, und unter dem grauen Gewölk zeigte ſich ein Stückchen Himmel. Detlev ſaß ganz ſtill und blickte auf den blauen Streifen. Dann wandte er ſich zu mir.

Das war nu die Liebe! fuhr er fort und atmete schwer dabei. O Gott, was ne slimme Krankheit! Abers nich alle kriegen sie auf diese Art, und das is ein Glück; denn wo sollte sonstens die Kurasche zum Leben bleiben? Die meisten lieben so, wie der Junker vordem die kleine Komteß liebte, wo die Brautleute sich was schenken und sich küssen und vergnügt sind, abers sich trösten, wenn sie sich nicht kriegen. Das is auch das beste, denn bei diese Geschichte war warraftig kein Vergnügen bei. Auch für mich nich, wo ich mir ümmer fragen mußte, was daraus werden sollte. Mein Herr, der ward tagtäglich elender, und ich wußt nich, was ich dabei anfangen sollt. Die Prinzessin war so vergnügt mit ihren Bräutigam, die dacht an nix Böses, und der alte Herzog hatt sich auch ne Wohnung in Plön genommen und sah ordentlich jung aus vor Freude, seinen Sohn zu sehen. Die dachten alle natürlicherweise nur an sich und nich an den armen kleinen Junker, der für ihnen nix bedeutete. Bloß Rosenstein, der fragte doch noch nach meinen Herrn. Der Hamburger war nämlich die ganze Zeit in Plön, und ich konnt mich kein Vers auf machen, was er da eigentlich wollte: er sagt, er hätt Geschäftens, und wenn er mir sah, dann fragt er meistens nach den jungen Herzog, den er ganz besonders gern leiden mocht, wie er mich verzählte. Und er gab mich manchen Thaler, weil ich ümmer so genau wußt, was der junge Herzog vorhatt.

Wie lange wir in Plön waren, das kann ich nu garnich so genau sagen. So an drei Wochen wirds wohl gewesen sein — ich meint abers, das wären drei Monate, so langsam verging mich die Zeit. Da war viel los von wegen die vornehmen Franzosens. Konzert und Komedi, Lämmerspiel und Bootfahren aufn See. Mannichmal wußt ich garnich, wo mich der Kopp stand, und Piähr wußte das auch nich, der ümmer hinter seinen jungen Herzog herlief und auch allens mitmachte, weil er so gut aufwarten konnt. Einmal erzählte er mich, daß sein junger Herr nu bald wieder fort müßte. Denn geht die Prinzessin auch weg, und allens Glück hat ein Ende! sagt er und wischt sich die Augens.

Ja, glücklich waren die zwei, das konnt man merken, und ich hätt ihnen auch allens Gute gewünscht, wenn ich mir nicht aufregen mußte um meinen Herrn, der immer blasser ward. Die klein Komteß ihr Porträtt lag in Ecke, er kuckte nie mehr danach, und er slief keine Nacht mehr. Das war nu wirklich schrecklich, und das einzige, was mir tröstete, das war, daß der ganze Swindel nu nich mehr lange dauern konnte. Wenn er die Prinzessin nich mehr in all ihre Schönheit vor Augen hatt, denn mußte mein Junker doch auch wieder vernünftig werden.

Nu sollte da noch ein Abschiedsfest für den jungen Herzog sein. Kein Mensch durfte da eine Ahnung von haben, daß er fortginge, Piähr hatte mich das bloß verraten. Ich sagte es natürlicheweise auch

nich weiter, bloß als ich mit einmal Herrn Rosenstein sah, sag ich ihn, daß der Herzog dieselbigte Nacht, wo das Fest zu Ende ging, abreisen wollt. Rosenstein war ein so gefälligen Mann, der mich so oft was geschenkt hatt, was sollt ich ihn nich auch ein büschen verzählen?

Das Fest war richtig fein. Zuerst ein Wasserpattie aufn großen Plöner See, wo wir Dieners rudern sollten. Da war nämlich Mondenschein, und die Franzosens stellten sich immer ganz gräsig mitn Mond an, wenn sie ihn auch garnich mal sein richtigen Namen gaben. Piähr sagte, daß sie ihm Line nannten, was ja ein Frauensname is. Na, das is denn einerlei. Die Wasserpattie fing an, als der Mond gerade in die Höchte an Himmel stieg. Alle die französischen und deutschen Herrschaftens setzten sich in die Bootens, wo bunte Laternens an waren, und gleich zu Anfang war viel Spektakel und Lachen.

Der alte Herzog Peter Friedrich war nich mit von die Pattie. Der war in sein Sloß und lauerte mitn Abendessen, bis daß alle wiederkämen, und mittlerweile strickte er an seinen Strumpf. Der alte französische Herzog abers, der saß mit sein Sohn und mit die Prinzessin in ein Boot, und Piähr ruderte ihnen. Das Boot war ordentlich fein gemalt. Ganzen himmelblau und ein Flagge mit goldnen Liljen eingestickt, war hinten eingesteckt; abers das Brautpaar sah doch traurig aus, sie saßen Hand in Hand, und

sie thaten mich leid. Ich hatt man gehört, daß die Onkels und Tanten von die Prinzessin noch nix von ne Hochzeit wissen wollten, nu war der Abschied natürlicherweise doppelt sauer.

Wie ich so leise übers Wasser fahr und die Riemen eintauch, mußt ich an den Abschied von die beiden Herrschaftens denken, und es ward mich ganz warm ums Herz. Abers auf meinen Herrn mußte ich auch passen, der mit ein Berg andre Herrschaften in meinen Kahn saß. Da waren hübsche Mädgens bei mit swarzen Augens und weißen Zähnens; abers mein Junker kuckte nich einmal nach sie. Er sah ümmer nach das blaue Boot mit die goldnen Liljen in die Flagge, und ich ärgerte mir über sein blasses Gesicht und ruderte weit fort von die hohen Herrschaftens.

Nu fingen ein paar von die jungen Leute an zu singen, die Herrens sprützten die Damens mit Wasser, alle lachten, und da war viel Spaß. Es war ein prachtvolles Fest, meinten sie alle, bloß mein Junker sagte kein Wort.

Auf Kommando von einen von die Herrens ruderten wir nu nach die Seite von See, wo der Mondenschein nich hinkam, und wo es ganz kohlswarz dunkel war. Da sollten unsre bunten Laternens brennen. Abers da kam ein Windstoß und pustete die meisten aus, worüber alle Herrschaftens lachten und spektakelten. Nahsten kam es mich vor, als hörte ich son sonderbaren Schrei von Sloßgarten her, und

mein Junker fuhr auch in die Höchte und kuckte ſich um. Da abers zog ihn ein von die Damens wieder auf die Bank und lachte über ihm, weil daß er ſon ſchreckhafte Natur hätt. Die Herrens wurden dreiſt gegen die kleinen Fräuleins mit die ſwarzen Augens, und die lachten zu allens. Mich kam es vor, als könnt die ganze Geſellſchaft ihr Lebtag nich wieder ausn Lachen kommen.

Es dauerte woll ne Stunde, und denn ruderten wir all wieder ans Land. Ein Boot nach den andern legt an die Brücke, und ein paar Dieners ſtehen da mit Windlichtern. Da kommt der alte franzöſche Herzog auf uns zugelaufen. Das Waſſer läuft ihn an ſein goldgeſtickten Sammtrock hinunter, und er kann nich ſprechen. Nur die Arme hebt er hoch, und denn ſtößt er einen Schrei aus, daß ich das Zittern krieg. Und die Herrſchaftens woll auch; denn mit einmal lachen ſie nich mehr und werden ſtill, totenſtill, bis ein paar anfangen zu beten und auf die Knieens zu fallen.

Ich hatt kaum Zeit, mir umzuſehn und zu merken, daß das blaue Boot mit die Liljenflagge halb umgeſmiſſen und leer ins flache Waſſer lag, und daß viele Fußtritte in den Sand waren, da faßte mir mein Herr an den Hals. Er hatt woll dasſelbigte geſehen wie ich, und nu zog er mir hinter ſich her durch den dunkeln Wald, wo man kein Handbreit vor Augen ſehen konnt, über die Plätzens, wo der Mond hell ſchien, und an all die weißen Puppens

vorbei bis auf die Landstraße. Wie er in die Stockdusterheit so den Weg gefunden hat, das kann ich noch heutigen Tags nich begreifen; er fand ihn abers, und die andern Herrschaftens blieben stockstill am Wasserrand stehen und mochten kein Fuß vor den andern setzen. Mein Herr lief durch die Bäumens quer durch und noch ein Strecke auf die Ascheberger Landstraße, dann stand er mit einmal still und ließ mir los. Denn er hatte mir mitgesleift, ob ich wollt oder nich, und nu hatt er gefunden, was er suchte.

Detlev Markſen war aufgestanden und ging einige mal im Zimmer auf und ab. Seine alten Glieder zitterten aber plötzlich, und er mußte sich wieder setzen, während er tonlos weiter sprach:

Auf den Fahrweg, wo den halb verkrüppelten Baum und den weißen Prellstein steht, da saß die französische Prinzessin auf die bloße Erde. Sie hielt den Kopp von den jungen Herzog in ihren Schoß, und sie küßt ihm auf den Mund, wohl viele mal, er abers konnt da nix mehr von merken. Denn er war tot, und sein Gesicht sah so stolz und zufrieden aus, als wenn er sagen wollt: nu bin ich mit das Leben durch und mit allens, was ihr mir nicht gönnen wolltet. Nu hab ich Frieden, und ihr habt keinen! Vorn aus sein Spitzenbesatz kamen ein paar Blutstropfen, sonstens war ihn nix anzusehen, und ich mußte daran denken, daß Napolium seine Leute gut mits Schießgewehr umgehen konnten. Denn die Leute von den Franzosenkaiser waren es gewesen, die den

Herzog an die Bucht im Sloßgarten aufgelauert, ihm bis hierher mitgesleppt und denn totgeschossen hatten. Ihm und auch Piähr, der bei seinen jungen Herrn lag und noch ein Degen in die Hand hielt.

Mein Kammerjunker und ich standen vor die Prinzessin, und der Mond warf sein silbrigen Schein auf ihr blasses Gesicht, auf den toten Herzog und auf uns alle. Das Fräulein hat noch garnix gesagt. Mit einmal hebt sie die Hände ganz hoch und schreit auf deutsch: Fluch, dreimal Fluch dem Verräter! Und mit einmal seh ich, daß mein Herr umfallen will. Ich krieg ihm noch zu packen und geh mit ihn fort. Hinter uns her kamen nämlich Dieners und auch ein paar Herrschaftens, und die Prinzessin war nich mehr allein. Da bin ich denn ganz allmählich mit mein Kammerjunker die Landstraße nach die Stadt zu gegangen, und er is gegen jeden Baum angelaufen, als wenn er zu viel Wein getrunken hätt.

Mit einmal zieht er sein Degen und will sich totstechen, und wie ich ihn das spitze Ding wegnehme, schreit er auf und fällt hin mit die Stirn aufn Steinhaufen. Wie ein dunkeln Strom is das Blut ihn übers Gesicht gelaufen, und ich sammel mein Herrn auf und trage ihm nach Hause. Das war nich leicht, weil daß er ein stattlichen jungen Mann war, und was mich noch swerer wurde, das war der pralle Mondenschein. Hell ins Gesicht schien mich das alte Dings, und wenn ich ihm ankuckte, dann

kam es mich vor, als wenn er über mir und meinen Junker lachte, und als wenn er sagte: Wunder dir man nich! Sowas is schon oft dagewesen! Aber ich wunderte mir doch und von die Zeit bin ich allemal vergretzt, wenn ich den Mond ansehen muß.

Weiß Gott, die Landstraße wollt kein Ende nehmen, und die Stadt kam gar nich. Zu allerletz abers hab ich doch mein Kammerjunker in sein Bett legen können. Besinnung hat er all lang nich mehr gehabt, und aus diesen Bett in den fremden Gasthof is er viele, viele Wochen nich herausgekommen. Er hatt ein ganz böses Loch in die Stirn, das garnich heil werden wollt, und sonstens war er auch noch krank. Wochenlang lag er und sagt kein Wort, kein einziges Wort. Nur mannichmal, da hob er die Händens in die Höchte und sagte: Fluch, dreimal Fluch! Und dann deckt er die Fingers über die Augens und lag still, ganzen still.

In diese Zeit bin ich nich viel von sein Bett fortgegangen, abers ich hab doch gehört, daß der junge Herzog ganz heimlich in Sloßgarten begraben worden is, und daß sie Piähr neben ihm legten, obgleich das ja dreftemang gegen den Respekt is. Sie dachten abers wohl, daß der liebe Gott die beiden doch von einander kennen thät und ein jeden an seinen Platz setzen würd. Das würd mich nu auch sehr angenehm sein, weil daß ich Piähr in Himmel gern wieder sehen wollt, was ich natürlicherweise nich kann, wenn er mit einmal mang die vornehmen Herr-

schaftens is, wo für unsereins doch kein rechte Gemütlichkeit is.

Aufs Grab von die Franzosens sind Bäume gepflanzt worden, damit kein Mensch den Platz kennt — so hatt Herzog Peter Friedrich befohlen, weil daß er soviel Angst hatt vor Napolium. Ihn war die ganze Geschichte furchtbar fital, sagt sein Kammerdiener. Der alte Herr war fix ärgerlich, weil daß er, als das Unglück passierte, gerade bein Abzählen von die Hacke in sein Strumpf war und bei diese Arbeit kein Störung vertragen konnte. Seine Hofherrens mußten zu die Franzosens sagen, sie sollten man keinen Lärm um das kleine Mallöhr schlagen, wenn sie nich alle von Plön verbannt werden wollten. Peter Friedrich hätt kein Luft, von Napolium ein groben Brief zu slucken und noch mehr Verdrießlichkeitens zu haben. Und die französischen Herrschaftens hatten kein Luft, wieder in der Verbannung zu gehn, da hatten sie genug von gehabt. Sie swiegen ganzen still, und als der Plöner Herzog bald wieder ne Gesellschaft gab, um noch mal ne ungestörte Bootpattie zu machen, da waren sie alle wieder bei, und ich konnte ihnen von übers Wasser her lachen hören. Denn unser Gasthaus sah mit seinen Fenstern über den großen See hinüber. Ja, da konnten sie lachen, als wenn garnix passiert wär, als läg der junge Herzog nich unter die Bäumens begraben, und als hätt die französche Prinzessin nimmer auf die Landstraße gesessen mit den toten Mann neben sich.

Die Wolken hatten sich verzogen, und ein Strahl der scheidenden Sonne fiel in Detlev Markfens kleines Zimmer. Der Alte erhob sich schwerfällig.

Nu können Sie man nach Hause gehn, allens is wieder trocken! Soll ich Ihnen ein büschen aufn Weg bringen?

Ich erwiderte, daß ich seine Geschichte erst zu Ende hören wollte.

Aber Detlev sah mich müde an. Da is nix mehr zu verzählen. Die französche Prinzessin is den nächsten Tag nach Kiel gefahren, in eine verflossene Kutsche, und was der alte Herzog war, der is mitgefahren. Später hab ich man gehört, daß sie ein vornehmen Prinzen heiraten mußte, und daß ihr kein Mensch hat leiden mögen. Denn sie war ümmer ernsthaft und konnt sich nich freuen, wenn die andern Spaß machten. So is das nu in die Welt. Der ein hat ein swaches Gedächtnis und kann lustig bleiben; der andre is langsamer von Vergessen und muß an schöne Zeiten denken, die nich wiederkommen.

Detlev hatte sich wieder gesetzt und sah einem roten Sonnenstrahl nach, der an der Wand entlang glitt. Das schlechtgemalte Bild eines Herrn in Kammerherrenuniform, das da hing, erschien wie in Gold getaucht. Der Alte nickte mit dem Kopf und sagte leise vor sich hin: Ümmer, wenn die Sonne scheint, dann scheint sie auch auf ihm, und dann sieht er ordentlich freundlich aus. Und er is doch sein Lebtag nich wieder vergnügt geworden. Nach Eutin

hat er in Oktobermonat wieder hinfahren können, und ich freute mir, unser klein Stadt und unsern Herzog wieder zu sehn. Meinen Junker abers is allens egal gewesen. Er war gesund und konnte Dienst thun bei Hof, und er machte Dieners und verzog den Mund, wenn er lachen sollt, weiter abers garnix. Er war wie ein Puppe geworden, und so is er geblieben.

Große Menschen mögen abers nich viel mit Puppens zu thun haben, die langweilen ihnen, und so dauerte es nich lange, so hieß mein Junker der langweilige Kammerjunker. Die kleine Komteß mocht ihm garnich mehr leiden, und er ihr auch nich. Die beiden sind ganz sangfassong auseinandergegangen, und auch als die Komteß sich mit ein andern Herrn verlobt hat, da sagte mein Herr nich das Geringste. Er konnt sich über nix mehr freuen und über nix mehr ärgern. Bloß als in eine Gesellschaft mal von Napolium gesprochen ward und von seine Spione und einer sagte, in Eutin und Plön sollt auch ein Mann gewesen sein, der spioniert hatt, und das wär um die Zeit gewesen, als der Franzosenkaiser Jagd machte auf den französischen Herzog, da is mein Herr kreideweiß geworden. Und viele Nächtens hinterher is er nich zu Bett gegangen und hat ümmer vor sich hingesagt: Fluch dem Verräter! Später is er ümmer stiller geworden und ümmer langweiliger. Als unser Herzog ihm zum Kammerherrn machte, da haben die Leute gesagt, aus den langweiligen Kammerjunker

wär ein langweiligen Kammerherrn geworden, und ein Orden hätt ihm auch nich ameſanter gemacht. Und weil ihm die Menſchen langweilig nannten, hat er ihnen auch langweilig gefunden und keinen mehr leiden mögen. Bald is er auch in Pangſchon gegangen und hat hier gelebt, hier in dieſen kleinen Bauernhaus. Hier, wo er keinen Menſchen langweilte, mochte er am liebſten ſein, und ich bin natürlicheweiſe mit ihn gegangen. Da ſind wir denn mitſammen alt geworden, und wenn mein Herr mal in die Stadt gegangen is, dann haben die Kinders ſich angeſtoßen und geſagt: Kuck, da geht der langweilige Kammerherr! Und eines Morgens hat er tot in ſein Bett gelegen, worüber ich mir ordentlich freute, weil er garnich mehr langweilig ausſah. Und weil ich ihm ſo lieb hatte, deswegen wußte ich ja, daß er in Himmel beſſer aufgehoben is, als auf dieſe Erde, wo es alle Tage langweiliger wird. Und wenn ich dahin komm, denn ſoll mir bloß wundern, ob das allens nich all lang aufgeklärt is, ich mein die Geſchichte mit Herrn Roſenſtein, und daß mein Junker doch kein Schuld hatt an den Tod von den Herzog. Denn wenn er das Geld nahm, ſo that er es man bloß aus pure Unbedachtſamkeit und nich, weil er jemand verraten wollt. Soviel is gewiß: ich ſprech da oben mal über allens und ſag geradeaus mein Meinung, wenn es auch unbeſcheiden is. Abers ich hab doch von den Fluch auch ein Stück abgekriegt, das kann ich deut-

lich merken, und daher is mich das so greulich, wenn der Mond scheint und ich an all die alten Geschichtens denken muß. Ich hab denn auch in mein Testament geschrieben, daß ich mein Grab auf den dunkelsten Platz von Kirchhof haben will, denn sonsten kann ich nich ruhig in die Erde liegen, das weiß ich genau. Nu abers müssen Sie warraftigen Gott nach Hause gehn!

Das that ich denn auch, während der alte Mann ein Stück schweigend neben mir herging und nur manchmal tief aufseufzte oder mit seinem Hunde sprach. Von der Zeit an sind wir Beide sehr gute Freunde gewesen, und wenn wir uns begegneten, dann sprachen wir immer länger miteinander. Vom Wetter und von der Ernte, von der Schlechtigkeit der Welt und von den guten Eigenschaften Perles. Nur vom langweiligen Kammerherrn haben wir niemals mehr gesprochen. Nun ruht Detlev Markfen schon lange an einem so dunklen Kirchhofsplätzchen, daß ihn der Mond nie mehr ärgern kann, und so hoffe ich, er wird sich auch nicht darüber ärgern, daß ich ihm die Geschichte vom langweiligen Kammerherrn hier nacherzählt habe.

Die Geschichte des Etatsrats

Als der Etatsrat Peter Lauritzen sein Amt als Bürgermeister der Stadt Osterburg niederlegen mußte, da beschloß er nach Holstein zu ziehen. Dort, mitten im Lande und in der lieblichsten Gegend, lag das Städtchen, dessen Gymnasium er als Schüler besucht und wo es ihm immer so gut gefallen hatte. Er zog auch deshalb hin, weil die Stadt nur wenige tausend Einwohner zählte, es also jedermann erfahren mußte, wenn ein wirklicher Etatsrat seinen Wohnort dorthin verlegte.

Peter Lauritzen war nämlich sehr durchdrungen von der Wertschätzung seiner eignen Person und hatte nicht die Absicht, seinen hoffentlich noch lang ausgedehnten Lebensweg unbeachtet oder gar vergessen zu wandern. In einer größern Stadt galten pensionierte Beamte nicht viel; er selbst hatte diese alten Herren, wenn sie ihm begegnet waren, stets sehr unliebenswürdig behandelt. Nun empfand er eine unwillkürliche Abneigung, die Vergeltung dafür an sich zu erproben.

Er reiste also mit seinem Koffer und seinem wertvollen Hausrat in die Stadt, wo es nach seiner Ansicht noch Leute gab, die von vornherein Respekt vor seinen Titeln und Orden haben würden. Erst als er angelangt war und nun mit vornehmer Bedächtigkeit durch die kleinen und engen Straßen schritt, fiel ihm etwas wunderliches ein: nämlich daß er in dieser Stadt nicht bloß die Schule besucht hatte, sondern auch verlobt gewesen war. Wer die würdevolle Gestalt des Etatsrats, wer seine dunkelblonde Perücke und seine falschen Vorderzähne sah, der konnte sich freilich nicht denken, daß er sich einst mit solchen Gewöhnlichkeiten, wie es das Verloben doch ist, abgegeben habe. Und doch war es so. Sogar zweimal war Lauritzen verlobt gewesen. Einmal als Primaner in dieser kleinen Stadt, und einmal mit einer reichen und in jeder Beziehung würdigen Witwe. Nach der letzten Verlobung war, wie man in Holstein zu sagen pflegt, „etwas gekommen"; d. h. der ehrbaren Verlobung war eine außerordentlich ehrbare Ehe gefolgt. Die Primanerverlobung dagegen hatte das Los aller leichtfertig eingegangnen Verbindungen gehabt: sie war sehr bald zu Ende gewesen.

Während der Etatsrat langsam durch die Baumreihen ging, die das Städtchen umsäumen, dachte er mit dem Wohlgefallen des Gerechten an die glückliche Lösung des leichtfertig geschlossenen Bundes. Natürlich war er damals verführt worden. Männer werden immer durch schlechte Weiber verführt, und wenn diese

Weiber noch dazu graue Augen und blonde Haare haben und ganz junge, reizende Mädchen sind, dann wird die Schuld des männlichen Wesens, wenn man überhaupt von einer Schuld reden kann, noch kleiner.

Sie hieß Thereſe. Dieſe Worte ſprach der Etatsrat plötzlich ganz laut, und dann wunderte er ſich ſelbſt ſo über ſein gutes Gedächtnis, daß er ſich ſetzen mußte. Es ſtanden nämlich unter den Bäumen einige Ruhebänke, und wenn die leichtfertige Jugend des Städtchens dachte, dieſe Bänke wären nur dazu da, daß man auf ihnen im Mondenſchein Hand in Hand mit jemand anders ſitzen könnte, ſo war das natürlich ein Irrtum. Der Etatsrat ſaß feſt und ſicher auf der Bank und dachte nicht entfernt an den Mondenſchein. Aber er dachte an Thereſe. Nicht voller Sehnſucht und Rührung, ſondern nur voller Zufriedenheit. Denn er hatte, nachdem er ſich in einer erregten Stunde mit ihr verlobt und ihr ewige Treue geſchworen hatte, ſich von ihr losgeſagt, nachdem er Student geworden war.

Sie war wohl aus einer guten Familie geweſen, aber ganz arm. Als Primaner, wo man Schillerſche Gedichte lernt, erſcheint Armut der Liebe nicht hinderlich; als Student wird man ſchon vernünftiger. Bald nach ſeiner Immatrikulation war Peter Lauritzen die Unvernunft ſeiner Verlobung unheimlich klar geworden, und er hatte der reizenden Thereſe einen Abſchiedsbrief geſchrieben, an den er noch heute mit Stolz dachte. Dieſer Abſchiedsbrief war wie ein

Schwamm gewesen. Er hatte alle Thorheit und Unvernunft, die sich möglicherweise noch in seinem Herzen befand, weggewischt und die Erinnerung an das Vergangne ganz ausgelöscht. Als er sich später mit der würdigen Witwe verlobte, wußte er gar nicht mehr, daß er ehemals ein frisches, unberührtes Lippenpaar geküßt hatte, und als seine Frau starb, und er sich darum sorgte, ob er auch so viel erben würde, wie er erwartet hatte, da fiel es ihm nicht ein, daß er schon einmal jemand begraben hatte, nämlich seine erste und einzige Liebe.

Mehr als dreißig Jahre mußten vergehen, ehe diese Erinnerung wieder aufstand und an sein Herz klopfte. Aber sie fand keine offne Thür. Der Etatsrat wunderte sich nur, daß ihm mit einemmale eine so alte Geschichte wieder einfallen konnte; dann freute er sich, daß er sich so vernünftig benommen hatte, und dann stand er auf und begab sich in selbstzufriedner Stimmung in seine Wohnung.

Er hatte sich durch seinen Gastwirt einige hübsche Zimmer mieten lassen, und derselbe gefällige Mann hatte ihm auch eine Haushälterin besorgt. Vor seiner Abreise von Osterburg hatte sich nämlich die bisherige Hausdame des Etatsrats plötzlich verheiratet, eine Handlung, die ihr das ungeheuchelte Mißfallen ihres Prinzipals eintrug. Daher nahm er Mamsell Reimers, seine neue Hausstütze und eine kräftige Fünfzigerin, nur unter der Bedingung in seine Dienste, daß sie sich nie verheiraten würde.

Sie sah ihn ziemlich erstaunt an, als er ihr diese Bedingung stellte. Du liebe Zeit, Herr Etatsrat, wer sollte mir denn nehmen?

Ich kann es mir auch nicht denken, sagte Peter Lauritzen. Aber es giebt heutzutage viele Esel!

Hier in unser Stadt nich, versicherte die Mamsell treuherzig. Da müssen sie schon von auswärts kommen!

Der Etatsrat schüttelte den Kopf. Nach seiner Ansicht waren die meisten Menschen Esel; aber er hielt es für unter seiner Würde, sich mit einer Haushälterin in eine längere Unterhaltung einzulassen, und nahm sie an, nachdem er ihr noch einmal seine Abneigung gegen spätes Heiraten ausgesprochen hatte.

In wenigen Tagen waren die häuslichen Einrichtungen des Etatsrats in schönster Ordnung, und er konnte daran denken, sich den Einwohnern des Städtchens nicht bloß als vornehmer Spaziergänger, sondern auch als Mensch zu zeigen. Dazu begab er sich in die Weinstube und dort an den Stammtisch.

In jeder kleinen Stadt giebt es natürlich eine Weinstube und darin einen Stammtisch. Nur daß heutzutage die Weinstube Bierhalle heißt, und daß die Mitglieder des Stammtisches aus großen Seideln ganz gewöhnliches Bier trinken. Als aber noch König Friedrich der Siebente als Herzog Holstein regierte, da war das bairische Bier ein plebejisches Getränk; wer etwas auf sich hielt, der trank jeden

Abend sein Glas Punsch. Man konnte es auch Grog nennen, die Mischung war dieselbe.

Der Stammtisch, an den sich der Etatsrat eines Abends begab, hielt viel auf sich, und das konnte er auch. Denn er bestand fast nur aus pensionierten höhern Beamten, aus einigen adlichen Herren und aus einem schwarzen Schaf, das eigentlich nicht mitzählen sollte, aber doch immer da war. Dieses schwarze Schaf hatte ehemals der Geistlichkeit angehört und war nun ein Pastor emeritus, der allen Grund hatte, seine Pfennige zusammenzuhalten und keinen teuern Grog zu trinken. Daher richtete er es auch immer so ein, daß er verstohlen das Glas eines andern Stammgastes austrank. Das war nun nicht hübsch von ihm; aber da der Pastor hin und wieder eine ganz nette Geschichte erzählte, und es doch keine Möglichkeit gab, ihn loszuwerden, ohne ihn totzuschlagen, was die alten juristischen Herren doch auch nicht gut konnten, so blieb er das schwarze Schaf des Stammtisches.

Man kann sich denken, daß dieser Stammtisch über die Ankunft des Etatsrates große Freude empfand. Ein Mann mit so hübschem Titel ist für jeden Stammtisch eine angenehme Bereicherung, und in der kleinen Stadt fühlte man gerade damals das Bedürfnis nach einer neuen Erscheinung. Als daher Peter Lauritzen mit seiner glattgekämmten Perücke und in tadellos würdiger Haltung in der Weinstube erschien, wurde er aufs freundlichste willkommen ge-

heißen. Jeder der alten Herren stellte sich ihm vor, schüttelte ihm die Hand, gelobte ihm ewige Freundschaft und forderte ihn auf, ein Glas Punsch mit ihm zu trinken. Selbst der Pastor emeritus schwang sich zu dieser Einladung auf, da er hoffte, daß sie doch nicht angenommen werden würde, und so saß nun Peter Lauritzen mitten im Kreise der neuen Freunde und fühlte sich unmäßig glücklich.

Nicht des freundlichen Empfanges wegen — als Etatsrat dritter Klasse konnte er das beanspruchen —, sondern deswegen, weil mitten unter den andern Herren und gekleidet wie ein gewöhnlicher Mensch eine wirkliche, wahrhaftige Excellenz saß. Es war fast zu schön, um es zu glauben; aber es war doch so. Ein geheimer Konferenzrat mit dem Prädikat Excellenz saß mit ihm an einem Tische und sprach ganz freundschaftlich mit ihm!

Der Etatsrat hatte sein Leben lang große Sehnsucht nach hohen Titeln und Würden gehabt, und diese Sehnsucht war nur zum Teil befriedigt worden. Früher hatte er oft daran gedacht, selbst Excellenz zu werden. Dazu war er nun freilich nicht gekommen. Desto mehr Ehrfurcht empfand er vor denen, die zu dieser schwindelnden Höhe emporgestiegen waren.

Die Excellenz war ein kleiner, sehr freundlicher Herr, der ihm gutmütig zutrank und durch diese Herablassung den Etatsrat fast zu Thränen rührte.

Gut, daß Sie hierher gezogen sind, lieber Etatsrat, sagte Excellenz behaglich. Unser Stammtisch ist

gemütlich, aber er könnte manchmal unterhaltender sein. Wir sehnen uns nach Abwechslung. Sie erzählen doch auch Geschichten?

Geschichten? Lauritzen machte große Augen. Was verstehen Excellenz unter Geschichten?

Na, thun Sie mir den Gefallen und werfen Sie mir nicht immer die Excellenz an den Kopf! polterte der Geheimrat gutmütig. Wir sind hier unter uns; da braucht man keine Faxen zu machen! Er trank dem Etatsrat noch einmal zu, und diesem war es, als säße er im Himmel, und die Engel sängen ihm ihre süßesten Lieder vor.

Nun erzählen Sie mal was! sagte darauf jemand neben ihm. Es war der Emeritus, der sich an den Etatsrat herangemogelt und auch schon sein Glas einmal ausgetrunken hatte.

Das war ihm entgangen, denn wenn man selig ist, sind einem solche Dinge einerlei; aber da er gegen abgedankte Leute aus alter Gewohnheit niemals freundlich war, so war er es auch nicht gegen den Emeritus. Ich weiß keine Geschichten! sagte er kurz.

Alle sahen ihn ziemlich erstaunt an. Ein neuer Stammgast, der keine Geschichten wußte — das war doch eigentümlich und nicht eben erfreulich.

Es wird Ihnen schon was einfallen! tröstete der alte Pastor. Sind Sie niemals verliebt gewesen?

Lauritzen wurde ganz rot. Er fand diese Frage nicht bloß unsittlich, sondern auch unbescheiden, was ja noch schlimmer ist.

Nein! sagte er scharf, und da er die blonde Therese in diesem Augenblick vollständig vergessen hatte, so sprach er gewissermaßen die Wahrheit.

Oho! lachten die andern Herren, und da der Pastor bereits das zweite Glas Punsch auf des Etatsrats Kosten getrunken hatte, so wurde er sehr zutraulich.

Dann werden Sie sich noch einmal verlieben. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden, sagt Goethe!

Ich bin nicht für Goethe! versetzte Lauritzen steif. Seit seiner Schulzeit hatte er keinen Band Goethe in der Hand gehabt. Er machte sich überhaupt nichts aus Dichtern.

Alle schwiegen, denn sie konnten wohl von Stadtneuigkeiten reden, aber nicht von Goethe. Nur der Geheimrat lächelte ein wenig und sagte: Denken Sie sich doch ein paar nette Geschichten aus. Beim Glase Punsch kommen die guten Gedanken, und wir sind dankbare Zuhörer. Unser Punsch ist besser, als der königliche Punsch in Flensburg.

Wieso? fragte Lauritzen.

Der alte Herr rückte sich im Stuhle zurecht. Er mußte doch dem Etatsrat zeigen, wie man eine Geschichte erzählt.

Also der König, begann er, war in Flensburg und gab seinen Ständen ein Mittagessen. Zu den Abgeordneten gehörten auch mehrere schleswigsche Bauern, die bei Tische mit großem Eifer aßen und kein Wort sprachen. Majestät amüsierte sich über sie,

und nach dem Essen trug er mir auf, ich sollte mich erkundigen, wie es ihnen geschmeckt hätte. Sie standen nämlich in einer Ecke des Saals und machten so ernsthafte Gesichter, als ob sie nicht so recht zufrieden wären. Nun, meine Herren — mit diesen Worten ging ich auf sie zu —, wie gefällt es Ihnen denn, an Seiner Majestät Tafel zu speisen? Sie sahen mich alle ganz bekümmert an, und einer von ihnen, ein hübscher alter Bauer, schüttelte den Kopf. Was das Essen war, mein guter Herr, sagte er, da kann ich nix von sagen. Das war allens in Ordnung. Abers der Punsch, den König sein Punsch! Wenn der arme Mann jeden Tag son Punsch kriegt, denn thut es uns allen wahrhaftigen Gott leid! Und die andern Bauern nickten so betrübt bei dieser Rede ihres Genossen, daß man ihnen ansah, wie ernst sie es mit ihrem Bedauern meinten. Es hatte aber beim Essen gar keinen Punsch gegeben!

Der Geheimrat schwieg und rührte seinen Punsch um, während der Pastor hastig einen Schluck aus dem Glase des Etatsrats nahm. Er konnte es ungestraft thun, denn Peter Lauritzen war ganz Ohr; ihm hatte noch niemals ein wirklicher Geheimrat eine Geschichte erzählt.

Was hatten denn die Bauern als Punsch getrunken? fragte er.

Das parfümierte Wasser in den Fingergläsern! Daher ihr Entsetzen und ihr Mitleid mit dem König. Er bedurfte dieses Mitgefühls eigentlich nicht! setzte

er leiser hinzu, und alle Stammgäste lachten; denn jedermann wußte, daß König Friedrich sich doch noch besser auf Punsch verstand, als seine Bauern.

Lauritzen hatte herzlich über die Erzählung des Geheimrats gelacht, und als nun die Unterhaltung weiter ging, da saß er nachdenklich in seinem Stuhl und dachte nach. So also erzählt man Geschichten! Es war ein ganz hübscher Zeitvertreib. Aber er, der Etatsrat, hatte doch eigentlich nicht nötig, andern Leuten die Zeit zu vertreiben. Als er sich daher später von seinen neuen Freunden verabschiedete, nahm er sich gleich vor, selbst keine Geschichte zu erzählen.

Am andern Abend fand er sich wieder rechtzeitig in der Weinstube ein, und der Geheimrat nickte ihm wohlwollend zu.

Setzen Sie sich zu mir, lieber Etatsrat." Heute wissen Sie doch eine Geschichte?

Leider nicht, Excellenz! erwiderte Lauritzen.

Der alte Herr gähnte. Sie waren wohl nie verheiratet? fragte er unvermittelt.

Der Etatsrat beeilte sich, bejahend zu antworten. Es war ihm sogar ein Genuß, etwas von einem Menschen erzählen zu können. Sie war eine rei— eine Witwe, begann er und verschluckte hastig die zweite Silbe des Wortes „reiche." Aber er konnte an seine verstorbne Frau nicht ohne dieses Beiwort denken. Nun machte er ein feierliches Gesicht. Ihre Gesundheit war leider nicht die stärkste, und ich mußte sie bald verlieren!

Haben Sie Kinder gehabt?

Der Etatsrat sah etwas verdutzt aus. Nein, Excellenz! Meine Frau brachte eine Tochter mit in die Ehe, die jetzt mit einem Apotheker verheiratet ist. Ich verschaffte ihm den Titel eines Kriegsrats! setzte er in einem Tone hinzu, dem man das Bewußtsein der Pflichterfüllung anhörte.

Wie wurde es denn mit der Erbschaft? fragte der Pastor, der eben hereingekommen war und die Silbe rei— doch erschnappt hatte.

Meine Frau hatte ein sehr nettes Testament gemacht! erwiderte der Etatsrat gerührt. Er wurde immer gerührt, wenn er an dieses Testament dachte.

Da haben Sie aber Glück gehabt! rief das schwarze Schaf. In meiner frühern Gemeinde lebte ein Mann, der gleichfalls eine reiche Witwe heiratete. Aber als sie starb — und nun folgte eine lange und verwickelte Erbschaftsgeschichte. Der Pastor erzählte sie aber gut; alle Stammgäste hörten ihm zu, und der Etatsrat ärgerte sich. Denn obgleich er sich einbildete, alles zu können, so hatte er doch jetzt die unbestimmte Ahnung, daß er keine Geschichte erzählen könnte.

Mehrere Abende waren vergangen, und der Etatsrat wurde nicht mehr nach einer Geschichte gefragt. Selbst der Geheimrat fand sich allmählich darein, daß Peter Lauritzen ein Statist am Stammtisch sei, dem nur sein Titel eine angesehene Stellung verschaffte.

Aber der Etatsrat wollte natürlich von einer Statistenrolle nichts wissen. Wenn er sich auch hin und wieder darüber ärgerte, daß er nichts erzählen konnte, so war er doch viel zu sehr von seinem eignen Werte durchdrungen, als daß er nicht jeden glücklich geschätzt hätte, der mit ihm sprechen durfte.

In dieser wohlgefälligen, behaglichen Stimmung machte er seine Besuche bei den Honoratioren des Städtchens, unter denen sich viel Adel befand. Überall wurde er freundlich aufgenommen, besonders bei den drei Komtessen am Markt, die sich über jede Abwechslung freuten. Es waren das drei sehr beliebte ältere Damen, die allen Menschen ihre Teilnahme zuwandten und sich daher bei Lauritzen gleich nach dem Befinden seiner Eltern erkundigten.

Der Etatsrat geriet etwas in Verlegenheit, denn solange seine Eltern lebten, hatte er sie und ihre bescheidne Lebensstellung stets so vorsichtig verschwiegen, daß es ihm einen Augenblick zweifelhaft wurde, ob sie sich überhaupt noch auf dieser Erde aufhielten. Dann aber kehrte seine Fassung zurück, und er murmelte etwas vom Himmel und von irdischer Trennung, Worte, die die älteste Gräfin sehr rührten. Sie war nämlich etwas sentimental und jeden Augenblick bereit, Thränen zu vergießen.

Ihre jüngste Schwester dagegen konnte nicht so leicht weinen. Sie sah den Etatsrat mit einem gutmütig-spöttischen Blick an und sagte: Ich meine übrigens in meiner Jugend Ihren Namen gehört zu

haben. Eine meiner liebsten Freundinnen hat mir von Ihnen erzählt!

Der Etatsrat fühlte, daß er blaß wurde. Ich weiß nicht, stotterte er, eine Ihrer liebsten Freundinnen?

Komteß Isidore lachte. Erschrecken Sie nur nicht! Ich glaube kaum, daß Therese noch Ansprüche an Sie machen wird. Sie ist lange verheiratet!

Der Etatsrat seufzte erleichtert, und doch ärgerte er sich im nächsten Augenblick, daß ihn Therese nicht dreißig Jahre hindurch unglücklich geliebt hatte.

Komteß Isidore lächelte ihm aber freundlich zu. Jugend hat nun einmal keine Tugend, meinte sie gutmütig. Aber es ist lustig, jung zu sein, lustiger, als mit jedem Tag dem Alter und dem Tod näher zu kommen! Nun, hoffentlich halten wir uns beides noch vom Leibe, lieber Etatsrat, und Sie besuchen uns recht oft und erzählen uns hübsche Geschichten!

Als der Etatsrat wieder über die Straße ging, stieß er einen leisen Fluch aus, obgleich er einmal in einer christlichen Zeitschrift einen heftigen Aufsatz gegen das Fluchen geschrieben hatte. Seitdem er hier wohnte, kam er sich gar nicht mehr so edel und so erhaben vor, wie er sich angewöhnt hatte als Bürgermeister zu sein. Auch war der Hauptzweck seines hiesigen Aufenthalts nicht erreicht. Er hatte ausruhen wollen von dem Verdruß, den ihm die Stadtverordneten von Osterburg, das schlechte Straßenpflaster und die schmutzigen Rinnsteine gemacht hatten,

und nun fand er keine Ruhe. Er dachte immer nur an alberne Dinge, an Geſchichtenerzählen und an Thereſe. Es half ihm nichts, daß er ſich bemühte, an ſeine verſtorbne Frau und ihr nettes Teſtament zu denken; aus den kleinen Häuſern der Stadt hüpften überall boshafte Geiſterchen und flüſterten: Erzähle uns eine Geſchichte! und wenn ihm ein blondes Mädchen begegnete, ſo wandte er ſich nach ihr um und dachte an Thereſe; an Thereſe, die er verlaſſen hatte, weil ſie arm geweſen war.

Er iſt ein Rotürier! ſagte Komteß Iſidora von ihm zum Geheimrat; mir kam es vor, als ob er ſich ſeiner Eltern ſchämte!

Die Excellenz zuckte die Achſeln: Wenn er nur eine Geſchichte wüßte!

Aber der Etatsrat wußte keine Geſchichte, dieſe traurige Thatſache war bald ſtadtbekannt, und ſo begann ſein Anſehen zu ſchwinden. Zwar wurde er zu Theegeſellſchaften bei den Komteſſen und beim Geheimrat eingeladen, er führte auch immer eine ſehr vornehme alte Dame zu Tiſche; aber er hatte doch auch da dieſelbe Empfindung wie am Stammtiſch der Weinſtube, man hatte mehr von ihm erwartet. Das iſt aber ein betrübendes Gefühl, und daher war es nicht zu verwundern, daß ſich der Etatsrat nach einem Weſen ſehnte, mit dem er ſich einmal darüber ausſprechen konnte. Da fand er aber niemand anders, als ſeine Haushälterin, Mamſell Reimers. Die war zwar durchaus keine ſtandes-

gemäße Person, aber er mußte doch einmal sein Herz ausschütten.

Er kam gerade vom Stammtische, wo der alte Pastor heute wieder das Wort geführt und förmlich eine Rolle gespielt hatte. Nicht bloß der Geheimrat und die andre Gesellschaft hatte über seine Schnurren gelacht; auch ein vornehmer Fremder, ein Baron, hatte sich am Tische niedergelassen und war voller Huld gegen den Emeritus gewesen.

Wenn ich nur wüßte, was die Leute an diesem gewöhnlichen Kerl finden! murrte der Etatsrat, als ihm seine Mamsell den Thee einschenkte. Er hat keinen einzigen Orden, ist bloß Emeritus und trinkt meinen Punsch aus!

Abers er veramüsiert die Herrschaften! sagte Mamsell Reimers bedächtig. Ein gewöhnlichen Mann is er ja natürlicheweise; sonstens würd ihm ja das Minesterium nich abgeswenkt haben, was ja beim Pastoren garnich leicht sein soll. Abers er kann was verzählen.

Er ist abgesetzt? fragte Lauritzen neugierig.

Seine Haushälterin nickte.

Ich hab ein Onkel, den sein Kasine war gerade Köchin in den Pastor sein frühere Gemeinde, als das nu nich länger mehr ging. Ein slechten Mann war er ja nich, und was die Predigt gewesen is, so konnt man da auch nix gegen sagen. Abers der Pastor war ein büschen slimm bei die Hochzeiten und Kindtaufens. Er nahm sich ümmer so viel Tortens

mit, weil er so gern Kuchen mochte. So furchtbar viel that das ja nun nich; die Leute wußten das alle und paßten auf, daß er nich gleich die allerbesten in die Fingers kriegte; abers als es nu auch an die Kalbsbratens ging und an die gekochten Schinkens, da mochten sie es nich mehr. Da ist es ja woll an das Minesterium geschrieben worden. Das war aber noch nich allens. Als der Pastor einmal aufn Ostersonntag predigte und das Evangelium von die Auferstehung lesen sollte, da vergriff er sich in die Papierens und las vor, daß sein Frau ihr gesticktes Taschentuch verloren hätt. Das war natürlich ein Irrtum, er hatt die Anzeige vorn Kirchengebet lesen wollen. Abers viele von die Gemeinde meinten doch, das wär doch kein rechte Predigt, wo das gestickte Taschentuch von die Frau Pastorn in vorkäme, wo sie alle hätten bei aufstehen müssen, gerade wie bein Evangelium. Da is das denn auch nach Kopenhagen geschrieben worden, und der Pastor mußt abgehen.

Mamsell Reimers konnte sehr behaglich erzählen, und wenn der Etatsrat klug gewesen wäre, so hätte er von seiner Haushälterin gelernt, wie man kleine Geschichten vorträgt. Aber er war nach seiner Ansicht schon viel zu klug, um noch etwas lernen zu können. Das einzige, was er der Mitteilung von Mamsell Reimers entnahm, war, daß er den Emeritus noch mehr als früher verachtete.

Peter Lauritzen war schon über ein halbes Jahr in der kleinen Stadt; da wurde er wieder einmal von

den drei Komteſſen zum Thee geladen. Er ging ungern hin, weil er ſeit mehreren Tagen angefangen hatte, ſich eine Geſchichte für den Stammtiſch auszudenken. Aber er konnte es doch nicht übers Herz bringen, die Gelegenheit, mit drei Komteſſen zuſammen Thee zu trinken, leichtſinnig von der Hand zu weiſen. So ſtellte er ſich denn rechtzeitig ein, und ſeine Perücke war ſo glatt gebürſtet, ſeine Haltung ſo feierlich, daß man ihm den Etatsrat der dritten Rangklaſſe ſchon auf weite Entfernung anſah.

Komteſſe Iſidore kam ihm, nachdem er ins Zimmer getreten war, freundlich entgegen. Sie war von Herzen gut und hätte gern der ganzen Welt öfter ein kleines Vergnügen gemacht; auch Peter Lauritzen, obgleich er ihr ſonſt nicht ſympathiſch war. Lieber Etatsrat, ſagte ſie, ich habe eine Überraſchung für Sie! Kommen Sie, ich will Sie Frau von Ehrenberg vorſtellen!

Erſtaunt und etwas aus der Faſſung gebracht verbeugte ſich der Vorgeſtellte vor einer ältern, ſtattlichen Dame.

Frau von Ehrenberg ſtreckte ihm lächelnd die Hand entgegen und ſagte: Sie haben mich wohl ganz vergeſſen, Herr Etatsrat?

Er ſah in ihre ſchönen grauen Augen, und plötzlich ſtockte ihm der Atem.

Thereſe!

Alſo Sie erkennen mich doch? Ich beneide Sie

um Ihr gutes Gedächtnis; ich glaube nicht, daß ich Sie erkannt haben würde!

Wer nach dreißig Jahren seine erste Liebe wiedersieht, der hadert gewöhnlich mit dem Schicksal, das auch noch diese Enttäuschung über ihn verhängt. Aber Lauritzen stand regungslos und blickte wie verzaubert in die lebhaften Züge Thereſens. Länger als dreißig Jahre hatte er keine Stunde an sie gedacht, und nun kam es ihm vor, als hätte er sie nie vergessen. Thereſe! flüsterte er noch einmal.

Frau von Ehrenberg zog die Augenbrauen etwas in die Höhe. Daß er sie das erstemal bei ihrem Vornamen genannt hatte, fand sie begreiflich; das zweitemal aber erschien ihr überflüssig. Es freut mich, Sie einmal wieder gesehen zu haben, lieber Herr Lauritzen, sagte sie etwas herablassend, dann wandte sie sich schnell ab.

Sie sprach auch den ganzen Abend nicht wieder mit ihm. Nicht, weil sie ihn hätte absichtlich schlecht behandeln wollen, sondern weil er ihr gänzlich gleichgiltig war. Vor langen Jahren hatte sie einem frischen, jungen Menschen ihre erste Liebe geschenkt, und er brach ihr die Treue; das hatte auf ihre Jugend tiefe Schatten geworfen. Aber der Schmerz war längst verwunden, und daß jener steife Mann früher jung und lustig gewesen sei, das konnte sie sich gar nicht denken. Deshalb vergaß sie den Etatsrat auch in derselben Minute, wo sie sich von ihm wandte. Vielleicht hätte er es auch so gemacht, wenn

er noch ein beschäftigter Beamter gewesen wäre. Dann hätte ihm wohl die Sorge um die Stadt und um die tausend Kleinigkeiten, mit denen er sich zu quälen gehabt hatte, jeden andern Gedanken aus dem Kopfe getrieben. Aber er hatte nichts mehr zu thun und zu denken, als das, was ihm jetzt vor die Seele trat, und so dachte er denn an Therese. Nicht bloß diesen Abend, sondern noch viele Tage hinterher, sodaß die Stammtischgeschichte, an der er innerlich schon tagelang gearbeitet hatte, wieder seinem Gedächtnis entschwand.

Er versuchte sogar, Frau von Ehrenberg seine Aufwartung zu machen. Aber sie war ausgegangen, und da sie bald wieder abreiste, so sah er sie überhaupt nicht wieder. Aber das hinderte ihn nicht, sie zärtlich, glühend, leidenschaftlich zu lieben. Freilich nach seiner Weise. Stundenlang ging er einsam unter den Baumreihen am Wasser spazieren und dachte der Zeiten, wo er nicht allein hier gegangen war. Hatte er wirklich sein Glück leichtfertig verscherzt? fragte er sich. Und plötzlich hörte er die breite Stimme des Emeritus sagen: Jede Schuld rächt sich auf Erden! Dann fluchte der Etatsrat; nicht auf sich, sondern auf den Pastor, und dann versuchte er an seine selige Frau zu denken, die ihm ein so schönes Vermögen hinterlassen hatte. Aber man muß in der Übung sein, wenn man recht nachdrücklich an jemanden denken will; der Etatsrat war gar nicht gewohnt, sich mit dem Andenken an seine Frau zu beschäftigen,

und so flatterten seine Gedanken immer wieder zurück zu Therese.

Mich deucht, Sie essen man slecht! sagte Mamsell Reimers eines Tages zu ihm. Hab ich Sie die Enten nich zu Dank gebraten, denn müssen Sie mich das offen sagen, denn bis dahin hab ich all mein Herrschaftens zufrieden gestellt mit das Essen!

Der Etatsrat und seine Haushälterin saßen vor einem appetitlich duftenden Entenbraten, und Lauritzen hatte gut gegessen, wenn auch nicht mit dem alten Appetit. Nun schüttelte er den Kopf. Ich bin mit Ihnen zufrieden, Mamsell, sagte er feierlich. Sie sorgen gut für mich, und die Enten können gar nicht besser sein. Wenn man aber ein Herz hat — hier stockte er einen Augenblick, und dann begann er sein Leid zu erzählen. Es war eigentlich keine Geschichte für eine so ungebildete Person, aber er fühlte das Bedürfnis, sich einmal auszusprechen.

Mamsell Reimers hörte ihm still zu, während sie ihm eine Tasse Kaffee einschenkte. Als er geendet hatte, sagte sie: Nu nehmen Sie man einen Sluck Kaffee, und denn regen Sie sich nich auf. Man ümmer viel spazieren gehen, und denn zu Mittag ein guten Braten, denn geht es wieder über mit Ihren Herzen. Mich deucht, Sie sind ein büschen zu alt für die Liebe, und was die Frau von Ehrenberg is, die hatn Mann un sechs Kinners, und ich glaub nich, daß sie Ihnen nimmt!

Einen Mann und sechs Kinder hat sie? wiederholte der Etatsrat.

Mamsell Reimers nickte. Ich möchte Ihnen auch raten, ein klein Lüttenborger nach den Kaffee zu nehmen. Sonstens sind die Entens zu swer for Sie in Ihre gegenwärtige Verfassung!

Der Etatsrat nahm den Lütjenburger und fühlte sich wirklich besser darauf. Mamsell Reimers hatte Recht: er mußte sich Bewegung machen und gut essen, dann würde sein Seelenleiden schon vorübergehen.

Es geht doch nichts über das Aussprechen, dachte er, weil er nicht wußte, daß sein Schmerz nicht sehr tief gegangen war. Denn über große Schmerzen kann kein Mensch sprechen. Doch solche Schmerzen vermochte eine Natur, wie sie Peter Lauritzen hatte, gar nicht zu empfinden. Daher fiel der Zuspruch Mamsell Reimers auf fruchtbaren Boden, obgleich sich der Etatsrat selbst einredete, er habe Therese nur deshalb entsagt, weil sie einen Mann und sechs Kinder hatte.

Nach einigen Monaten war Lauritzen wieder ganz der Alte. Seine Zerstreutheit, seine einsamen Spaziergänge, sein schlechter Appetit waren verschwunden, und zu seiner vollständigen Zufriedenheit fehlte nur noch eins: eine Geschichte für den Stammtisch. Wenn ihm Therese nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte er seine erste Geschichte schon lange vorgetragen. Nun ließ ihn aber sein Gedächtnis im

Stich: von der ersten Geschichte wußte er nicht einmal mehr den Anfang. Dies ärgerte natürlich den Etatsrat sehr, und er beschuldigte nicht allein die ahnungslose Therese wegen seines schlechten Gedächtnisses; er benutzte auch diese Erfahrung, um das ganze weibliche Geschlecht tötlich zu hassen. So oft am Stammtisch von irgend einer Dame die Rede war, machte er ein Gesicht, als wäre ihm etwas entsetzliches von der Genannten bekannt, und Leute, denen Töchter und Enkelinnen geboren wurden, betrachtete er stets mit aufrichtigem Mitleiden. Doch dieser Haß trug ihm nur den Ruf ein, daß er ungezählte Körbe bekommen hätte, aber keine Geschichte. Und doch mußte er eine erzählen. Je länger er am Stammtische saß, desto mehr sah er diese Notwendigkeit ein. Jeder der Herren besaß als unbestrittnes Eigentum vier oder fünf Geschichten, die er mehreremale in der Woche erzählte. Nur er erzählte nichts! Er hatte das deutliche Gefühl, bei den Tischgenossen als Etatsrat nur sehr notdürftig geachtet, als Gesellschafter aber geradezu verachtet zu sein. Das war schrecklich, und das mußte anders werden.

Die Bäume waren grün und dann auch schon wieder rotgelb geworden. Aber der Etatsrat hatte es kaum bemerkt, denn er arbeitete an seiner Geschichte. Sie wurde ihm schwer, dafür sollte sie aber auch wunderhübsch werden. Sie hatte einen Anfang, eine Mitte und ein langes, langes Ende — zwei Stunden dauerte sie mindestens. Da, hoffte er, würde

die Excellenz doch zufrieden sein, und der Emeritus würde seinen Mund halten müssen.

Es war ein schöner, stiller Herbstabend, als der Etatsrat in die Weinstube trat. Der alte Geheimrat saß schon am Tische und sah in den dunkelnden Garten. Er war etwas wehmütig, denn er hatte Podagra, und wenn dazu noch die Blätter fallen, dann kommen selbst bei dem vergnügtesten Menschen allerhand schwarze Gedanken. Lauritzen merkte aber nichts von der Verstimmung des Alten. Er hatte seine Geschichte im Kopfe, und heute wollte er sie los werden. Die Excellenz aber dachte heute gar nicht an Geschichten, ondern an das Podagra, und da dem Geheimrat auch noch einfiel, daß schon sein Vater und sein Großvater, sein Onkel und sein Vetter an Podagra gelitten hatten, und er von jedem seiner Verwandten einen besondern und sehr eigentümlichen Fall und dessen Behandlung wußte, so konnte der Etatsrat seine Geschichte heute nicht los werden, obgleich er es wohl zwanzigmal versuchte.

An den folgenden Abenden erging es ihm aber ebenso. Es war damals gerade eine sehr lebhafte Zeit am Stammtische. Der Emeritus hatte nach reichlichem Genuß von Speckpfannenkuchen eine Nacht voll so entsetzlicher Träume erlebt, daß sie ihm für mehrere Wochen Stoff für den Stammtisch lieferte. An wunderbare Träume reihen sich bekanntlich immer Spukgeschichten; so folgte ein gesprächiger Abend dem andern, und nach zwei Wochen war der Etatsrat

noch nicht zu Worte gekommen. Und doch mußte er sprechen, denn sonst vergaß er seine Geschichte wieder. Sicherlich wäre er in dieser Zeit vor Aufregung krank geworden, wenn ihn nicht Mamsell Reimers durch Speise und Trank im Gleichgewicht erhalten hätte.

Heute war nun der fünfzehnte Abend, und als der arme Etatsrat die Weinstube betrat, that er einen Schwur, das Zimmer nicht eher zu verlassen, bis alle seine Geschichte angehört hätten. Leider schien auch heute gar keine Aussicht zu sein, daß eine Pause am Stammtisch eintreten würde, denn der abscheuliche Pastor hatte wieder das Wort und erzählte von einer Predigt, die er beinahe einmal vorm König gehalten hätte. Alle hörten ihm aufmerksam zu, und der Etatsrat sah sich im Geiste schon wieder genötigt, beladen mit seiner halbvergessenen Geschichte nach Hause zu gehen.

Da überkam ihn plötzlich die Thatkraft der Verzweiflung. Er nahm sein volles Punschglas und warf es dem Emeritus in den Schoß. Dieser schrie laut auf, teils vor Kummer über den schönen Punsch, und dann auch wohl, weil ihm seine Hosen leid thaten.

Aber Lauritzen entschuldigte sich gar nicht. Er wandte sich ohne weiteres an die plötzlich still gewordne Gesellschaft und begann hastig: Bei diesem Punschglase fällt mir folgende Geschichte ein. An einem Regentage fuhr ich über Land, und —

Erlauben Sie! unterbrach ihn der Geheimrat. Kommt in Ihrer Geschichte ein umgeworfnes Punschglas vor?

Nein! versetzte Lauritzen kurz. Also ich fuhr an einem nassen Regentage —

Ein Regentag ist immer naß, und meine Hosen sind es auch! brummte der alte Pastor.

Der Etatsrat sah ihn wütend an: Wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, dann dürfen Sie nie wieder meinen Punsch austrinken! Denken Sie, daß ich Ihre Schliche nicht kennte?

Aber mein Lieber, sagte die Excellenz und fing an, etwas durch die Nase zu sprechen. In guter Gesellschaft muß man nicht so — so — so deutlich werden!

Ich weiß gerade so gut wie Sie, wie man sich in guter Gesellschaft zu benehmen hat! rief der Etatsrat, den die Angst, seine Geschichte nicht an den Mann bringen zu können, vollständig kopflos machte.

Man pflegt mich Excellenz zu nennen, bemerkte der Geheimrat. Wenn Ihnen diese Benennung ungewohnt ist, Herr Lauritzen, dann können Sie auch Herr Baron sagen. Es giebt zwar viele Barone, und ich bin auch gar nicht stolz auf meinen, nebenbei bemerkt, recht alten Adel, aber —

An einem warmen Regentage fuhr ich also über Land, schrie der Etatsrat. Er hatte ein Gefühl, als ob er geköpft werden sollte, vorher aber noch seine Geschichte erzählen müßte.

Da stand die Excellenz auf. Liebe Freunde, wir wollen uns an einen andern Tisch setzen, Herr Lauritzen wünscht allein zu sein! Herr Pastor, ich darf Sie

wohl auf ein Glas Punsch einladen, damit Sie sich nicht erkälten!

Einen Augenblick saß der Etatsrat ganz allein in dem plötzlich leer gewordnen Zimmer, dann stand er auf und ging nach Hause.

Am andern Tage gab es vier Kaffeegesellschaften im Städtchen. Alle zu Ehren des Etatsrats und seiner Geschichte. Von dieser war allerdings wenig die Rede, kein Mensch hatte sie ja begriffen, jeder sprach nur von seinem plötzlichen Irrsinn. Denn irrsinnig mußte er geworden sein, nach den Berichten der Stammgäste. Komteß Isidora schrieb auch einen langen Brief an Frau Therese von Ehrenberg, worin folgender Satz vorkam: Denke dir den Etatsrat, diesen gleichgiltigen, gefühllosen Menschen, über den du noch kürzlich so lachtest, denke dir dieses arme Wesen im Irrenhause, wohin doch sonst nur die Klugen kommen! Hättest du ihm das zugetraut?

Aber der Etatsrat war nicht irrsinnig. Er lag im Bett, Mamsell Reimers packte seine Sachen, und eines Tages war er ohne Sang und Klang aus der kleinen Stadt verschwunden, die er so guten Mutes betreten hatte.

Eine Zeit lang beschäftigten sich die Menschen noch mit ihm, dann wurde er schnell vergessen. Nur Komteß Isidora dachte noch manchmal an ihn. Nicht weil sie ihn persönlich hätte leiden können, sondern weil sie sich noch der Zeit erinnerte, wo ihre liebste Freundin bitter von ihm hatte leiden müssen. Und

Freunde haben manchmal ein besseres Gedächtnis, als die Betroffnen selbst.

Deshalb horchte sie auch hoch auf, als eines Tags der Geheimrat seinen Namen nannte. Es waren einige Jahre nach dem geschilderten Ereignis vergangen, die Excellenz erzählte aber noch immer so gern Geschichten wie früher.

Da bin ich neulich in Hamburg und gehe auf dem Jungfernstieg spazieren, berichtete er. Wer begegnet mir da? Der Etatsrat Lauritzen mit einer Dame am Arm. Er sah sehr gut aus, und seine Frau, die frühere Mamsell Reimers, die mit der deutschen Sprache auf so gespanntem Fuße stand, gleichfalls; beide schienen außerordentlich zufrieden, und Lauritzen war lebhafter geworden.

Die Komteß verstummte vor Entsetzen.

Erschrecken Sie nicht so, Gnädigste, sagte der Geheimrat mit leisem Spott. Die Vorsehung hat noch gut für Peter Lauritzen gesorgt und ihm gegeben über Bitten und Verstehen. Er gehörte zwar der dritten Rangklasse an, aber seine Seele war subaltern geblieben. Jedesmal, wenn ihr Gelegenheit gegeben war, sich aufwärts zu schwingen, sank sie nach kurzer Anstrengung wieder zurück. Ich habe den Mann beobachtet; glauben Sie mir, Mamsell Reimers paßt vortrefflich zu ihm! Und dann — dabei sah der alte Geheimrat ganz böse aus — er konnte nicht einmal eine Geschichte erzählen!

Aber er wollte es ja! rief die Komteß.

Er wollte Ihnen eine Geschichte erzählen, und Sie unterbrachen ihn so oft, daß er nicht dazu kam und halb verrückt darüber wurde!

Er wollte es — ja ja, das ist richtig! — Der Geheimrat stand auf und griff nach seinem Hut. Er wollte es, und ich — ich habe ihn nicht ausreden assen! Wie ärgerlich!

Am Abend ärgerte sich der ganze Stammtisch mit dem Geheimrat, denn nun fiel es erst allen ein, daß der Etatsrat eine Geschichte hatte erzählen wollen. Aber der Ärger half nichts. Die Geschichte des Etatsrats ist verloren gegangen, denn als nach langem Besinnen der Stammtisch einmal in corpore an ihn schrieb, die Gäste wollten so gern die Geschichte von dem Regentage hören, da antwortete statt seiner die Frau Etatsrätin und bemerkte nur mit wenigen Worten, daß ihr Mann von einer solchen Geschichte gar nichts wisse; und da sein Kopf sehr schwach würde, so bäte sie auch, ihm keine Briefe mehr zu schreiben, da er sie ja doch nicht zu lesen bekäme.

Der Etatsrat lebt noch; doch seine Geschichte ist tot. Vielleicht ersteht sie aber noch einmal aus seinen hinterlassenen Papieren. So hofft wenigstens der Stammtisch.

Der verrückte Ilinsheim

Keiner der Herren, die nachmittags in der Weinſtube ſaßen und Punſch tranken, wußte ſoviel Geſchichten wie der alte Geheimrat, und keiner erzählte ſie ſo gut. Aber er war nicht immer in mitteilſamer Stimmung. Beſonders in ſeinen letzten Lebensjahren konnte er lange ſchweigend und anſcheinend teilnahmlos vor ſeinem Glaſe ſitzen. Dann durfte ihn niemand anreden, und wer es dennoch verſuchte, der that es auf eigne Gefahr und mußte ſich auf eine höfliche, aber kühle Abweiſung gefaßt machen. Die Stammgäſte, lauter alte, penſionierte Herren, kannten aber ſeine Eigenheiten und achteten ſie. Wenn der Geheimrat ſo ſtarr vor ſich hinblickte und wie geiſtesabweſend ſeinen Punſch trank, ſo wußten ſie, daß es beſſer ſei, ſich heute gar nicht um ihn zu kümmern, und ſie unterhielten ſich mit einander über die Neuigkeiten des Städtchens, von denen es immer einige gab. Beſonders für genügſame Gemüter; und die Stammgäſte hatten gelernt, genügſam zu ſein. Wer jahraus

jahrein in einem kleinen, weltvergessenen Orte wohnt, der lernt es schon, jeden Tag über das Wetter zu sprechen, der lernt es auch, darüber nachzudeuken, ob die Frau Professorin den neuen Sonnenschirm, mit dem sie Sonntags ausgeht, von ihrem Manne oder von ihrem Bruder geschenkt bekommen hat. Ja, die alten Herren konnten über die größten Kleinigkeiten lange und sehr viel nachdenken und sprechen; aber manchmal fiel doch auch in die Einförmigkeit ihres Daseins ein Ereignis, das des Besprechens würdiger war, als der Sonnenschirm der Frau Professorin. Wenn z. B. einer von ihnen starb, dann hatten die Überlebenden sehr viel zu reden: erst von den guten Eigenschaften des Verstorbnen; dann, leise und ganz allmählich, damit es keinen allzu schlechten Eindruck machte, auch von seinen vielen Fehlern und seinen ganz absonderlichen Eigenheiten.

Heute war auch ein solcher Tag, wo man von einem Toten mit dem behaglichen Gefühl sprechen konnte, daß man selbst noch lebte. Soeben war der Baron von Flinsheim beerdigt worden. Die meisten Herren trugen noch die schwarzen Röcke und die Ordensbänder, die sie zu diesem feierlichen Akt nötig gehabt hatten. Nun saßen sie wieder alle zufrieden in der kühlen Weinstube, blickten in den Sonnenschein, der auf den grünen Büschen des Gartens seine zitternden Lichter warf, und freuten sich, daß sie ein ergiebiges Gesprächsthema hatten.

Bei seinen Lebzeiten war von Baron Flinsheim

nicht viel die Rede gewesen, aber das hinderte natürlich nicht, daß man jetzt über sein Begräbnis sprach. Einige Herren meinten, es sei doch schade, daß er es selbst nicht habe mit ansehen können, weil es wirklich stattlich und ehrenvoll gewesen war, gerade so, wie es sich für einen Baron Flinsheim schickte, dessen Ahnen bis zu den Kreuzrittern zurückreichten. Der ganze Adel des Landes war dagewesen, und wer den Leichenkondukt gesehen hatte, hätte glauben können, es würde ein Mann zu Grabe getragen, der sich der allgemeinsten Beliebtheit erfreut und sich vielleicht auch einige Verdienste um das Land erworben hätte. Das war nun freilich nicht der Fall, und selbst der Stammtisch, an dem der Baron einige Jahre gesessen hatte, bemühte sich vergebens, etwas lobendes über ihn zu sagen.

Er hatte ja den Roten Adlerorden, bemerkte einer der alten Herren in wohlwollendem Tone.

Ein andrer nickte: Jawohl, den erhielt er, als er die Postmeisterstelle in H. aufgab. Sie wissen doch, er ärgerte sich immer so über die vielen Briefe, die er besorgen sollte.

Er konnte auch das Telegraphieren nicht lernen, sagte der erste wieder. Ja ja, die neue Zeit macht mehr Ansprüche als die alte.

Dabei seufzte der Sprechende, und die andern seufzten mit. Denn sie waren eigentlich alle Opfer der neuen Zeit und des neuen Regiments.

Hat Flinsheim eigentlich etwas hinterlassen? fragte der Geheimrat, der bis jetzt noch kein Wort gesagt hatte.

Gewiß, antwortete ein alter Offizier. Gewiß hat er etwas hinterlassen. Einige Gewehre, zwei Anzüge, mehrere freiherrliche Taschenbücher und einen sehr nett gemalten Stammbaum. Ich bin heute schon in seiner Wohnung gewesen, und sein Neffe, der junge Baron, hat mir alles gezeigt.

Man konnte den Mienen des Sprechenden nicht ansehen, ob er die Hinterlassenschaft großartig fand oder nicht. Aber die Zuhörer lachten und schienen den Augenblick für gekommen zu halten, von den allgemeinen Redensarten nun zum Tadel überzugehen.

Er war ein öder Kerl! bemerkte ein Konferenzrat; Gott mag wissen, weshalb solche Geschöpfe geboren werden. Flinsheim hat gewiß niemals etwas gethan, was andern Leuten genutzt oder gefallen hätte.

Er war ein Baron! sagte ein andrer spöttisch. Daß er sich die Mühe gegeben hatte, als solcher auf die Welt zu kommen, das war für ihn genug. Daher las er auch immer im freiherrlichen Taschenbuch und betrachtete seinen Stammbaum.

Da der Spötter selbst einen vornehmen adlichen Namen trug, so wurden seine Bemerkungen von den andern mit beifälligem Nicken aufgenommen, und nun fing jeder an, den Verstorbnen auf seine

Weise zu beurteilen. Viel Gutes kam dabei nicht heraus. Der Baron Flinsheim konnte froh sein, daß er so still und friedlich in seinem Grabe lag und von all diesen Dingen nichts hörte.

Nur der alte Geheimrat sagte wieder kein Wort. Er hörte zwar sehr genau zu, aber es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder zum Sprechen entschloß.

Ja, meine Herren, sagte er endlich, da sprechen Sie nun über den armen Flinsheim und lassen kein gutes Haar an ihm, obgleich er noch vor acht Tagen neben Ihnen saß und mit Ihnen Punsch trank. Sie haben ihn nie leiden können, — ich weiß es, weil er hochmütig und dumm war, zwei unangenehme Eigenschaften, die gewiß die Beliebtheit nicht verstärken. Aber ich habe doch immer Mitleid mit ihm gehabt. Er war ein armer Kerl — glauben Sie mir!

Der Geheimrat schwieg und betrachtete nachdenklich die gelbe Flüssigkeit in seinem Glase.

Excellenz haben seinen Vater gekannt? fragte der Offizier.

Der Gefragte nickte. Gewiß, ich habe seinen Vater gekannt und die ganze Familie. Es waren alles keine übeln Menschen, sie waren nur zu zahlreich, und dann vergötterten sie sich gegenseitig. Das fing schon beim Großvater an, dem alten Baron auf Flinshausen. Der hatte acht Kinder, und jedes fand das andre süß und reizend, die

ältern Geschwister verzogen die jüngern, und die Eltern konnten sich vor Entzücken über ihre jüngsten Kinder gar nicht lassen, bis die jüngsten denn allemal so unausstehlich geworden waren, daß sie kein Mensch leiden konnte, auch die ältern Geschwister nicht. So ist es dem verstorbnen Flinsheim auch gegangen. Ich sehe ihn noch vor mir in Sammet und Seite gehüllt und den Eltern und den erwachsenen Geschwistern als Spielzeug dienend. Damals war er wirklich niedlich; und daß er den Hofmeister mit Wasser begoß und dem Kammerdiener die Haare ausriß, galt als Zeichen eines energischen Charakters. Später ist das Jüngelchen der ganzen Familie, besonders dem ältesten Bruder sehr unbequem geworden. Er hatte gar nichts gelernt und wollte, auch als er schon lange erwachsen war, noch immer verzogen und belacht werden. Das ging natürlich nicht, und so ist er denn allmählich ein langweiliger, verdrossener Mann geworden, der seinen Platz in der Welt nicht ausfüllen konnte. Aber er hat mir immer leid gethan, denn ich glaube, daß seine Anlagen gut waren.

Der Geheimrat setzte sich zurück, als hätte er genug gesprochen. Dann bestellte er sich ein frisches Glas.

Sie haben immer eine gewisse Schwäche für die Flinsheimsche Familie gehabt, sagte jetzt der Spötter.

Der Geheimrat rückte wieder etwas näher an

den Tisch. Nun ja, erwiderte er, die Flinsheim erwecken eben immer Erinnerungen in mir. Sie wissen ja selbst, lieber Graf: auch traurige Erinnerungen werden durch die Vorstellung verschönt, daß man damals, als man das und jenes erlebte, jung und frisch war. Und wenn man über achtzig Jahre alt ist — Louis, Sie müssen mir noch ein Stück Zucker bringen; der Punsch ist nicht süß genug!

Sie haben natürlich auch den verrückten Flinsheim gekannt! warf der Graf dazwischen, während der Kellner eine Zuckerschale brachte.

Den verrückten Flinsheim? — der Geheimrat sah plötzlich sehr unnahbar aus. Ich weiß nicht, wen Sie mit dieser Bezeichnung meinen!

Nun, den Ludolf, oder wie er hieß! Den, der Pastor wurde, und der dann — nun, Sie wissen doch! Mein Vater hat ihn immer den verrückten Flinsheim genannt.

Das Andenken Ihres Herrn Vaters in Ehren, aber Ludolf Flinsheim war ebenso wenig verrückt, wie Sie oder ich, mein Lieber.

Aber man nannte ihn doch allgemein so, rief der Graf verdrießlich.

Der Geheimrat zuckte die Achseln. Wer ist man? fragte er spöttisch. Ich will zugeben, daß Flinsheim anders war als andre Leute. Vielleicht war er auch verrückt, weil er nicht, wie die andern jüngern Söhne seiner Familie, vegetieren und sein

Leben mit Jagen, Rauchen und der Lektüre des Adelshandbuchs verbringen wollte. Gewiß, es wird mir jetzt deutlich, er war verrückt, weil er nicht so leben wollte, wie die andern seines Standes — zum Beispiel wie sein heute bestatteter Neffe. Aber — und hier erhob der alte Herr ein wenig die Stimme — ich habe Ludolf Flinsheim immer beneidet, nicht allein um seines Lebens, sondern auch um seines Todes willen, obgleich er begraben wurde wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, und obgleich kein einziger seiner vielen Vettern es der Mühe für wert hielt, zu seiner Beerdigung zu kommen.

Sie haben ihn gut gekannt? fragte jetzt der Graf.

Der Geheimrat schwieg einen Augenblick und that einen kleinen Schluck aus seinem Glase, während die andern Herren des Stammtisches die Pause benutzten, um sich frische Zufuhr zu bestellen. Denn obgleich sie zur alten Zeit gehörten, machten sie der Neuzeit auch insofern Zugeständnisse, daß sie das trockne Zuhören auf die Länge nicht aushalten konnten. Als aber der Geheimrat die vollen Gläser erscheinen sah, setzte er sich behaglich in seine Ledersofaecke zurecht und begann zu erzählen.

Was der alte Geheimrat erzählte

Wir sind viel zusammengewesen, schon von unsrer Kindheit an. Meine Mutter war mit den Flinshausenern entfernt verwandt, und daher sahen wir uns dann und wann. Ludolf war einer von den

jüngsten Söhnen, aber er wurde nicht verzogen, denn hinter ihm her kamen noch Kurt und Knud, und die waren nach Aussage der ganzen Familie liebenswürdiger als er. Sie machten die bekannten tollen Junkerstreiche, die sich in jeder Generation wiederholen und immer von neuem belacht werden. Da er außerdem noch zwei ältere Brüder und mehrere Schwestern hatte, so war es ganz natürlich, daß er bei seiner absonderlichen Anlage zum Ernst ziemlich unbeachtet blieb. Er konnte nämlich nicht darüber lachen, wenn die Junker vor das Zimmer der alten französischen Gouvernante dicht über dem Fußboden einen Strick befestigten, sodaß die arme Dame am Morgen einen Purzelbaum und sich ein Loch in den Kopf schlug. Er fand es auch nicht lächerlich, im Zimmer des Hauslehrers zwanzig lebendige Mäuse los zu lassen und in den Wein des Verwalters ein Brechpulver zu schütten. Er schalt über solche Geschichten, prügelte die jüngern Brüder und wurde dann selbst vom Vater geprügelt, weil er so duckmäuserig sei, wie man damals sagte.

Wir beide vertrugen uns sehr gut. Ich hatte zwar auch die Erziehung erhalten, die überall bei uns gäng und gäbe war, nämlich auf glatte und verbindliche Formen gegen Höher- und Gleichgestellte den größten Wert zu legen, gegen Niedrigergeborne jedoch sich möglichst gehen zu lassen. Aber Ludolf gefiel mir doch. Er war ehrlich, er quälte kein

Tier; er war freundlich gegen jedermann, und seine Lehrer vergötterten ihn, obgleich er schwer lernte und für manche Dinge gar kein Interesse hatte. Hübsch war er nicht; er hatte lange, ungeschickte Glieder, die mit jedem Jahre länger und ungeschickter wurden; dazu trug er den Oberkörper vornübergebeugt, und in dem blassen, scharfgeschnittnen Gesicht blinzelten ein paar helle, kurzsichtige Augen. Wenn der alte Flinsheim böse auf ihn war, dann behauptete er, sein Sohn sähe aus wie ein Dorfküster, und mehr würde auch in seinem ganzen Leben nicht aus ihm werden. Die Brüder sagten natürlich dasselbe, und die alte Baronin seufzte darüber. Denn obgleich sie die leibliche Mutter war, so erklärte sie doch häufig, nicht begreifen zu können, wie sie zu dem sonderbaren Sohn gekommen sei. Er war auch ein unbequemer Sohn. Wenn die alte Baronin in der Bibel las und heiße Thränen über die Bergpredigt weinte, gleich darauf aber ihre Kammerjungfer ohrfeigte, weil sie knarrende Schuhe hatte, dann konnte Ludolf die Mutter bitten, ihm doch noch einmal das vorzulesen, worüber sie eben geweint hatte. Er konnte sie auch fragen, was sie eigentlich unter Nächstenliebe verstünde, von der doch der Heiland so viel redete. Solche Sachen ärgerten die Mutter. Sie war eine lebhafte Natur, und da sie zu ihren Nächsten nur die Leute rechnete, die sechzehn Ahnen hatten, so wurde sie über Ludolfs Fragen fast immer gereizt. Und er fragte oft. Von seinem zehnten

bis zu seinem zwanzigsten Jahre ärgerte er die Familie beständig. Nicht durch schlechte Streiche und Bosheit, sondern durch solche und ähnliche Fragen. Er konnte keine Ungerechtigkeit ertragen, und er meinte, oft welcher zu begegnen; er konnte nicht hören, wenn die andern über die Schwächen und Leiden ihrer Mitmenschen lachten und sie womöglich durch Übermut noch vermehrten. Mit einem Wort: er paßte nicht in die Familie Flinsheim, vielleicht war er verrückt, aber doch nur auf eine Weise, die andern nicht schadete. Ich ließ nämlich auch schon damals nichts auf ihn kommen und habe ihn schon damals in Schutz genommen, als wir beide noch jung waren, nicht seiner Sünden, sondern seiner guten Eigenschaften wegen, die man nicht verstand.

Wir sind dann auch zusammen auf die Universität gegangen. Wir sollten beide Jura studieren; denn der alte Baron hatte den Dorfküster natürlich niemals ernst gemeint und hoffte sehr, daß Ludolf ein guter Jurist und in kurzer Zeit irgendwo Amtmann werden würde. Es war auch wünschenswert, daß die Flinsheimschen Söhne in irgend eine gute Stellung kämen, denn die Finanzen der Familie waren in recht schlechter Verfassung. Die zwei ältesten Söhne, von denen der eine in Heidelberg studierte, der andre am dänischen Hofe angestellt war, verbrauchten große Summen, und die zwei jüngsten eiferten ihnen nach. Sie waren als Junker bei den Gardereitern eingetreten und benahmen sich da,

als ob jeder von ihnen eine Million zu erben hätte. Und doch war gar nichts zu erben. Ich merkte das deutlich, als ich in den Sommerferien Ludolf nach Flinshausen begleitete. Wir kamen beide aus Kiel und hatten ganz solid gelebt, sodaß wir uns für berechtigt hielten, vergnügt zu sein. Aber die Stimmung der Eltern war nicht heiter. Der Baron saß den halben Tag am Schreibtisch und rechnete über seinen Büchern; die Baronin las fortwährend in der Bibel und benutzte nur einige Mußestunden, um im Hause herumzufliegen und das Dienstpersonal durch plötzliche Sparsamkeit zur Verzweiflung zu bringen. Es war schon die Jahre vorher ungemütlich auf Flinshausen gewesen; jetzt war es so schlimm, daß ich beschloß, bald wieder abzureisen. Ludolf hielt mich auch nicht davon zurück. Es kam mir sogar so vor, als wäre er selbst im Schloß seines Vaters ein Fremder, und als würde er auch als solcher betrachtet. Wenn er irgend eine Meinung über die verschwenderischen Brüder äußerte und über die Art, wie ihnen zu helfen sei, dann hieß es bei beiden Eltern: davon verstehst du nichts; du hast keine Einsicht in solche Dinge; du weißt nicht, was sich für unsre Familie schickt! Es war gerade, als hätten ihn die Alten keinen Einfluß auf sich gewinnen lassen wollen; er war ihnen zu fremdartig, zu absonderlich, und an dem Tage, wo ich von Flinshausen abreisen wollte, schüttete mir die Baronin noch ihr Herz aus.

Lieber Erich, sagte sie zu mir, der Ludolf ist wirklich zu eigentümlich; mich wundert, daß du noch mit ihm verkehrst, du mit deinen guten Manieren und deinem gleichmäßigen Wesen!

Ich verbeugte mich für das Kompliment und sagte dann, wie es auch meine Meinung war, daß Ludolf einer der besten Menschen sei, die ich kennen gelernt hätte.

Die Baronin sah mich überrascht an. Ist das wirklich dein Ernst? Nun ja, es mag sein, daß er keine groben Fehler hat; aber er ist gar kein Flinsheim, und von meiner Familie hat er auch nichts. Er ist so schrecklich aufrichtig. Er macht uns fortwährend auf Fehler aufmerksam, die doch für Menschen unsers Standes gar keine Fehler sind. Kurt und Knud können doch nichts dafür, daß sie Schulden machen. Sie sind eben mit einem weiten Blick erzogen, und der liebe Gott wird schon weiter für sie sorgen. Ach, und beim lieben Gott fällt mir ein, daß ich mit Ludolf auch in religiöser Beziehung gar nicht übereinstimme. Er will immer, daß man so leben soll, wie es die Bibel vorschreibt, Wort für Wort: Nächstenliebe, Gleichheit vor Gott, und so weiter, gerade als wenn die Bibel heute und nicht vor so und so viel Jahrhunderten geschrieben wäre, wo man noch gar keine Ahnung von den Flinsheim und den guten alten Familien hatte. Ich bin wirklich außerordentlich fromm und eine sehr gute Christin; aber daß zwischen Adel

und Bürgerstand auch im Himmel eine Kluft bestehen wird, davon bin ich doch fest überzeugt. Wofür hat Gott überhaupt verschiedne Stände erschaffen, wenn er es nicht auch im Himmel für uns behaglich einrichten will? Ich weiß, lieber Erich, daß auch du dieser Ansicht bist. Aber Ludolf behauptet, vor Gott wären alle Menschen gleich, und wir müßten uns alle genau nach seinen Worten richten, sonst würden wir nicht selig.

Ich begnügte mich, zu der Rede der Baronin manchmal ach und oh zu sagen. Denn sie konnte keinen Widerspruch vertragen. Auch war ich noch zu jung und zu schüchtern, mich mit der „Tante" in einen Streit einzulassen. Aber ich wiederholte doch zum Schluß meine erste Behauptung, daß Ludolf viel besser sei als ich selbst.

Noch an demselben Tage brachte mich der Flinshausener Wagen einige Meilen ins Land hinein; dann nahm ich mein kleines Felleisen auf den Rücken und marschierte der Stadt Schleswig zu, wo meine Mutter ein eignes Haus hatte. Ludolf begleitete mich eine Strecke. Er war still und in sich gekehrt, wie ich ihn immer kannte, und wie er so neben mir fortschritt mit seiner schlechten Haltung und den ungeschickten Bewegungen, da mußte ich doch darüber nachdenken, wie er sich wohl später einmal in der roten Amtmannsuniform und dem Kammerherrnfrack ausnehmen würde. Denn daß er beide Würden mit der Zeit erlangen würde, davon war ich überzeugt.

Die Flinsheim waren immer Amtleute und Kammerherren geworden, auch wenn sie nichts leisteten. Er aber war klug, und ich wußte, daß er sein bestes thun würde; also mußte er doch auch eine Stellung erlangen, die manche seiner Verwandten nur sehr notdürftig bekleidet hatten. Übrigens hatte ich auch noch andre Gedanken auf diesem Wege. Wenn ich mir überlegte, was die alte Baronin mit mir gesprochen hatte, dann kam es mir so vor, als wäre ich selbst im Unklaren über Ludolf. Wir hatten ja immer sehr freundschaftlich mit einander verkehrt, aber seine eigentlichen Ansichten kannte ich trotzdem so wenig, als wäre er mir ganz fremd. Wenn man aber jung ist, dann denkt man nicht gern allzu lange über einen Gegenstand nach, besonders wenn er einem unbequem ist; und ich kann nicht leugnen, daß mir Ludolf plötzlich etwas unbequem wurde. Auf dem Landwege, den wir gingen, grüßte er jeden Begegnenden zuerst; die kleinen Dorfkinder, die, den Finger im Munde, den feingekleideten Studenten anstaunten, schob er mit einem freundlichen Wort zur Seite, oder er gab ihnen einen Schilling. Kurz, er benahm sich, als wenn ihn diese gewöhnlichen Menschenkinder geradezu interessierten, als ob er sie nicht wie das langweilige Volk betrachtete, das zwar auf der Welt sein muß, aber keinen edel gebornen Menschen etwas angeht. Schließlich trennte ich mich von Ludolf in dem Gefühl, daß ich ihn nicht mehr recht verstünde: ich hatte ihn sehr gern, aber ich empfand doch kein

besondres Verlangen, ihn bald wiederzusehen, und bedauerte es daher gar nicht, daß uns das Leben für längere Zeit auseinanderführte.

Nach den Sommerferien ging ich auf eine süddeutsche Universität, und da ein Onkel von mir bei der Gesandtschaft in Paris angestellt war, so besuchte ich den in den großen Ferien des nächsten Jahres. Nach dem Examen wollte meine Mutter, daß ich zunächst etwas von der Welt sehen sollte. Ich ließ mich bei der Gesandtschaft in Wien attachieren, und es vergingen wohl vier oder fünf Jahre, bis ich wieder einmal nach Hamburg kam. Aber wie ich im Hamburger Gasthof die Fremdenliste durchblättere, finde ich zu meiner Freude darin auch den Baron Flinsheim auf Flinshausen. Er war an demselben Tage angekommen wie ich, und ich ließ mich, obgleich es schon ziemlich spät am Abend war, gleich bei ihm melden. Aber es war nicht der alte Majoratsherr, der mich empfing, sondern Bruno, der älteste Sohn und nunmehriger Besitzer, derselbe, dessen jüngsten Sohn wir heute begraben haben. Er saß hinter einer ganzen Batterie von Flaschen und bewillkommnete mich mit großer Heiterkeit.

Sieh da, Erich, bist du auch einmal hier? Mach doch nicht ein so trübseliges Gesicht, Mensch! Alle Menschen müssen einmal sterben! Mein Alter hat auch dran glauben müssen. Er war ein guter Kerl, und ich habe ihm riesig nachgetrauert. Aber es hat alles ein Ende. Das Leben tritt mit ernsten Pflichten

an uns heran, und der Vater liegt still und friedlich in unsrer Familiengruft. Ich habe sie neu tünchen lassen, sie sieht sehr anständig aus. Mama ist viel dort, wie du dir denken kannst, sie ist womöglich noch frömmer geworden.

In diesem Tone schwatzte er eine ganze Weile fort. Er hatte augenscheinlich sehr viel Wein getrunken und freute sich nun meiner Gesellschaft.

Wie gehts denn Ludolf? fragte ich, während er eine Flasche Champagner bestellte.

Da lachte er und sagte: Ludolf? Weißt du denn noch nicht, daß der verrückt geworden ist?

Verrückt? wiederholte ich.

Nun, in einer Anstalt ist er noch nicht; aber viel fehlt nicht dran. Er hat umgesattelt und ist Kandidat der Theologie geworden.

Ich war so überrascht, daß ich kein Wort herausbrachte.

Also du hast nichts davon gehört? Ja ja, der heilige Geist kam eines Tags über ihn, und da erklärte er Papa, daß er die Bibel mehr schätze als das Corpus juris. Wir wären alle Sünder und Heuchler; mit uns wolle er nichts mehr zu thun haben, er wolle den Armen das Evangelium predigen!

Das alles sagte Bruno in sehr leichtfertigem Ton, aber dann wurde er doch etwas nüchterner. Er erzählte mir, es hätte große Szenen zu Hause gegeben. Mama habe sich über die Sache sehr auf-

geregt, weil sie sich keinen Flinsheim als Dorfpfarrer habe denken können.

Weshalb denn nicht? fragte ich. Wenn er nun Hofprediger wird, vielleicht Bischof oder Professor an der Universität, dann hat er doch eine sehr hübsche Stellung.

Das will er aber alles nicht werden, rief Bruno ärgerlich. Ja, wenn er seine fünf Sinne beisammen hätte, aber er ist eben verrückt. Sein Ideal ist, Pastor in einem Heidedorfe zu werden, wo es keinen einzigen anständigen Menschen giebt, sondern nur lauter dumme Bauern. Solche Leute müßten auch das Wort Gottes hören, man sollte nicht immer nach hohen Dingen trachten.

Da kam mir denn wirklich selber das Wort „verrückt!“ über die Lippen.

Bruno sah mich nachdenklich an. Wir sind gleicher Meinung über ihn, Erich, sagte er, und doch muß ich dir gestehen, daß mir die andern Brüder mehr Sorgen machen als Ludolf. Du glaubst nicht, wie verwöhnt Knud und Kurt sind, wieviel Geld sie von mir verlangen, und mein zweiter Herr Bruder ist ebenso. Alles soll ich bezahlen, und sie wollen keine Gegenleistung thun, nicht einmal die Mädchen heiraten, die ich ihnen aussuche. Dabei ist mein Besitz schon mit Schulden belastet — wenn ich nicht streng bin, kann ich nächstens selber betteln gehen! Der Alte hat ganz abscheulich gewirtschaftet und den jüngern Brüdern viel zu viel Freiheit gelassen.

Nach diesen Klagen trank Bruno in großen Zügen, und sein Gesicht sah sehr finster aus.

Also Ludolf kostet dich weniger? fragte ich.

Er kostet mich gar nichts. Seit zwei Jahren, wo er irgendwo Pfarradjunkt geworden ist und vielleicht einen Gehalt von fünfzig Thalern bezieht, hat er mir kein Geld mehr abverlangt. Er hat Anspruch auf ein kleines Jahrgeld; als er aber zur Beerdigung des Vaters kam, sagte er mir, er wolle nichts von mir haben, ich möchte nur einfach und sparsam leben, und sehen, daß Flinshausen wieder aus den Schulden käme. Nun, er als mein jüngerer Bruder hat mir natürlich nicht das geringste zu sagen, es ist auch unbescheiden, solche Äußerungen zu thun, und ich werde mich nicht darnach richten; aber als der Junge nachher am Sarge meines Vaters ein Gebet sprach, da lief es mir doch kalt über den Rücken. Donnerwetter, Erich, wir Flinsheim sind gewiß alle nicht auf den Mund gefallen, aber wie den Ludolf habe ich noch keinen Menschen sprechen hören.

Bruno seufzte und fuhr sich über die kahle Stirn. Karriere könnte der Bengel machen, brummte er vor sich hin; aber er will nicht. Er ist eben verrückt!

Mittlerweile war es spät geworden, und als ich mit schwerem Kopfe mein Lager aufsuchte, war ich auch so ziemlich davon überzeugt, daß Ludolf übergeschnappt sei.

Am andern Morgen ging die Diligence sehr früh von Hamburg nach Kiel, und ich sah Bruno

Flinsheim nicht wieder, was mir kaum leid that. Mir schien, als hätte ich für mehrere Jahre hinaus genug mit ihm gesprochen. Vielleicht kam dieses Gefühl daher, daß mir der Gedanke an Ludolf anfing ein wenig lästig zu werden. Es ist wahr, ich hatte Jahre lang nur flüchtig an ihn gedacht und seine Eigenheiten vergessen. Nun fiel mir plötzlich ein, daß wir doch befreundet gewesen waren, und daß mir seine Absonderlichkeiten nicht ganz gleichgiltig sein sollten. Aber es gelang mir bald, mir die gestrige Unterhaltung über Ludolf aus dem Sinne zu schlagen, und als ich zu Hause bei meiner Mutter ankam, hatte mir die so viel Vettern- und Basengeschichten zu erzählen, daß sie gar nicht daran dachte, von Ludolf zu reden, den sie überhaupt nur wenig kannte.

Ich ging dann nach Kopenhagen, und da mir der alte König gewogen war, wurde ich bald Amtmann. Zuerst in Jütland, dann in Schleswig, und zwar in einem Bezirk, von dem die Leute sagten, daß er nicht sehr angenehm sei. Er lag in der Mitte des Herzogtums und erstreckte sich bis zur Westsee. An der Küste wohnten Bauern friesischer Abkunft, trotzige Gesellen, die nur widerwillig dem König Steuern zahlten und seinem Vertreter, dem Amtmann, gelegentlich den Gehorsam verweigerten. Mein Vorgänger, ein ehemaliger Offizier, hatte sehr viel Streit mit ihnen gehabt; auf einige Dörfer war er endlich so böse gewesen, daß er gethan hatte, als

wären sie gar nicht mehr auf der Welt. Nur der Amtsverwalter war regelmäßig in die rebellischen Dörfer gefahren, um Steuern zu erheben, und der war das einemal von den Friesen beinahe totgeschlagen worden. So erzählten mir die Beamten in der kleinen Stadt, wo das Amthaus und also meine Dienstwohnung lag. Sie berichteten noch mehr von allerhand Gewaltthätigkeiten, die in einem Dorfe geschehen waren, wo die Bevölkerung ganz besonders wild und ungeberdig war. Ich hörte die Berichte mit dem behaglichen Gefühl an, daß unter meiner Regierung alles anders und besser werden würde. In Jütland hatte ich einmal einen Streit mit Bauern gehabt, der zu meinen Gunsten beendet worden war; mit den Friesen hoffte ich auch fertig zu werden. Und weil ich so selbstbewußt nnd selbstzufrieden war, hörte ich nur mit halbem Ohr auf das, was mir gesagt wurde, und Ratschläge nahm ich überhaupt nicht an.

Nun, zuerst ging auch alles ganz gut. Mein Vorgänger hatte mir viel Arbeit hinterlassen, und mein Sekretär und ich thaten unser mögliches, um in einem entsetzlichen Aktenwust nach und nach Ordnung zu schaffen. Sie wissen ja, meine Herren, daß ein Amtmann in dänischer Zeit nicht bloß der erste Verwaltungs-, sondern auch der erste Justizbeamte seines großen Bezirks war. Er konnte fast über Leben und Tod seiner Unterthanen entscheiden, jeder größere Diebstahl, jedes Verbrechen kam vor ihn,

und im Laufe des Jahres hätte er einen hübschen kleinen Band voll Kriminalnovellen schreiben können. Aber wir saßen nicht bloß zu Gericht; wir hatten auch das Kirchenregiment, und alle Jahre visitierten wir einmal unsre Pastoren. Ich hatte etwa zwanzig Gemeinden unter mir, und bei allen zwanzig Pastoren mußte ich nicht bloß einmal im Jahre zu Mittag essen, ich mußte auch zwanzig verschiedne Predigten und dann die Ansprache des Propsts an die Gemeinde mit anhören. Das letztere war die schlimmste Aufgabe, denn der gute Propst — er ist lange tot! — sagte immer dasselbe. Er bereitete sich nicht mehr vor, weil er, wie er sagte, es so viele Jahre gethan und doch keinen Nutzen davon verspürt hätte.

Propst Madsen wohnte mit mir in derselben Stadt. Er war ein Rationalist vom reinsten Wasser, und in seinen Predigten sprach er eigentlich nur vom Wetter. Aber er kannte seine Pastorate in- und auswendig und wußte mir ganz genau anzugeben, was die eine Pastorin am besten kochte, und was man bei der andern vorbeigehen lassen sollte.

Ich war im Frühjahr in mein Amt gekommen, und vom Juni an mußte ich jeden Sonntag mit dem Propst visitieren. Da die Wege schlecht waren, mußten wir in die entfernt gelegnen Dörfer gewöhnlich schon am Abend vorher fahren. Das war zeitraubend und angreifend zugleich, und anfangs rebellierte ich gegen diese Einrichtung. Weshalb können

wir nicht im Herbst visitieren? fragte ich ärgerlich den Propst.

Aber er schüttelte ernsthaft den Kopf. Lieber Herr Amtmann, sagte er in dem begütigenden Tone, mit dem man etwa mit kleinen Kindern spricht, wir müssen hier im Sommer visitieren. Sonst giebts überall Gänse- oder Schweinebraten, und das kann ich beides nicht vertragen, während mir junge Hähne, Erdbeeren oder rote Grütze gut bekommen.

Da ergab ich mich denn allmählich in mein Schicksal und ließ mir die geistlichen Mittagessen, deren Hauptbestandteile die vom Propst erwähnten Genüsse bildeten, gut schmecken. Mir haben auch manche Pastorate sehr gefallen, besonders die, in denen hübsche Töchter waren; aber die Namen aller der Geistlichen, die ich so schnell besuchen mußte, konnte ich nicht behalten, kaum die Namen der Kirchendörfer, und ich wußte es dem Propst Dank, daß er die Visitationsberichte immer schon vorher abgefaßt hatte und ich nur meinen Namen drunterzusetzen brauchte. Später sind solche Sachen nicht mehr vorgekommen; aber, wie gesagt, der große Bezirk mit seiner Arbeitslast wollte erst allmählich kennen gelernt sein. Wohin gehts denn heute? fragte ich an einem Sonnabend den Propst, als wir wieder einmal in meiner Kalesche durch den weichen Heidesand nach Westen fuhren.

Er sah etwas verdrießlich aus. Wenns anginge, sagte er, könnten wir zwei Kirchen auf einmal ab-

thun, Stövesandt und Windbergen; aber es wird nicht gehen, sie liegen vier Meilen aus einander. Dabei gebrauchte mein geistlicher Mitvisitator ein sehr ungeistliches Wort, sodaß ich lachen mußte.

Was haben Sie denn gegen Stövesandt? fragte ich. Ist der Pastor bei Ihnen in Ungnade gefallen?

In Stövesandt gewiß nicht! versicherte der Propst. Es sind gute, liebe Leute. Die Frau hat immer einen sehr guten Quittenliqueur und weiß genau, wie man die Küken in dieser Jahreszeit zu behandeln hat. Aber der Windbergner Pastor — ein unangenehmer Mensch, sage ich Ihnen!

Wie heißt er? fragte ich.

Aber der Propst schien meine Frage zu überhören. Ein ganz unangenehmer Mensch, und ein ungeschickter Pastor! Mit seinen Bauern lebt er immer in Streit, weil er nicht will, daß sie sich betrinken und dann prügeln. Lieber Gott, der Bauer ist doch ein Bauer, und es geht schließlich den Pastor nichts an, wenn sie sich die Köpfe blutig schlagen oder sich totstechen. Die Windberger sind Friesen: die gehen mit dem Messer zu Bett und stehen mit dem Messer wieder auf; die können nicht von ihrer Art lassen. Wenn sie nur den Zehnten an den Pastor liefern und dafür Sorge tragen, daß das Kirchendach ausgebessert wird, dann kann er sie im übrigen in Ruhe lassen.

Der Name Windbergen war mir schon öfter in meinen Akten begegnet, und soviel ich bemerkt hatte,

hatten sich die Windberger nicht gerade durch liebenswürdiges Benehmen ausgezeichnet. Sie waren es auch besonders gewesen, die schon öfter die Steuern verweigert hatten, und mit denen mein Vorgänger in ewigem Streit gelebt hatte.

Ich hätte gern noch etwas mehr über diese übermütige Bauerngesellschaft erfahren; aber Propst Madsen erklärte, daß er Kopfschmerzen habe und notwendig ein wenig schlafen müsse. Er setzte sich also in die tiefste Ecke des Wagens und war bald in festen Schlaf versunken.

Es war eine lange Fahrt nach Windbergen. Zweimal mußte der Kutscher anhalten und die Pferde füttern, ehe wir das Kirchdorf erreichten, und dann war es schon spät geworden. In einem Dorfkruge, wo der Wirt sehr unfreundlich und die Wirtin verschlafen war, fanden wir ein sehr bescheidnes Unterkommen, und als ich in einem Alkoven verschwand, der voll dumpfig riechender Federbetten war, verwünschte ich alle Kirchenvisitationen der Welt. Ich konnte auch die ganze Nacht nicht schlafen. Zuerst nicht, weil mir die Betten die Luft nahmen, dann nicht, weil es im ganzen Zimmer beklommen war, und endlich nicht, weil ein klappender Laden beständig an ein Fenster schlug.

Als der Tag graute, stand ich auf und warf mich in die Kleider. Ich war schlechter Laune und wollte mich in der frischen Morgenluft wieder etwas erholen. Mein Zimmer lag zu ebner Erde, die

Hausthür war nicht verschlossen, so stand ich gleich im Freien, und der Morgenwind blies mich an. Das Wirtshaus lag an der einen Seite der schlecht gehaltnen Dorfstraße, an der andern stieß es an den Kirchhof, in dessen Mitte die aus Felsstücken erbaute Kirche stand. Der Wind fegte über das gelbliche Gras des Friedhofs, und der Wetterhahn am Turm drehte sich knarrend in seinen Angeln. Es war immer Wind in Windbergen, man brauchte nur die Pappeln und Birken anzusehen, die alle schief gewachsen waren. Sie standen um den Kirchhof gepflanzt, und jede von ihnen sah aus, als hätte sie sich zuerst gegen ihr Schicksal gesträubt, nur nach Osten zu wachsen, bis sie sich endlich in das unabänderliche gefügt hatte. Ich ging auf dem Kirchhofe herum — die rote Morgensonne schien mir ins Gesicht, und der Wind riß mir fast den Hut vom Kopfe. Von Westen her aber kamen mit lautem Geschrei Möven geflogen, und wie ich dorthin blickte, sah ich in der Ferne die graue Nordsee aufleuchten. Da begriff ich plötzlich, daß in diesem ewigen Wind und auf diesem trocknen Boden ein hartes, trotziges Geschlecht aufwuchs, das den Kopf vor niemand beugte. Im Sande standen oder lagen mächtige Grabsteine. Sie waren alle aus roh behauenem Granit und trugen eine kleine Inschrift, einige deutsch, andre friesisch. Aber auch hier hatte der Sturm gearbeitet; sie waren alle nach einer Seite gedrückt.

Ich ging nach der Kirche, und da ich die schwere Eichenthür unverschlossen fand, trat ich hinein. Es war ein nüchterner, schmuckloser Bau. Dicke Grabsteine aus Granit bedeckten den Fußboden; an der niedrigen Decke hingen ein paar kleine Schiffe, und in einer Nische standen zwei aus katholischer Zeit zurückgebliebne hölzerne Heilige, die um sich blickten, als ob sie sich wunderten, daß sie hier noch immer unbehelligt stehen durften. Auch das Altarbild schien noch aus katholischer Zeit zu stammen. Es stellte den lieben Gott dar, der auf einer blauroten Wolke saß und seine Hände segnend über zwei Schiffe ausstreckte, die sich auf hoher See befanden. Sie sahen aus wie Piratenschiffe, und ich konnte mir die Vorfahren der Windberger sehr gut als Seeräuber denken und mir vorstellen, daß sie wohl manchmal den lieben Gott vertrauensvoll um seine gnädige Fürsorge in diesem gefahrvollen Berufe gebeten hatten.

Während ich mir noch das Bild betrachtete, hörte ich ein Geräusch hinter mir. Es war jemand in die Kirche eingetreten und kam mit raschen Schritten auf den Altar zu. Ich hatte kaum Zeit, hinter einen alten Kandelaber zu treten, da warf sich schon ein Mann auf die nackten Stufen des Altars, beugte das Haupt und betete. Nach einigen Minuten stand er wieder auf, reckte seine Glieder ein wenig und sah sich träumerisch um. Da erkannte ich ihn: es war Ludolf Flinsheim! Und er war es, den der

Propst und ich am heutigen Tage „visitieren“ sollten!

Ich trat hinter dem Kandelaber hervor und legte ihm die Hand auf die Schulter. Guten Morgen, Herr Magister, sagte ich in herablassendem Tone; es freut mich, daß Ihr Euch schon zu so früher Morgenstunde in der Kirche Sammlung holt zum heutigen Tage! Dann aber konnte ich meine Freude nicht mehr verbergen. Junge, rief ich, du bist hier, in diesem weltvergessenen, windigen Loch? Das ist der beste Streich, den mir der alte Propst spielen konnte, daß er mir deinen Namen nicht nannte! Wir wollen nach der Predigt zusammen lustig sein, nicht wahr?

Der Pastor war zusammengefahren, als ich ihn plötzlich berührt hatte. Dann aber stand er still und ließ mich bis zu Ende reden, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Nur seine Augen hatte er unverwandt auf mich gerichtet, und obgleich sie kurzsichtig und nicht sehr ausdrucksvoll waren, wurde mir doch plötzlich etwas unbehaglich zu Mute.

Guten Morgen, Erich! erwiderte er ruhig. Ich freue mich sehr, dir wieder zu begegnen, ich freue mich besonders deshalb, weil ich neulich gutes von dir gehört habe. Du bist kein ungerechter Richter und vergreifst dich nicht am Gute der Witwen und Waisen.

Ich wußte, auf was er anspielte. Es war eine Erbschaftsangelegenheit, die mein Vorgänger ver-

nachlässigt, und die ich schnell zu Ende geführt hatte.

Ich habe nur meine Pflicht gethan, rief ich.

Er sah mich freundlich an. Es freut mich, daß du dir die Gerechtigkeit zur Richtschnur nimmst und nicht die Ungerechtigkeit. Wenn doch alle Menschen so dächten! Aber willst du nicht mein Morgenbrot mit mir teilen? Es ist zwar bescheiden, aber ein Schelm giebt mehr, als er hat.

Ich sprang beinahe vor Vergnügen, denn mit dem Probst Kaffee zu trinken, gehörte nicht zu meinen Freuden.

Du darfst dir nicht allzu viel vorstellen, sagte er, als wir zusammen die Kirche verließen.

Deine Frau wird doch brav für die gestrengen Visitatoren gesorgt haben! rief ich, du bist doch verheiratet?

Noch nicht; aber es ist möglich, daß — plötzlich stockte er.

Wir waren den breiten Kirchweg hinuntergegangen und wollten eben aus der Kirchhofthür hinaustreten, als uns ein junges Mädchen entgegenkam. Über dem Arm trug sie einen Kranz aus gelben Ginsterblüten, und ihre großen, tiefblauen Augen sahen mir gerade ins Gesicht. Ich stellte mich unwillkürlich etwas straffer hin und erwiderte ihren Blick mit vielem Vergnügen, denn sie war des Ansehens wert. Gerade und schlank wie eine Tanne gewachsen, hatte sie wundervoll regelmäßige Züge und die zar-

testen Gesichtsfarben, die ich je gesehen hatte. Ihre ganze Erscheinung wurde noch gehoben durch die kleidsame friesische Tracht. Sie trug einen schwarzen Faltenrock und ein silberverziertes Sammetmieder; silberne Ketten schlangen sich um ihren Hals, und selbst die goldbraunen Zöpfe waren mit solchen Ketten umwunden.

Ich trat hastig auf sie zu, um sie anzureden. Aber Ludolf stand schon vor ihr und sah sie mit seinen finstersten Augen an. Wohin willst du, Wiebke? fragte er.

Die Gefragte deutete auf den Kirchhof. Zum Grabe der Mutter, sagte sie kurz; es ist heute ein Jahr, daß sie das Fieber fortnahm.

Ihr Todestag also! Ludolf sah langsam an dem geputzten Mädchen nieder. Ihr Todestag, und du schämst dich nicht, zu ihrem Grabe mit eitelm Tand behangen zu gehen?

Wiebke wurde rot, und ihre Augen blitzten zornig auf. Aber sie nahm sich zusammen, wohl weil ich dabeistand. Die Mutter hat mich in diesem Anzug am liebsten gehabt! sagte sie trotzig. Weshalb soll ich ihn nicht heute tragen? Auch habe ich später keine Zeit, mich umzuziehen, wo wir doch in die Kirche wollen und dann Besuch erwarten.

Besuch? Ludolf blickte sie noch strenger an. Ich weiß, wer dieser Besuch ist! Der Strandräuber, an dessen Händen unrecht Gut und vielleicht noch Schlimmeres klebt, kehrt heute wieder bei euch ein, und du

wirst mit ihm lachen und scherzen, und wirst vergessen, daß es ein Dieb ist, der die Füße unter deines Vaters Tisch steckt!

Ein Dieb! Wiebke lachte herausfordernd. Pastor, Ihr seid schlecht beraten, ein ehrliches Gewerbe mit so häßlichem Namen zu nennen! Wenn die Schiffe untergehen, dann schwimmen die Güter an den Strand. Weshalb sollen sie dort verfaulen? Ist es nicht Gottes Gabe, was uns da gesandt wird?

Und die falschen Lichter, und dann die Messer — ist es auch Gottes Wille, daß Ebbo Tychsen ein armes Schiff in die Steine lockt und nachher die Mannschaft tötet?

Wiebke legte den Kopf in den Nacken und sah den Pfarrer mit halbgeschlossenen Augen an: Pastor, Ihr redet von Dingen, die Ihr nicht gesehen habt. Ihr solltet Euch vorsehen, denn in Windbergen giebts dunkle Nächte und scharfe Messer!

Ludolf sah dem Mädchen ins Gesicht. Mein Leben gehört dem, der es mir gegeben hat. Ihm gehört auch meine Zunge, die nicht übel reden darf. Aber sie soll frei heraussagen, wie mirs ums Herz ist. Ich sage dir, Ebbo Tychsen ist ein schlechter Mensch, ein Raufbold, ein Säufer, ein Strandräuber! Hüte dich vor ihm und seinen sanften Worten, wenn du nicht elend werden willst!

Wiebke lachte laut auf. Ihr seid eifersüchtig, Pastor! rief sie höhnisch.

Ludolf schüttelte den Kopf: Wie ich dich warne,

so werde ich jedes Mädchen vor dem Wolf in Schafskleidern warnen. Bin ich nicht euer Hirte, und muß ich nicht am jüngsten Tage über eure Seelen Rechenschaft geben? Heute noch werde ich mit deinem Vater reden, daß er Ebbo das Haus verbietet!

Damit Ihr desto ruhiger drin aus- und eingehen könnt! rief Wiebke, und dann zu mir gewandt: Er will mich zum Weibe. Zweimal schon hat er mirs gesagt. Wenn ich an die Dünen gehe, so steht er hinter mir und heftet sich an mich, daß ich nicht thun kann, was ich will. Aber ich will ihn nicht. Er ist häßlich und strenge und spricht nur böse Sachen: von Gottes Strafen, von der Hölle und der ewigen Verdammnis. Ich bin jung und will lachen und froh sein — was soll ich mit ihm?

Sie sprach wie ein ungeduldiges Kind. Ich wußte ihr nichts zu antworten, denn mir war die ganze Unterhaltung peinlich. Die beiden andern aber schienen dies Gefühl gar nicht zu haben. Wenigstens nickte mir Ludolf gleichmütig zu und sagte: Wiebke hat Recht. Zum Weibe nähme ich sie mit Freuden, wenn sie nur wollte. Aber ihr Herz ist voll sündiger Liebe zu Ebbo, und es wird ihr schwer, den breiten Weg zu verlassen, um mit mir den Weg des Heils zu gehen. Doch hoffe ich, daß sie der Allmächtige noch erleuchten wird.

Niemals! rief Wiebke trotzig.

Ludolf wandte sich kurz von ihr ab und sagte

zu mir: Du wirst hungrig sein. Meine Gesche wartet gewiß schon lange mit dem Morgenbrot.

Schweigend gingen wir neben einander her. Mir war, als ginge ich in einem fremden Lande unter lauter fremden Menschen, und als ich das niedrige Pastorat betrat, auf dessen Vordiele das Feuer auf dem Herde brannte, da wurde mir noch sonderbarer zu Mute. Eine alte Friesin hantierte am Herde und füllte uns zwei Zinnteller mit dünner Grütze. Dazu gab es schwarzes, hartes Brot. Die Alte setzte sich mit uns an denselben Tisch und aß mit uns, nachdem Ludolf ein kurzes Gebet gesprochen hatte.

Es mußte wohl von dem Winde sein, aber das einfache Mahl schmeckte mir vortrefflich, und beim Essen in der dunkeln, verräucherten Küche kam ein Gefühl des Behagens über mich. Vielleicht war es auch davon, daß ich seit Jahren zum erstenmal wieder mit Ludolf zusammensaß. Er war eigentlich ganz unverändert, hatte noch dasselbe scharfgeschnittene, bartlose Gesicht wie ehemals, konnte auch noch lachen wie früher, und dann sah er ganz liebenswürdig aus.

Als wir uns satt gegessen hatten, führte er mich in seine Studierstube. Da standen einige Bücherborte, ein mit Ölfarbe angestrichner Tisch und ein paar Stühle, das war das ganze Mobiliar. Ich war damals auch noch nicht so verwöhnt wie die Welt von heute, aber diese Einfachheit war mir doch überraschend.

Hast du eigentlich ein Mönchsgelübde gethan? rief ich. Du hast ja nicht einmal ein Sofa. Wo soll der Propst heute seinen Mittagsschlaf halten?

Ludolf lachte. Er muß auf meinem Bett liegen. Das ist ihm ärgerlich, und deshalb visitiert er gar nicht gern bei mir. Aber ich habe bis jetzt wirklich kein Geld gehabt, mir ein Sofa zu kaufen.

Ich schüttelte den Kopf, weil ich an Flinshausen und seine reichen Einrichtungen denken mußte, von der gewiß allerhand für den dritten Sohn abgefallen wäre, wenn er nur gewollt hätte.

Ludolf mußte meine Gedanken erraten. Bruno kann mir nicht helfen, sagte er hastig. An dem armen Kerl saugen die andern herum wie die Blutegel; Detlev hat eine übereilte Heirat gemacht, die dem ältern viel Geld kostet, und die beiden jüngsten haben mehr Schulden, als Haare auf dem Kopfe. Und dann sind auch noch die Schwestern zu versorgen.

Wahrscheinlich giebst du ihnen allen noch etwas ab von deinen Einkünften als Pastor in Windbergen, sagte ich.

Er fuhr sich durch sein dickes, kurzgeschornes Haar. Wenn ich nur könnte! murmelte er. Aber ich habe einen Emeritus, dem ich ein Viertel meiner Einnahmen abgeben muß. Und da ich sehr wenig Geld, meist Korn als Gehalt bekomme, so hängt mein Einkommen von den Kornpreisen ab. Die sind jetzt sehr niedrig. Du weißt auch, daß sich meine

Familie eigentlich von mir gewandt hat, weil ich den geistlichen Beruf ergriffen habe. Sie sagen, sie wollten nichts mehr von mir wissen, besonders Kurt und Knud, die beiden Kleinen. Einmal, als ich in Schleswig war, um dort Geschäfte zu besorgen, sind sie mir beide in ihren Uniformen begegnet und haben mich nicht gegrüßt.

Die Halunken! rief ich zornig.

Ludolf lachte. Ich hatte gerade keinen guten Rock an, sagte er entschuldigend. Und hinterher hat es den Jungen auch leid gethan. Sie schrieben an mich und haben Geld von mir geliehen. Ihr Zorn war also nicht gar so schlimm.

Ich stand auf, denn es war sieben Uhr geworden, und um acht Uhr sollte der Gottesdienst beginnen. Du willst gewiß noch mit deinen Gedanken allein sein, sagte ich und deutete auf die große Bibel, die aufgeschlagen mitten auf dem Tische lag.

Ich weiß, was ich sagen will, erwiderte er. Schon gestern Abend war ich mit meiner Predigt fertig. Deinem Propst wird sie nicht gefallen, und dir, Erich, vielleicht auch nicht.

Du solltest dich doch mit deinen Obern gut stellen, erwiderte ich.

Ludolf strich leise über die Blätter des großen Buches. Ich bin mein Lebtag nicht für Milch und Wasser gewesen, sagte er langsam. Heutzutage gießt ihr alle Wasser in die Milch des Glaubens.

Die Antwort verdroß mich etwas. Man ist nicht

umsonst Kirchenvisitator und läßt sich jeden Sonntag eine andre Predigt halten; und Ludolf war doch im gewissen Sinne mein Untergebner. Daher sagte ich ziemlich entschieden: Lieber Freund, du darfst in deinem stillen Winkel auch nicht selbstgerecht werden. Deine Bauern mögen dich für ihren Papst halten, wir aber, die wir das Kirchenregiment in den Händen haben, wir wissen besser, was sich für das Volk ziemt, als ihr, die ihr die ganze Zeit nicht aus euern Löchern herauskommt. Ihr müßt freundlich und milde sein, auch nicht allzu viel nachdenken über das, was in der Bibel steht. Macht die Leute zufrieden, dann zahlen sie ihre Steuern und sind leicht zu lenken.

Was ich da sagte klang meinen Ohren sehr hübsch. Darum ärgerte ich mich auch, daß mich Ludolf mit einem halb verächtlichen Blick betrachtete, und ich fuhr fort: Auch möchte ich dir raten, setze deiner Wiebke nicht allzu viel starkes Getränk vor. Wenn du sie wirklich heiraten willst, dann hast du eine seltsame Art, mit ihr umzugehen.

Sie wird ganz gewiß mein Weib werden, erwiderte Ludolf bestimmt. Das Blut war ihm in die Wangen gestiegen.

Nimm dich in Acht, sagte ich noch einmal. Diese Friesentochter ist nichts für dich. Laß sie mit ihrem Strandräuber, den ich mir übrigens merken werde, glücklich werden, und hole dir eine tugendsame Jungfrau aus adlichem Hause. In den Damenklöstern

haſt du Auswahl, und ſie paſſen alle beſſer für dich, als dieſes Mädchen. Denn du biſt doch nun einmal als Baron auf die Welt gekommen und wirſt es ſchon allmählich ſpüren, daß du nicht zu den Bauern gehörſt.

Ich redete ihm noch weiter zu, aber er ſchien mich nicht zu hören. Er hatte noch immer die Hand auf die Bibel gelegt und blickte durch die kleinen, trüben Fenſterſcheiben auf den Kirchhof.

Ich werde dennoch ihre Seele von der ſündigen Luſt abkehren und für den Himmel retten, ſagte er.

Da begann eine dumpfe Glocke zu läuten. In einer Viertelſtunde ſollte ich in der Kirche ſitzen.

Als der Gottesdienſt begann, ſaß Propſt Madſen mit verdrießlichem Geſichte neben mir. Er hatte ſchlecht geſchlafen, wie er mir zuflüſterte, der Kaffee war ſchlecht und das Brot noch ſchlechter geweſen. Er gähnte viel, während ſich die Kirche langſam füllte, und ſah aus, als wenn er den verſäumten Schlaf nachholen wollte. Ich betrachtete mir Ludolfs Zuhörer, die langſam und bedächtig die Kirche betraten. Es waren lauter kräftige Geſtalten mit unbeweglichen Geſichtern, langen Haaren und hellen Augen, die Frauen in der Frieſentracht, die Männer in langen Röcken. Oben auf dem Chore ſtand ein dürrer Küſter und ſtimmte ein Lied an; alle Stimmen fielen ein, aber alle ſangen anders; es klang ohrenzerreißend. Ich ſah mich nach einer Orgel um, aber die gab es nicht; niemand ſchien an dieſem

Gebrüll etwas auffälliges zu finden. Auch Ludolf nicht, der jetzt vor den Altar trat und das Evangelium verlas. Als er dann unter dem Altarbilde stand, bemerkte ich, daß ihn die Augen seiner Gemeindemitglieder mit einem gewissen Wohlgefallen betrachteten. Dies wunderte mich, aber ich erstaunte noch mehr, als Ludolf die Kanzel betrat; denn er sprach streng und sagte seinen Zuhörern Dinge, die keine behaglichen Gefühle bei ihnen erwecken konnten. Der Propst fuhr mehreremal neben mir aus seinem Schlummer auf und räusperte sich ärgerlich. Den Bauern aber schien ihr Pastor ausnehmend zu gefallen. Sie hörten sehr aufmerksam zu und nickten hin und wieder, als ob sie sehr zufrieden wären. Als Ludolf das Amen gesprochen hatte, und nun der Propst würdevoll die Kanzel bestieg, ging ich leise aus der Kirche. Denn ich wußte so genau, was der gute alte Mann sagen würde, daß ich seine Predigt selbst hätte halten können. Ich zog es deshalb vor, wieder hinaus in den Wind und in den Sonnenschein zu gehen. Hinter mir her kamen eine ganze Menge Leute aus der Kirche, die in Gruppen auf dem Wege stehen blieben und sich mit einander unterhielten.

Nun, redete ich einen alten Bauer an, weshalb bleibt Ihr nicht in der Kirche? Ihr hört den Propst nicht alle Tage!

Der alte Mann sah mich ruhig an. Weshalb bleibt Ihr denn nicht in der Kirche, Amtmann?

fragte er, und als ich ihm erwiderte, ich hätte den Propst schon oft gehört, entgegnete er: Ich habe ihn auch einmal sprechen hören, und das war genug für mich.

- Hört ihr denn euern Pastor lieber? fragte ich weiter.

Der Alte strich mit der Hand über sein wetterhartes Gesicht. Er thut ein bischen viel Salz in die Grütze, sagte er, aber ich kann ihn gut leiden!

Ja, die Bauern konnten ihn alle gut leiden, wie sie sagten. Nur einer von ihnen erwiderte auf meine Fragen nichts. Er hatte sich rittlings auf ein altes Steinkreuz gesetzt und sah mir dreist ins Gesicht. Es war ein hübscher junger Kerl mit schlanken Gliedern und brennenden Augen. Das war Ebbo Tychsen, den Ludolf einen Strandräuber genannt hatte.

Ich hatte seinen Namen erfragt und wollte ihn eben anreden, da kam die schöne Wiebke aus der Kirche und ging geradeswegs auf ihn zu. Beide sahen sich einen Augenblick in die Augen; dann stand er lässig auf und ging neben ihr her. Es war ein hübsches Paar, und unwillkürlich blickte ich ihnen nach. Auch die andern sagten wohl etwas über die zwei jungen Leute; sie unterhielten sich aber in friesischer Mundart, sodaß ich sie nicht verstehen konnte.

Der Propst predigte wohl fast eine Stunde. Schließlich hörten ihm nur noch Ludolf und der

Küster zu. Die Bauern waren schon lange wieder vom Kirchhofe gegangen. Ich hatte die Zeit benutzt, beim Krugwirt Erkundigungen über Ebbo Tychsen und Wiebke einzuziehen, und hatte erfahren, daß Ebbo wirklich ein übel berufner Mensch war. Er war ein Spieler und Säufer und hatte sein Erbe, einen kleinen Bauernhof, schon ganz heruntergewirtschaftet. Als ich aber auf seine Eigenschaft als Strandräuber anspielte, wich der Wirt meinen Fragen aus. Davon wisse er nichts, sagte er mit unschuldiger Miene.

Wiebke war die Tochter eines der reichsten Bauern von Windbergen. Ihr Vater hätte nichts dagegen gehabt, sie dem Schwarzrock zu geben, aber sie hatte Ebbo lieber; jeder im Dorfe wußte das, nur der Pastor selbst nicht.

Er meint immer, es müsse alles kommen, wie er es haben will! sagte der Wirt; aber was die Weiber sind — er zuckte die Achseln.

Ihr habt ihn aber gern? fragte ich wohl zum zehntenmale.

Er ist besser als alle andern, erwiderte er. Er kann einem ordentlich gruslig machen — das gefällt uns. Und dann will er nicht mehr sein als wir — das gefällt uns auch.

Ludolf wollte in der That nicht mehr sein als seine Bauern; das merkten wir, als wir bei ihm zu Mittag aßen. Grütze und Braunbier, Salzfleisch und dicke Bohnen — das war unser Visitations-

essen. Mir schmeckte es nicht schlecht, aber der Propst wurde sehr übler Laune, und wir fuhren bald nach Tische ab, nachdem wir noch die Kirchenbücher und die Rechnungen nachgesehen und alles in Ordnung gefunden hatten. Ich suchte noch Gelegenheit, mit Ludolf allein zu sprechen; ich wollte ihm die thörichte Absicht ausreden, Wiebke zu heiraten, aber als ich davon anfing, schüttelte er den Kopf und sagte: Laß nur, Erich, es wird alles kommen, wie es Gott haben will! So ließ ich ihn denn in seinem ärmlichen Pastorate bei den stumpfsinnigen Bauern, der kahlen Natur und dem Winde. Er that mir leid. Ein Baron Flinsheim hätte meiner Ansicht nach etwas besseres thun können, als sein Leben in dieser Umgebung zu vertrauern.

Der Propst schalt sehr auf der Rückfahrt. Nicht nur auf Flinsheim, über dessen Benehmen ihm fast die Worte fehlten, sodaß er ihn nur hin und wieder einen ganz abscheulichen Heuchler und Pietisten nannte, sondern hauptsächlich auf die Windberger, die aus seiner Predigt fortgelaufen waren. Er nannte sie eine Bande von Räubern und Mördern und behauptete, sie würden gewissenlos jeden niederstechen, der nicht nach ihrem Gefallen lebte oder der das Unglück hätte, sie zu erzürnen.

Ich ließ den guten Propst bei seinen Übertreibungen, ohne ihm zu widersprechen; aber ich nahm mir vor, das Dorf Windbergen und seinen Pastor im Auge zu behalten. Gleich nach meiner Rückkehr

ließ ich mir alle Akten vorlegen, die es auf meinem Büreau über das Dorf gab. Aus ihnen ersah ich bald, daß diese ruhigen und so gleichmütig dreinschauenden Friesen sich allerhand hatten zu schulden kommen lassen. In frühern Jahren hatten dort große Trinkgelage stattgefunden, bei denen jedesmal einer erstochen worden war. Auch hatten sie manchmal eigne Justiz geübt und einen der Ihrigen, den sie eines Verbrechens schuldig glaubten, kurzer Hand aufgehenkt. Durch alle Berichte zog sich außerdem wie ein roter Faden die Strandräuberei. Die graue Westsee blitzte nicht umsonst so verführerisch in der Ferne, und nicht umsonst trieb der Weststurm die Schiffe an den steinigen Strand. Schon oft war der Amtmann in Windbergen gewesen, um dieser oder jener Strandung nachzuspüren; aber immer war er unverrichteter Sache zurückgekehrt und hatte sich über die frechen Bauern bitter beklagt. In den letzten Jahren lauteten die Berichte über die Windberger günstiger. Zuerst hatten sie zwar ihren neuen jungen Pastor verklagt, weil er ihnen das Trinken des Kaffeepunsches verbot und die Leute zürnend auseinanderriß, wenn sie mit gezücktem Messer auf einander losgingen, der ihnen also, wie sich die Kläger ausdrückten, „keine Freude gönnte“; aber später schienen sie sich mit ihm ausgesöhnt zu haben. Wenigstens hörte man nichts mehr von ihnen, der Name der Dorfschaft kam in den Akten nur noch bei Gelegenheit der Steuern und der Militäraus-

hebung vor. Die Windberger schienen auch das Strandräubern gelassen zu haben, bis auf Ebbo Tychsen, auf dem mancherlei Verdacht zu ruhen schien. Aber er mochte wohl sehr frech gegen meinen Vorgänger gewesen sein, und dieser hatte sich dafür, wie es seine Art war, dadurch erkenntlich gezeigt, daß er den Frechen in seinen Akten nicht mehr erwähnte. Überhaupt machte ich in meiner Amtmannschaft die Erfahrung, daß man mit den Friesen nicht ganz leicht verkehrte, und ich, der ich so siegesbewußt auf meinen Posten gegangen war, sah auch, daß ich bei einigen Sachen kläglich Schiffbruch litt. So kam es denn auch, daß ich nach Jahresfrist ohne gefragt zu werden von meiner Stellung entbunden und nach Kopenhagen versetzt wurde. Es war dem König von einem meiner Feinde — denn Feinde hatte ich natürlich — über meine Thätigkeit sehr entstellend Bericht erstattet worden; verteidigen wollte ich mich nicht, dazu war ich zu stolz, und so wurde ich plötzlich in eine etwas untergeordnete Stellung ins Ministerium berufen.

Nun, wir alle müssen ja einmal Unrecht leiden; aber es läßt sich ertragen, wenn das Schicksal nachher nur wieder gutmacht, was es einem zugefügt hat. In Kopenhagen lernte ich meine Frau kennen und fühlte mich dort schließlich weit behaglicher, als in der kleinen verschlafnen schleswigschen Stadt.

Ludolf ging es nicht so gut. Gerade am Tage meiner Abreise erfuhr ich auch, daß Ebbo Tychsen

die schöne Wiebke entführt habe, und daß die Tochter von dem erzürnten Vater verstoßen worden sei. Ludolf sollte es aber doch durchgesetzt haben, daß sich das Paar dann noch trauen ließ. Ich war seit der Revision nicht wieder nach Windbergen gekommen. Nun that es mir sehr leid, und ich hätte meine Abreise gern verschoben, um Ludolf zu trösten. Der arme Junge war schwer verliebt gewesen, ich hatte es wohl gemerkt; aber im Grunde konnte ich ihm ja nicht helfen, und ich hoffte nun, daß er noch irgend ein adliches Fräulein heimführen würde.

Es war damals für die Flinsheim eine schlechte Zeit. Kurt erschoß sich, als ich einige Wochen in Kopenhagen war, wegen Schulden und einer Schauspielerin, und Knud machte sonderbare Geschichten mit Regimentsgeldern, die ihm anvertraut waren, entging mit Mühe dem Zuchthause und wurde dann Zollbeamter auf der Insel Aarö; dort ist er auch gestorben. Bruno konnte weniger als je für seine Geschwister thun, er hatte geheiratet, bekam jedes Jahr ein Kind und erzog seine junge Brut wie die Prinzen. Das war so Flinsheimsche Mode, und dagegen war nichts zu machen.

Acht Jahre hatte mein Amt in Kopenhagen gedauert, dann gefiel es Seiner Majestät, mich wieder zum Amtmann in Schleswig zu ernennen. Meinen alten Bezirk erhielt ich aber nicht wieder, sondern einen im Osten gelegnen. Der war bedeutend besser, und die Gegend an der Ostsee mit ihren grünen

Buchenwäldern war herrlich. Dennoch that es mir leid um meinen frühern Bezirk, und ich benutzte die erste Gelegenheit, eine Reise in das Städtchen zu machen, wo ich zuerst regiert hatte. Propst Madsen, den ich zuerst besuchte, war sehr alt geworden. Er predigte zwar noch, aber so, daß ihm kein Mensch mehr zuhörte, nur seine Frau. Wenn er aber eine Stunde lang unaufhörlich geredet hatte, dann hustete sie laut, und er sagte darauf mitten im Satze Amen. Sonst aber war der alte Herr noch ganz klaren Geistes und auf Ludolf, nach dem ich gleich fragte, noch eben so schlecht zu sprechen wie vor Jahren.

Ja, der Pietist saß noch in Windbergen unter den Friesen und war noch eben so verrückt wie früher. Von Beförderung war keine Rede, er wollte aber auch gar nicht fort. Er wollte bei seinen Bauern bleiben, die zwar manchmal wütend über ihn schimpften, dann aber doch alle zu ihm in die Kirche liefen.

Ich fragte nach Wiebke. Nun, die war Ebbos Frau, er prügelte sie, und sie mußte sehen, wie sie ihre fünf Kinder durchbrachte. Er verdiente nichts, sondern versuchte nur, hin und wieder ein Schiff an die Küste zu locken und es dann mit Hilfe einiger wilden Gesellen zu berauben. Er war auch schon mehreremal wegen dieser Vergehen in Untersuchung gewesen, aber er hatte es verstanden, sich loszuschwören. Der Propst war vor kurzem in Windbergen gewesen, und es kam mir vor, als wenn

er alles mit einer gewissen Schadenfreude erzählte. Er gönnte Ludolf nichts gutes — das merkte man —, und es war ihm recht, daß er das schöne Mädchen nicht bekommen hatte.

Über mich aber kam wieder das große Mitleid, das mich schon vor Jahren erfaßt hatte, und am nächsten Tage ritt ich nach Windbergen. Ich hatte mir im Städtchen ein gutes Pferd gemietet und trabte munter durch die flache Gegend. Es war im August, die Felder waren zum Teil schon abgeerntet, und auf den grünen Triften grasten die Rinder. Die Luft war klar und hell, aber je weiter ich nach Westen kam, desto stärker wehte der Wind, und als ich gegen Mittag in Windbergen anlangte, brauste mir der Sturm um die Ohren. Es sah aber noch alles genau so aus wie vor acht Jahren. Ich wunderte mich darüber, obgleich es doch so natürlich war, denn wenn ich jetzt an das Dorf zurückdenke, so weiß ich, daß es nach hundert Jahren noch ebenso aussehen wird wie damals — wenn nicht einmal eine große Sturmflut kommt, die den Deich zerstört und alles fortspült.

Ich stellte mein Pferd beim Krugwirt ein und ging ins Pastorat. Vor dem Herd in der Küche saß wieder die alte Friesin. Als sie mich kommen sah, zeigte sie mit dem Daumen über die Schulter nach einer Thür. Das hieß, daß ich dort eintreten sollte. Ich ging leise die Stufen hinauf und klinkte die Thür vorsichtig auf. Es kam nämlich der knaben-

hafte Wunsch über mich, Ludolf zu überraschen. Er saß an seinem Schreibtisch und drehte mir den Rücken zu. Neben ihm stand eine Frau in Friesentracht und redete eifrig auf ihn ein. Auch sie stand von mir abgewandt und bemerkte mich nicht.

Ich gehe nicht wieder zu ihm, sagte sie. Er hat mein jüngstes Kind beinahe totgeschlagen und mich selbst schon oft mit dem Tode bedroht! Ach, hätte ich auf Euch gehört, Pastor!

Du hast es nicht gethan, Wiebke! erwiderte Ludolf ruhig. Du mußt die Folgen deiner Handlung tragen. Dein Mann ist dein Mann für gut und böse. Habe ich dirs nicht gesagt, als ich euch traute?

Wiebke Tychsen lachte bitter auf. Es ist nur böse geworden, Pastor, rief sie, vom Guten habe ich nichts gespürt! Weshalb wollt Ihr mir nicht helfen, Pastor? In der Stadt sagen die Leute, daß ich geschieden werden könnte; soll ich also mein Leben in Not und Qual verbringen? Er schlägt mich, Pastor; noch heute hat er die Hand gegen mich aufgehoben!

Ludolf fuhr ein wenig zusammen; aber seine Stimme blieb unbeweglich. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Du mußt tragen, was dir Gott auferlegt hat. Er meint es gut mit dir, verliere nur nicht den Glauben!

Da warf sich Wiebke auf die Erde, und ich konnte sehen, daß sie trotz alles Leids jung und schön geblieben war. Pastor, höhnt mich nicht mit solchen Worten! rief sie. Ihr habt ein Herz von

Stein, sonst würdet Ihr mir helfen! Ihr habt gelogen, als Ihr einst sagtet, daß Ihr mich liebtet, Ihr habt gelogen!

Mir kamen die Thränen in die Augen, und ich war froh, daß kein schönes Weib so vor mir auf den Knieen lag; an Ludolfs Stelle hätte ich sie aufgehoben und in meine Arme geschlossen, gleichviel, was hinterher gekommen wäre. Aber Ludolf schien wirklich zu Stein geworden zu sein, er saß regungslos da und sagte immer nur wieder: Halte Gottes Gebot und geh zu deinem Mann!

Plötzlich wurde ich heftig zur Seite gestoßen. Ein großer Mann stand neben mir und sah mit wildem Blick auf die vor Ludolf knieende Wiebke. Dann lachte er höhnisch auf, erhob den Arm und warf Ludolf ein großes, breites Messer in den Rücken. Das geschah so blitzschnell, daß ich wie gelähmt dastand und erst auf Ludolf zuspringen konnte, als alles geschehen war. Ebbo Tychsen riß sein Weib vom Boden auf und schrie ihr wild zu, sie solle ihm folgen. Aber sie wand sich aus seinen Armen und warf sich über Ludolf.

Er ist tot! rief sie ihrem Manne zu. Du Elender! und in ihrem Tone lag eine solche Verachtung, daß Ebbo die Arme sinken ließ.

Tot ist er nicht, Wiebke! sagte er, indem er finster auf Ludolf blickte. Ich wollte ihm nur zeigen, daß ich dein Herr bin, nicht er. Komm mit mir, Wiebke!

Aber sie schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, und da ich dazwischentrat und die alte Haushälterin gleichfalls schreiend in der Thür erschien, wandte er sich um und stürzte davon.

Er hatte Recht. Ludolf war nicht tot, aber schwer verwundet. Er gab keinen Laut von sich, als wir ihn entkleideten und auf sein Lager brachten; aber er war bei voller Besinnung und sah mich freundlich an, während ich die Zähne zusammenbiß, um nicht wie ein Junge zu weinen.

Die alte Gesche schien sich auf die Behandlung von Messerwunden zu verstehen. Sie legte dem Pastor einen Notverband an, während ich in den Krug lief, um auf meinem Pferde einen Boten zum Arzte in die Stadt zu schicken.

Die alte Mähre? rief der Krugwirt. Ich habe ein besseres Tier — das kann meinetwegen totgeritten werden! Der Doktor soll kommen, als ob er Flügel hätte!

Zwei Boten jagten kurz drauf davon. Sie hatten die besten Pferde von Windbergen. Die andern Bauern standen auf der Dorfstraße und sahen ihnen neidisch nach. Jeder hätte gern sein bestes Pferd für den Pastor totreiten lassen.

Ludolf lag still auf seinem Bette. Er konnte nicht sprechen, aber er drückte mir die Hand. Als er Wiebke bemerkte, winkte er ihr.

Geh nach Hause! flüsterte er. Dein Mann wird deiner bedürfen!

Sie gehorchte schweigend. Sie wußte besser als ich, was die stille Bauerngesellschaft, die sich inzwischen auf dem Kirchhofe versammelt hatte, zu bedeuten hatte.

Die Boten hatten den Arzt zufällig in einem Nachbardorfe getroffen und er kam früher, als wir ihn erwarten konnten. Als er zu dem Kranken geführt wurde, ging ich hinunter zu den Leuten. Mir war eingefallen, sie könnten von Ludolf übles denken, könnten glauben, Ebbo habe ein Recht gehabt, ihn zu verwunden. Aber sie verstanden mich kaum; es kam ihnen nicht in den Sinn, ihren Pastor auch nur eines unlautern Gedankens zu beschuldigen. Sie kannten ihn, sie kannten Ebbo und Wiebke; sie wußten so genau, wie alles gekommen war, als wären sie dabei gewesen.

Der Arzt sagte, der Stich sei nicht tötlich. Wenn sich Ludolf ruhig verhielte und vor allem das Sprechen vermiede, würde er wohl wieder gesund werden.

Ich atmete auf bei dieser Nachricht und wollte den Bauern auf dem Kirchhofe Mitteilung davon machen, als ich bemerkte, daß sie einen Kreis gebildet hatten. Mitten in dem Kreise lag ein gebundner Mann. Es war Ebbo Tychsen. Seine Glieder waren so zusammengeschnürt, daß er nicht stehen konnte.

Hastig trat ich zu den Windbergern. Gut, daß ihr ihn habt, er soll sofort in die Stadt gebracht werden.

In die Stadt? Der Bauer, den ich angeredet hatte, maß mich mit finstern Blicken. Was soll er dort?

Verurteilt werden! sagte ich, er darf seiner Strafe nicht entgehen.

Ganz gewiß nicht! Er soll bestraft werden. Aber von uns, nicht von den dummen Leuten in der Stadt, die nichts davon verstehen und unsern Pastor gar nicht kennen!

Von wem? rief ich entsetzt. Aber der Bauer kehrte sich von mir ab, und die andern gaben mir keine Antwort. Es war ein unbehaglicher Zustand. Ich ging wieder ins Pastorat und wußte nicht recht, was ich thun sollte.

Als ich die Diele betreten hatte, standen plötzlich zwei jüngere Bauern hinter mir. Sie waren mir gefolgt und fragten nun die alte Friesin, ob ihr Herr noch lebe? Gesche nickte, und ich versicherte ihnen, daß Ludolf wieder gesund werden würde Aber sie sahen mich mißtrauisch an und setzten sich an den Herd, ohne mir zu antworten.

Da rief mich der Arzt ins Zimmer. Ludolf hatte nach mir verlangt. Er bewegte die Lippen und sah mich mit einem angstvollen Blick an. Aber ehe er noch die Worte, die er mir zuflüstern wollte, formen konnte, glitt eine Gestalt an seinem Lager nieder.

Pastor, sagte Wiebke mit leiser Stimme, sie wollen Ebbo töten! Sie sagen: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Er soll sterben, weil er Euch ge-

tötet hat! Aber Ihr seid ja nicht tot — Ihr lebt. Und Ebbo ist der Vater meiner Kinder! Ich liebe ihn nicht mehr; aber ich kann ihn nicht sterben sehen!

Von unten herauf drang Geschrei. Ich stürzte aus dem Zimmer. Es war Ebbo, der so schrie. Er hatte sich von den Fesseln losgemacht und war in den kleinen Hof des Pastorats geflüchtet. Aber seine Verfolger umringten ihn — nun stand er unter einem alten Apfelbaum, und der Krugwirt legte ihm mit unbeweglicher Miene einen Strick um den Hals. Der große Kerl aber winselte um Gnade.

Ich wollte ihm nur einen Denkzettel geben! schrie er. Wiebke sollte nicht immer zu ihm laufen und ihm ihre Not klagen; aber töten wollte ich ihn nicht! Er bleibt auch am Leben, der Doktor hats gesagt!

Er wird sterben! sagte Gesche eintönig, ich habs an seinen Augen gesehen! Die Alte setzte sich auf die Thürschwelle und verschränkte die Arme.

Er wird sterben! riefen die andern und packten Ebbo, indem sie mich zur Seite drängten. Denn ich hatte versucht, mich neben den Gefangnen zu stellen und ihn zu beschützen. Aber ich war machtlos gegen sie. Sie hatten einen Ackerwagen in den Hof geschoben, darauf stellten sie nun Ebbo mit einer Schlinge um den Hals, und ein Bauer kletterte auf den Baum, um den Strick um den kräftigsten Zweig zu legen. Ebbo war verloren, er wußte es, und heulte unzusammenhängende Gebetsworte.

Da erklang von der Hausthür des Pastorats eine Stimme. Auf der Treppe stand Ludolf, im schwarzen Talar.

Windberger Bauern! rief er. Was habe ich euch gelehrt? Wer wagt hier zu richten, wo es nicht einmal einen Kläger giebt? Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!

Die Bauern standen regungslos. Niemand sprach ein Wort, nur Ebbo schluchzte laut auf.

Windberger Bauern, sagte Ludolf noch einmal. Dabei sah er totenblaß aus und brachte die Worte nur mühsam über die Lippen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Laßt den Mann leben! Er verdient nicht, daß ihr ins Unglück kommt seinetwegen! Bedenkt auch, er hat Weib und Kinder — wer soll für sie sorgen, wenn er tot ist? Und nicht wahr, Ebbo, du wirst von nun an ein guter Ehemann, ein treuer Vater werden?

Die Stricke, die Ebbo gefesselt hielten, waren plötzlich gefallen; er sprang vom Wagen herunter und hob beide Arme in die Höhe: Bei Gott, dem Allmächtigen, ich werde thun, was Ihr sagt, Pastor! Dabei sah er aus, als ob er sein Wort halten könnte, und die Bauern mußten dasselbe finden, denn sie rührten sich nicht, um ihn wieder zu fassen. Nur der Krugwirt murrte laut: Wenn Ihr aber sterben müßt, Pastor!

Ludolf streckte die Hand aus. Und wenn ich auch sterben sollte, so lebe ich doch ewiglich! Denn

Christus ist mein Leben und — Weiter kam er nicht. Ein Blutstrom stürzte ihm aus dem Munde, und er fiel vornüber.

So ist Ludolf gestorben. Als ich zwei Tage darauf von Windbergen zurückkehrte, hatte ich mir ein Nervenfieber geholt, das mich auf Jahre hinaus schwächte. Meine Frau war außer sich über mein Erlebnis, und viele waren es mit ihr, denn die Geschichte hat damals viel Aufsehen erregt. Später aber kamen der Thronwechsel und die politischen Fragen, und Ludolf Flinsheim wurde schnell vergessen.

Noch lange nach seinem Tode nannte man Ludolf den verrückten Flinsheim. Auch Bruno, der Majoratsherr, sprach ungern von ihm. Er wollte ihn feierlich in einen mit rotem Sammet beschlagnen Sarg legen und in die Familiengruft beisetzen lassen. Aber die Windberger Bauern gaben ihren Pastor nicht her. Sie haben ihn auf ihrem windigen Kirchhof begraben und ihm einen unbehauenen Granitblock aufs Grab gesetzt, wie sie dort am Strande gefunden werden. Als ich dann nach etlichen Jahren einmal wieder nach dem Dorfe kam — es war in Aushebungsgeschäften —, da stand der Stein schon schief, wie alles auf dem Kirchhof. Aber das Grab war voll blühender Rosen und Levkojen, und der alte Krugwirt, der noch lebte, sagte mir, jeder im Dorfe sorge für das Grab. Vom Amtmann aber wurde sehr über die Windberger geklagt. Sie waren eine Zeit lang gut gewesen und hatten wenig Grund

zur Klage gegeben; nun rauften sie sich wieder nach Herzensluft. Ebbo Tychsen hatte einst als Strandräuber vielen ein Beispiel gegeben, nun war er seit Jahren nach Amerika gezogen. Bestraft worden war er nicht; als ihn damals, nach Ludolfs Tode, die Polizei festnehmen wollte, halfen die Bauern, daß er mit seiner Familie entfloh. Man müßte doch den Willen des toten Pastors ehren, hatten sie gemeint. Von Amerika her kam die Nachricht, daß es ihm nicht schlecht gehe, und daß er ein stiller, etwas scheuer Mann geworden sei, und Wiebke eine ernste Frau; aber sie hielt ruhig bei ihm aus.

* * *

Der Geheimrat schwieg. Er hatte im Eifer der Erzählung seinen Punsch kalt werden lassen. Nun schob er das Glas zurück, während die andern noch über Ludolf Flinsheim sprachen.

Er war doch verrückt! rief der Graf. Ein Mensch mit seinen Gaben hätte sich nicht in das Bauerndorf vergraben, er hätte Karriere machen müssen!

Karriere? fragte der Geheimrat. Was ist denn Karriere? Denken Sie, ich könnte mir Ludolf als dicken Bischof oder als irgend einen andern Würdenträger vorstellen? Ich kann ihn mir auch nicht alt denken oder etwa wie uns, am Stammtisch sitzend, Punsch trinkend und alte Geschichten Jahraus Jahrein wiederkäuend. Mir kommt es vor, als wäre das Geschick doch recht gnädig mit ihm verfahren,

und ich weiß von Leuten, die ihn beneidet haben. Ich will ihre Namen nicht nennen — jeder muß das Leben nehmen, wie es ist. Sie aber, verehrte Herren, verzeihen mir nun vielleicht, daß ich den verrückten Flinsheim doch recht lieb hatte, und daß ich es nicht hören kann, wenn andre sein Andenken herabsetzen. Mag ihn die Welt verrückt nennen, die Welt hatte keinen Teil an ihm.

Was sagte denn seine Mutter zu seinem Ende? fragte ein andrer.

Der Geheimrat stand auf.

Ich habe sie nicht darnach gefragt, erwiderte er. Sie konnte sich mit keinem ihrer Kinder vertragen und ist nachher sehr einsam gestorben. Sie stand im Geruche großer Frömmigkeit, die sich bei ihr freilich anders zeigte als bei Ludolf. Es hat eben jeder seine besondre Weise.

Der Geheimrat grüßte und ging langsam hinaus, während ihm die andern schweigend nachsahen. Dann bestellte sich jeder von ihnen noch ein Glas Punsch. Es war ihnen bei der Geschichte doch etwas kalt geworden.

Die Geſchichte von einem, der nichts durfte

Die Kleinstädter nannten den alten Grafen den Herrn Darfich. Und der Name war auch sehr bezeichnend, denn wie ein schüchternes Fragezeichen ging der alte Herr durch die Straßen des Städtchens; vorsichtig und mit leisem Tritt schlängelte er sich an den Häusern entlang, und wem er begegnete, dem wich er in weitem Bogen aus. Nicht, wie man anfangs geglaubt hatte, aus Hochmut, sondern aus reiner Bescheidenheit. Dadurch zeichnen sich ja nun die deutschen Grafen gewöhnlich nicht gerade aus; er bildete aber eine Ausnahme von der Regel, ohne daß ihm die Menschen dafür dankbar waren. So ist es immer: die größten Verdienste werden nicht belohnt. Übrigens wäre der alte Graf auch sehr erstaunt gewesen, für irgend etwas Anerkennung zu finden, denn er war nie in seinem Leben gelobt oder belohnt worden. Man erzählte sich, daß er in seiner Jugend nur mit großer Mühe soviel gelernt habe, daß er ein kleines Hofamt bekleiden konnte, und seine Kenntnisse

waren immer in sehr bescheidnen Grenzen geblieben. Es gab Leute, die behaupteten, er stünde mit der deutschen Orthographie auf gespanntem Fuße, und, was für einen Grafen ein Kapitalverbrechen war, er verstünde kein Französisch. Jedenfalls versäumte er es, seine Unterhaltung durch Einstreuen kleiner französischer Sätze anmutiger zu machen, was man von einem gewesenen Höfling doch verlangen konnte, und wenn er Fremdwörter gebrauchte, so wandte er sie fast immer verkehrt an. Das war aber entschieden ein Zeichen von Unbildung. Alle die Grafen und Barone, die in der kleinen Stadt auf ihren Lorbeeren ruhten, sagten, man könne mit dem Grafen Darfich nicht umgehen, und die andern Leute sprachen es ihnen nach. So kam es, daß der arme Graf fast gar keinen Umgang hatte, und daß ihm seine große Bescheidenheit, die ihm seinen Beinamen eingetragen hatte, auch nichts half. Und er sprach doch so gern, er hätte doch auch gern in der Weinstube gesessen und mit den Herren über die Tagesfragen geschwatzt: ob der König von Dänemark nach Holstein kommen würde oder nicht, und ob die Gräfin Danner in seiner Begleitung sein oder ob sie zu Hause bleiben würde. Über diese Sachen hätte unser Graf ebenso gut reden können, wie seine Standesgenossen. Weil aber kein Mensch ihn nach seiner Meinung fragte, so sah er ein, daß er sich an andrer Stelle Freunde suchen müsse, wenn er welche haben wollte. Und so kam denn die Freundschaft mit Krischan.

Man kann nicht behaupten, daß Krischan zur Aristokratie des Städtchens gehört hätte. Er war in seinem Privatverhältnis Kutscher beim Posthalter, roch sehr nach Pferden, und der Gebrauch eines Taschentuchs war ihm fremd geblieben. Aber er hatte ein gutes Herz und empfand Mitleid mit dem alten einsamen Grafen. Die Bekanntschaft der beiden in ihren Lebensstellungen so verschiednen Männer hatte die Gemahlin des Grafen, die Frau Gräfin vermittelt. Denn zu einer Frau hatte es Darsich doch gebracht, allerdings zu seinem eignen, großen Erstaunen. Denn er wußte bis auf den heutigen Tag nicht, wie er zu der langen, hagern, sehr hochmütigen und energischen Lebensgefährtin gekommen war, die sein kleines Vermögen verwaltete und ihm mitunter Taschengeld gab. Das Wundern half aber gar nichts, die Frau Gräfin war nun einmal seine natürliche Leiterin geworden, und da sie sich nur sehr selten um ihren Gatten bekümmerte, so konnte man diese Ehe eine sehr glückliche nennen. Wie war es aber denn gekommen, daß die Gräfin ihrem Gemahl einen Freund in Gestalt von Krischan verschafft hatte? Nun, das war so gekommen.

Die Frau Gräfin fuhr öfter aus und benutzte dazu den zweitbesten Wagen des Posthalters. Die beste Kutsche, die erst zwanzig Jahre alt sein sollte, fuhr der Posthalter selbst; die zweite, von deren Alter nicht gesprochen wurde, war Krischans Domäne, und wenn er oben auf dem Kutschbock saß, kam er

sich sehr stattlich vor. Er trug dann seinen besten braunen Düffelrock, auch im Sommer, eine Pelzkappe mit Schirm und ein rotes Tuch um den Hals. Er fand sich selbst wunderhübsch in dieser Kleidung, und wenn er vor dem Häuschen hielt, wo Graf und Gräfin Darfich wohnten, dann kam der Graf bald heraus und sah ihn voller Bewundrung an.

Die erstenmale, als Krischan vor der Thür hielt, hatte sich der Graf damit begnügt, auf der Bank vor dem Hause zu sitzen und unverwandt die Kutsche und ihren Lenker anzustarren, bis seine Frau aus der Thür kam und einsteigen wollte. Dann mußte Darfich den Wagenschlag aufreißen, was manchmal nicht ganz leicht war, und nach vollbrachter That seiner Gattin beim Einsteigen helfen. Der Wagentritt war hoch und die Thür eng; da dauerte es also eine ganze Weile, bis sich die Gräfin auf dem Vordersitz zurecht gesetzt, sich in ihre Decke gewickelt und das Riechfläschchen in die Hand genommen hatte. Endlich war alles in Ordnung, und wenn der Graf den Schlag so zugeworfen hatte, daß er nicht sofort wieder aufsprang, dann durfte Krischan hü! rufen und mit der Peitsche knallen. Die Pferde zogen allmählich an, und die Kutsche rollte langsam davon, während der Graf noch lange vor der Hausthür stehen blieb und dem Gefährt nachblickte.

So war es die erstenmale gewesen. Allmählich aber überwand der Graf seine angeborne Schüchtern-

heit und begann mit Krischan zu sprechen, wenn dieser vor der Thür hielt. Krischan, sagte er eines Tags, als dieser schon eine Zeit lang gewartet hatte; Krischan, weiß er, ob ich mit darf?

Der Kutscher schüttelte den Kopf. Ick glöw nich, Herr Graf. Wat Ehr Fru is, de mag dat nich.

Der Graf seufzte. Ich liebe sonst das Ausfahren, und im Wagen ist Platz!

Das woll! Krischan verzog ein wenig sein allezeit ernsthaftes Gesicht und besann sich auf einen Rest Hochdeutsch, der noch irgendwo in seinem Gehirn saß. Das woll; wenn ich abers Ihnen wär, dann würd ich liebers zu Hause bleiben!

Warum? fragte der Graf. Krischan aber antwortete nicht und knotete an seiner Peitsche. Erst nach einer Weile sagte er: Sie is swer ausn Wagen zu kriegen, weil die Thür ein büschen eng is. Muß allens von rückwärts gehen, und sie peddt ümmer mitn Fuß an die Trittens vorbei, weil daß sie von hinten nich sehen kann. Die Badientens von die Güters, wo wir Besuch machen, die haben da ordentlich Arbeit von!

Ich mag aber gern fahren, sagte der Graf bekümmert. Früher, als ich noch ein Knabe war und auf dem Gute meines Vaters lebte, da —

Monsieur le comte! rief plötzlich eine scharfe Stimme hinter ihm, und der Graf fuhr zusammen. In der Thür stand die Frau Gräfin und hinter

ihr das Mädchen, fast in Reisedecken vergraben. Beide Damen sahen den armen Darfich so entrüstet an, daß er eiligst an den Wagenschlag stürzte und ihn mit der Kraft der Verzweiflung aufriß.

Oui Madame! sagte er dabei, atemlos vor Schreck. Das war der einzige französische Satz, den er sprechen konnte, und mehr wurde auch nicht von ihm verlangt. Die Gräfin stieg nun mit den schon erwähnten Schwierigkeiten ein. Als aber Krischan mit ihr davonfuhr, hatte sie ihren Gatten schon wieder gänzlich vergessen und sah sich nicht ein einziges mal nach ihm um. Er aber stand noch lange und sah dem Wagen nach.

Auf diese Weise wurden der Graf und Krischan allmählich Freunde. Weiß er, ob ich mit darf? Diese Frage mußte der Kutscher noch oft mit seinem: Ick glöw nich! beantworten, und an diesen Anfang knüpfte sich bald eine längere oder kürzere Unterhaltung, je nachdem die Gräfin den Kutscher warten ließ.

Bald aber schien es, als wenn die behagliche Ruhe Krischans dem Grafen etwas mehr Selbständigkeit gäbe. Eines Tages erschien er in der Remise des Posthalters und saß lange auf einer Deichsel, während Krischan die Wagen reinigte. Er sah dieser Arbeit mit so viel Vergnügen zu, daß der Knecht eine Art Rührung über den vornehmen Mann empfand und gegen ihn etwas mitteilsamer wurde.

He hett nix to dohn und en gräsliche Fru! sagte er nachher zu seinem Herrn, dem Posthalter. Is en beten verdreiht; he duert mi abers!

Denn vertell em man en beten und lett em sitten, wo he sitt! erwiderte der Posthalter, und seit der Zeit hatte der Graf eine Heimstätte gefunden. In der dunkelsten Remisenecke stand eine kleine Bank; auf der saß er wohl stundenlang und beobachtete die verschiednen Hantierungen seines Freundes. Krischan gehörte nicht zu den schnellsten Arbeitern, und so dauerte es oft sehr lange, ehe alle Wagen der Remise gereinigt waren. Der Graf ging aber erst weg, wenn die Arbeit gethan war. Hin und wieder that er wohl auch eine schüchterne Handreichung, wobei er dann regelmäßig: darf ich? sagte. Aber er durfte nich. O jemineh! rief Krischan dann, gutmütig erschrocken. So was geht nich, Herr Graf! Da sind Sie zu fein zu; einen leibhaftigen Grafen kann ich nich mitn Stalleimer in Hand sehen!

Dann seufzte der Graf und setzte den Eimer wieder hin. Nein, ich darf wohl nicht — das ist gegen jede Contenance. Ich weiß! Und dann setzte er sich wieder auf seinen dunkeln Platz und betrachtete seine feingepflegten Hände.

Ich habe nie etwas gedurft! sagte er noch einmal, und Krischan nickte gemütlich.

Ja ja, das is nu nich anders. Wer will sin sien, de mutt liden Pien! Ein Grafen is kein

gewöhnlichen Menschen, der allens darf! Der muß bloß fein sein un muß den Kopp hoch tragen und muß bannig stolz sein, sonsten is er kein ordentlichen Graf! Wenn Sie ein büschen aufstehn wollten, wärs gut, denn ich muß das Eck mal ausfegen!

In den ersten Monaten seiner Bekanntschaft mit Krischan sprach der Graf wenig und begnügte sich mit dem Zusehen. Allmählich aber wurde er zutraulicher, und wenn es ihn auch betrübte, niemals selbst etwas thun zu dürfen, so fand er sich doch in die Rolle des müßigen Zuschauers. Er war es in seinem Leben ja auch nicht anders gewohnt gewesen.

Krischan seinerseits begann für den stillen, allzeit freundlichen Herrn ein gewisses Wohlwollen zu empfinden und sich in der Remise nach ihm umzusehen. Auch freute er sich, wenn er mit seiner Kutsche vor der Thür des Grafen halten konnte, obgleich ihm die beständige Frage des letztern: Weiß er, ob ich mit darf? nachgerade leid that.

Ich will Sie mal was sagen, Herr Graf, sagte er eines Tages vertraulich zu ihm, als dieser wieder beim Wagenspülen zusah, da is ganz gewiß kein Pläsir bei, mit die Frau Gräfin zu fahren. Sie is ganz un gar nich nach meinen Gesmack, wenn Sie es nich für ungut nehmen wollen, und ich weiß, daß die meisten Leute ihr nich leiden mögen. Was Trinkgeld is, weiß sie ganz und gar nich, und die Wagens hat sie noch alle nich bezahlt, was doch

unrecht is. Und wenn der Posthalter Ihnen nich so gern leiden möcht, denn könnt Frau Gräfin lange lauern, bis daß sie wieder ausfahren könnt. Nix für ungut, Herr Graf; ich mein man bloß!

Ob der Graf diesen überraschend langen Redefluß von Krischan ganz verstand, war nicht zu bemerken. Er sagte: Darf ich? und setzte sich dann nieder. Krischan erwartete auch keine Antwort. Er hatte eben im drittbesten Wagen ein leeres Mäusenest gefunden und betrachtete die Überbleibsel eines friedlichen Familienglückes mit nachdenklicher Miene. Daher achtete er auch nicht auf den Grafen, der nach einigem Räuspern zu sprechen begann, weil ihm diese Achtlosigkeit Mut gab.

Ich wollte sie auch eigentlich nicht heiraten, sagte er; aber die Mama wünschte es. Die Partie war standesgemäß. Auf dem Gute meines ältesten Bruders diente ein kleines Hausmädchen — er stockte und sah vor sich nieder.

Krischan hatte aber nur das letzte Wort gehört und nickte zerstreut. Hausmädgen! O, die können nüdlich sein!

Ich wollte sie heiraten, begann der Graf wieder, und Krischan ließ die große Wagenbürste, die er in der Hand hielt, beinahe fallen.

O du mein Heiland, wie konnten Sie doch man bloß an so was denken, Herr Graf! Sie und ein Hausmädgen — das durften Sie doch nich!

Nein, ich durfte es nicht! sagte der Graf, mit

dem Ausdruck gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Alles, was ich wollte, das durfte ich nicht. Ich wollte so gern Landmann werden, aber die Mama sagte, ich dürfe nicht Verwalter oder Inspektor werden, und mir selbst ein kleines Gut zu kaufen, dazu hatte ich kein Geld.

Was Ihr Mutter war, die is ein vernünftige Frau gewesen, bemerkte Krischan. Er bürstete jetzt eifrig die schadhafte Polsterung der drittbesten Kutsche, und eine Wolke von Staub umgab ihn. Der Graf hustete unwillkürlich, dann fuhr er fort: Die Mama sagte, der König müsse für mich sorgen, weil ich aus so vornehmer Familie sei. Da bin ich denn an den Hof gekommen.

Is das, wo der König wohnt? fragte Krischan, und als der Graf nickte, lächelte Krischan wohlwollend: So is recht! Son feinen Mann gehört in den König sein Sloß!

Aber die Herrschaften mochten mich doch nicht besonders gern, erwiderte der Graf zögernd. Ich kann keine Konversation machen, und sie sagten, ich hätte nicht Verstand genug, mein Amt weiter zu verwalten!

Da hört nu doch allens auf! rief Krischan entrüstet. Kein Verstand genug? Du liebe Zeit, was doch allens von'n Minschen heut verlangt wird! Wenn ein ein Graf is, denn braucht er doch auch nich noch Verstand zu haben; das is doch warraftigen Gott nich nötig!

Der Graf lächelte ein wenig über den Zorn seines Freundes, und doch schien er ihm wohl zu thun. Er setzte sich förmlich etwas fester auf die Holzbank und blickte freier um sich. Hier ist es sehr gemütlich! sagte er, darf ich jeden Tag wiederkommen?

Mit dieser Frage beschloß er jedesmal seine Unterhaltung mit Krischan und versank dann hinterher in ein stundenlanges Schweigen. Auch heute sagte er nichts mehr, und als er nach einer Weile ging, begab sich Krischan zu seinem Posthalter. Herr, sagte er, de ohl Graf hätt mi hüt wat vertellt. Verdreiht is he, abers watt sin Fru is, da hett he keen Schuld an, de is em opsnackt worrn!

Dat hebb ick mi all dacht! murmelte der Posthalter. Er stopfte sich gerade seine kurze Pfeife und besorgte dies Geschäft mit großem Ernst. Dann hob er den Kopf. Hör, Krischan, lat den ohl Mann man ganz geruhig in de Remis sitten und stör em nich. Und wenn he döstig*) utseiht, denn hal em en Glas Beer!

Ick hebb em seggt, dat de Fru Gräfin de Wagens nich betahlt! bemerkte Krischan befriedigt.

Aber der Posthalter nahm die brennende Pfeife aus dem Munde: Wat schall dat bedüden? Da kann he doch nix vör! Lat em tofreden, un wenn se wedder schickt, denn spann den drüttbesten Wagen an!

---

*) Durstig.

De stött bannig! lachte Krischan, und dann schwieg er für den Rest des Tages.

So war es gekommen, daß der Graf Darfich, der in seinem ganzen Leben eigentlich niemals etwas gedurft hatte, nun doch eine Stätte gefunden hatte, wo er freundlich aufgenommen wurde. Seine Standesgenossen vergaßen ihn und seinen Beinamen, und selbst die andern Kleinstädter erkannten ihn kaum, wenn er schüchternen Schrittes die Straße hinabging, um sich in die Wagenremise zu begeben.

Es ist wohl möglich, daß seine Frau hin und wieder ein paar Worte mit ihm wechselte; sie verkehrte aber so eifrig mit einigen auf dem Lande wohnenden Verwandten, daß sie ihren Gatten fast ganz darüber vergaß. Das war wenigstens die Ansicht derer, die das sonderbare Paar noch hin und wieder beobachteten.

Nach einigen Jahren gehörte der Graf so vollständig zum Inventar der Wagenremise, daß er an allem, was in ihr geschah, den lebhaftesten Anteil nahm, so viel, als er überhaupt zeigen konnte. Heute war nun ein großer Tag, denn der Posthalter hatte sich zum Ankauf eines neuen Wagens entschlossen! Es war allerdings keine Kutsche, sondern ein schwarzlackierter Leichenwagen, der auf dem Ehrenplatze in der Remise stand; aber gerade dieser hatte der kleinen Stadt gefehlt, und der Posthalter hoffte mit ihm ein gutes Geschäft zu machen. Er selbst stand, die kleine Pfeife im

Munde und die Hände in den Taschen, behaglich lächelnd vor seinem neuen Erwerb, und neben ihm standen mehrere seiner Freunde. Denn in der kleinen Stadt war selbst der Ankauf eines Leichenwagens etwas erfreuliches. Da stand der verantwortliche Schriftleiter, Verleger und Drucker des städtischen Wochenblattes, der schon im Geiste einen Artikel über diese „Errungenschaft der Neuzeit" schrieb, da stand ein älterer Arzt, dem die schnellere Beförderung seiner Patienten nach dem Kirchhofe auch Freude zu machen schien; und in der dunkeln Ecke befand sich natürlich auch der Graf. Mit andächtigem Entzücken hingen seine Augen an dem kohlschwarzen Gefährt, das durchdringend nach Lack duftete.

Der Posthalter schlug ihm gutmütig auf die Schulter. Nu, Herr Graf, wenn ich mit diesen Wagen Ihr Frau abholen laß, denn sagen Sie nich zu Krischan: Weiß er, ob ich mit darf?

Die andern lachten, aber der Graf sah den Sprecher zweifelnd an. Es dauerte immer eine Zeit, bis er den harmlosesten Witz verstanden hatte, und für den eben geäußerten hatte er gar kein Verständnis.

Ob ich wohl einmal mit diesem schönen Wagen fahren darf? äußerte er schüchtern.

Nu natürlich! rief der Posthalter, herzhaft lachend, und: Ganz gewiß! versicherte der Doktor.

Da setzte sich der Graf wieder auf seine kleine

Bank, und seine Augen glänzten vor Freude. Die andern sahen einander spöttisch an, bloß Krischan, der etwas abseits stand, lachte nicht. Er kannte seinen Freund jetzt zu genau. Er wußte, daß der Graf nur glücklich war, weil er zum erstenmale in seinem Leben etwas durfte.

In den folgenden Monaten hatte der Graf wenig Interesse an den Kutschen des Posthalters. Nur die Fahrten des Leichenwagens beschäftigten ihn, und Krischan, dem die Leitung dieses Gefährts anvertraut war, mußte ihm haarklein erzählen, wen er damit befördert hatte. Es war gerade eine ungesunde Zeit, und der Posthalter machte wirklich ein gutes Geschäft mit dem neuen Wagen. Auch in die Umgegend, auf die Güter und Dörfer wurde er verlangt, und Krischan hatte viel zu thun. Dann berichtete er dem Grafen in seiner einsilbigen Weise, wo er gewesen war, wen er gefahren hatte, und der Graf hörte aufmerksam zu. Zum Schluß fragte er regelmäßig: Nicht wahr, ich darf doch auch mit dem Wagen fahren? — eine Frage, die ihm von Krischan und vom Posthalter regelmäßig aufs eifrigste bejaht wurde. Und weil diese Frage so häufig wiederkehrte und beiden trotz ihrer Gutmütigkeit doch lächerlich wurde, so nannten sie im Scherz den Leichenwagen „den Grafen sein Wagen."

Der nächste Frühling brachte einige kalte Tage, in denen die Ärzte des Städtchens viel zu thun hatten. Als an einem regnerischen Morgen der

Posthalter vor seiner Thür stand, kam der Besitzer und Drucker des Wochenblattes vorüber. Er trug ein Päckchen unter dem Arm, und sein Gesicht sah sehr zufrieden aus. Zweihundert Todesanzeigen hab ich drucken müssen! — so redete er den Posthalter an. Der rauchte noch ein Weilchen weiter, dann fragte er schläfrig: Wer is nu an die Reihe?

Na, das weißt du nicht? Der alte Graf, der immer bei dir und bei Krischan herumsaß, der ist gestern gestorben. Plötzlich und unerwartet, steht in der Anzeige, und die tiefgebeugte Witwe hats unterzeichnet. Willst eine haben?

Der Posthalter hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und sah unverwandt in den grauen Himmel. Nee! sagte er, und wandte sich kurz ab.

In der Remise spülte Krischan den Wagen, als sein Herr an ihn herantrat. Krischan, sagte er: Uns ohl Graf is dod!

Der Knecht hielt in der Arbeit inne. Oh — Herr! rief er. Dann riß er unwillkürlich seine Mütze vom Kopfe und blickte unverwandt in die dunkle Ecke, wo sein Freund zu sitzen pflegte. Auch der Posthalter sah hin, und beide sprachen kein Wort.

Nach einer Stunde stand der Posthalter in seinem besten schwarzen Rock vor der tiefgebeugten Witwe. Sie saß, in Trauergewänder gehüllt, in einem mit altem Gerät und alten Bildern vollgepfropften Zimmer und sah den Eintretenden eiskalt an. Sie

wünschen? fragte sie, und richtete ihre magere Gestalt steif in die Höhe.

Aber der Posthalter war keine ängstliche Natur. Ich wollt man nach die Beerdigung fragen. Was mein neuen Wagen is, der soll zu rechten Zeit hier sein, und ich will selbstens fahren. Sonstens thue ich das nich; hier abers wullt ich es, und weil ich Krischan doch auch nich um das Vergnügen bringen will, soll er bei mich aufn Bock sitzen — als Badienter!

Die Gräfin war langsam aufgestanden. Mein Vetter, der Baron Schlieffen, wird die Beisetzung meines unvergeßlichen Gemahls besorgen, sagte sie hochmütig. Für Ihr Anerbieten danke ich Ihnen, Herr Posthalter; es kommt aber ein Wagen vom Gute des Barons, der die sterbliche Hülle des Grafen in das Erbbegräbnis fährt. Sie brauchen sich also nicht zu bemühen!

Dann machte sie eine entlassende Handbewegung, der Posthalter aber rührte sich nicht. Da hatte mein Krischan doch Recht. Er sagt zu mich, passen Sie man auf, wenn uns ohl Graf dod is, denn darf er nich auf unsern Leichenwagen fahren. Allens, was er in sein Leben gewollt hat, das hat er nich geburft. So sagt mein Krischan, und ich seh, daß er Ihnen gut beurteilt hat. Mit den Erbbegräbnis is mich das nu einerlei. Vor meinswegen kann der Graf in son alt muchelige*) Kapelle kommen,

*) modrig.

denn wenn der Mensch tot is, denn is ihn das einerlei, wo er zu liegen kommt. Abers wenn ich Ihnen wär, Fru Gräfin, denn legt ich ihm hier aufn Kirchhof, mitten zwischen die andern Menschen. Da scheint die Sonne, und da singen die Vögelns, und Krischan und ich kommen da später doch auch hin. Und ich glaub, in sein irdischen Leben is er doch am liebsten bei uns in die Wagenremise gewesen. Abers wie ich vordem sagte, wenn Sie ein Platz für ihn in son alt Erbbegräbnis haben, denn will ich Sie da nich in stören. Krischan und ich, wir wullen ihm abers fahren, wie weit es auch is, das haben wir ihn versprochen, zu oft und zu oft, da kann ich nich von abgehen. Und wenn Sie mich Sperrenzien machen, Fru Gräfin, denn komme ich mit die Rechnungen von all Ihr Spazierenfahrten, wo Sie mir nie und nümmer bezahlt haben und doch so großartig thun, als müßt das so sein. Und den Herrn Baron Schlieffen kenn ich auch. Der hat was anders zu thun, als Ihre Schuldens zu bezahlen und mag das Geld lieber in seine Tasche stecken, als in andere Leute ihr. Und heute Nachmittag krieg ich Bescheid!

Die Frau Gräfin war eine Zeit lang ohnmächtig nach dieser Rede. Sie kam aber wieder zu sich, und der Posthalter und sein Krischan bekamen ihren Willen. Sie durften nicht allein den Grafen mit dem schönen Leichenwagen zur letzten Ruhestätte fahren, diese befand sich auch auf dem Kirchhofe der kleinen Stadt.

Es stellte sich nämlich heraus, daß im Schlieffenschen Erbbegräbnis nur noch ein einziger Platz für einen Verwandten frei war. Da beschloß die Gräfin, diesen Platz doch lieber für sich zu behalten und ihren Gatten in der gemischten Gesellschaft zu lassen, in der er sich die letzten Jahre seines Lebens so wohl befunden hatte.

So ist es gekommen, daß über dem Grabe des Grafen dieselben Vögel singen, wie über dem Grabe Krischans. Beide Grabstätten liegen nahe zusammen, und beide sind sehr verwildert. Denn der Posthalter, der für beide sorgte, ist nun auch schon in jenes Land hinübergegangen, wo selbst ein Graf thun darf, was er will.

Die erſte Liebe

In einem Häuschen, das etwas außerhalb der kleinen Stadt lag, wohnten der Baron und die Baronin Ravenstein. Der Baron war ein älterer, zierlich gewachsener Herr mit stark gefärbtem Schnurrbart und sehr artigem Auftreten; die Baronin mochte etwa zwanzig Jahre jünger sein als ihr Mann und konnte oft noch etwas sehr jugendliches in ihrem Wesen haben. Sie war gutmütig und frisch, hatte Freude an Witzen und lustigen Geschichten, und die Leute sagten, sie sei viel klüger als der Baron und langweile sich mit ihm. Ob diese Behauptung richtig war, konnte aber niemand mit Sicherheit nachweisen. Jedenfalls lebte das Ehepaar in vollständiger Einigkeit neben einander hin, und wenn der Baron sehr regelmäßig dreimal täglich ins Wirtshaus, aber niemals mit seiner Frau spazieren ging oder sich sonst mit ihr öffentlich zeigte, so kam das einfach daher, daß er keine Zeit für sie und sie keine für ihn hatte. Das war von jeher so gewesen. Der Baron saß entweder in der Weinstube oder schrieb

an einem Buche über Schußwaffen, das er schon seit Jahren in Arbeit hatte; die Baronin malte, kochte, nähte, strickte, rauchte Cigarren, pflegte arme Leute, kurz, sie that alles, was eine Frau thun, und was sie nicht thun soll. Denn sie machte auch häufig Schulden. Ihren Mann aber schien sie niemals nötig zu haben, weder bei ihren guten noch bei ihren anfechtbaren Thaten, und deshalb hatten sich alle ihre Bekannten daran gewöhnt, sie ohne ihn einzuladen und ihn niemals bei ihr im Hause zu sehen. Auf der andern Seite sprach der Stammtisch, an dem der Baron die Hälfte seines Tages verbrachte, niemals von der Baronin. Aber es gab niemand in der kleinen Stadt, der sich nicht längst an die beiden Menschen gewöhnt gehabt hätte. Sie waren eben nicht eins, sondern zwei ganz getrennte Persönlichkeiten, und das erfuhren insbesondre manchmal die Kaufleute, wenn sie sich etwa an den Baron wandten, um eine Rechnung seiner Frau Gemahlin bezahlt zu bekommen. Er drehte dann sehr nachdenklich seinen tiefschwarzen Schnurrbart und räusperte sich.

Also wieder nicht bezahlt! Wenn ich meine Frau gelegentlich sehe, lieber Herr Meier, dann will ich es ihr sagen. Ich mache mir einen Knoten ins Taschentuch, sehen Sie?

Aber der Knoten im Taschentuch half doch nichts, er sagte ihr niemals etwas, und die Lieferanten mußten schon die Baronin selbst aufsuchen.

Sie wurden dann sehr freundlich aufgenommen. Ach bitte, setzen Sie sich doch! Wollen Sie nicht eine Cigarre? Es ist eine gute Sorte — von Ihnen selbst! Ach, dabei fällt mir ein, ich habe sie wohl noch gar nicht bezahlt! Wie leichtsinnig! Sind Sie mir böse?

Der Schuldner war schon lange nicht mehr böse. Er ärgerte sich nur, daß er nicht den hundertsten Mahnbrief geschrieben hatte, anstatt sich dem Klange dieser frischen Stimme und dem harmlos freundlichen Blick dieser Augen auszusetzen. Die Baronin hatte eine merkwürdig jugendliche Stimme, obgleich sie über vierzig Jahre alt war. Nun kniete sie vor einem kleinen Schrank nieder, aus dem beim Öffnen alles mögliche hervorquoll, und holte ganz von unten ein verstäubtes Bild hervor.

Sehen Sie, das ist eine Viehherde, die habe ich gemalt! Sie müssen es nicht verkehrt halten, dann ist es nicht zu erkennen; aber wenn Sie es gerade vor sich hinhalten und das Licht hell darauf fallen lassen, werden Sie doch die Kühe darauf sehen können! Ich werde das Bild fertig malen und es zu verkaufen suchen. Nicht wahr, Herr Meier, so lange darf ich noch mit der Bezahlung der alten, dummen Rechnung warten? Oder muß ich die alten Tassen dort überm Kamin verkaufen? Sie sind das letzte Andenken von meiner Großmutter!

Nein, erwiderte Herr Meier, die Baronin möchte die Tassen nicht verkaufen. Herr Meier

kam sich plötzlich wie ein Barbar vor; denn es fiel ihm ein, daß die Baronin vor einigen Wochen seinen kleinen Jungen auf der Straße mit einem Loch im Kopfe gefunden, ihn mitgenommen, ihn gewaschen und verbunden hatte. Weil er zornig auf Frau von Ravenstein war, hatte er sich nicht bedankt; nun stotterte er seinen Dank und murmelte dabei, daß er gern einen Strich durch die Rechnung machen wolle, wenn nur keine neuen Schulden aufliefen.

Die Baronin lächelte, ihre kleine Gestalt richtete sich aber sehr gerade in die Höhe.

Oh, Sie bekommen Ihr Geld schon, sagte sie mit einer Handbewegung. Es war nämlich einer von den Widersprüchen in ihrem Charakter, daß sie sich nichts schenken lassen wollte, trotz ihrer Neigung zum Schuldenmachen; und wirklich, nach einiger Zeit bezahlte sie ihre Rechnung. Der Antiquitätenhändler in Frankfurt wußte, wie sie es machte, und Herr Meier ärgerte sich, daß er sie gemahnt hatte.

So war es immer mit Frau von Ravenstein. Die Leute fanden allerhand an ihr auszusetzen, und sie hatte auch ihre unleugbaren Schwächen; aber jeder, der mit ihr in Berührung kam, mußte ihr doch zugethan sein.

Es gab sogar Damen, die sie zu kopieren suchten, und zu diesen gehörte Frau von Zehleneck, eine Verwandte und Jugendbekannte Ada Ravensteins, die als Witwe in der kleinen Stadt lebte und ungemein lebenslustig war. Sie brach zwar jedesmal

in Thränen aus, wenn sie am Kirchhofe vorüberging, weil er sie an ihren toten Mann erinnerte; aber da sie diesem Manne bei seinen Lebzeiten mehreremale fortgelaufen war, so wunderte sich niemand, wenn sie nach dem Weinen bald wieder lachte. Sie stand in dem Rufe, daß sie gern eine zweite Ehe eingegangen wäre, aber es hatte sich noch niemand gefunden, der sie hätte heiraten wollen.

Das kommt von meinen fünf Kindern, sagte sie zu Ada Ravenstein, als sie dieser einmal ihre Vereinsamung klagte. Ich hätte zwei Partien machen können, aber die Kinder! Und sie sind doch alle im Kadettenkorps oder bei Verwandten untergebracht! Ihretwegen könnte ich schon heiraten! — Bei diesen Worten sah sie in den Spiegel, der eine sehr wohlkonservierte dunkle Dame mit funkelnden Augen zurückgab. — Wahrhaftig, Ada, ich kann es noch mit manchem Backfisch aufnehmen.

Ada nickte. Sie strickte gerade für den Armenverein und war friedlich gesinnt; deshalb sagte sie nichts. Amelie Zehleneck freute sich dieses zustimmenden Schweigens und sprach weiter.

Du hast es gut, Ada! Keine Kinder, einen Mann, der sich gar nicht um dich kümmert — wirklich zu nett! Wenn ich mir denke, wie Julius manchmal mit mir war! Nun, er ist tot, Friede seiner Asche! Er ist manchmal scheußlich gegen mich gewesen, aber übers Grab hinaus trage ich ihm nicht das geringste nach! Weißt du übrigens, daß Wally Rössing hierher zieht?

Die Baronin, die ihrer Freundin mit einem flüchtigen Lächeln zugehört hatte, blickte auf.

Graf Rössing zieht hierher? Ich habe kein Wort davon gehört!

Ja, sagte Amelie. Gestern ist schon ein Kaffee ihm zu Ehren gegeben worden, wo ausschließlich über diesen neuen Zuwachs unsrer Gesellschaft gesprochen wurde. Seine Frau ist seit einem Jahre tot, sein Sohn ist irgendwo auf der Schule oder auf der Universität — er kommt hierher! Sie seufzte und blickte wieder in den Spiegel.

Weshalb bist du denn so traurig? fragte Ada harmlos.

Aber Liebste, du weißt doch, daß Rössing und ich eigentlich verlobt waren? Ach, es ist lange her, ich war siebzehn Jahre alt, aber ich glaube sicher, daß er meine erste Liebe war! Die seine war ich, das hat er mir damals mehr als einmal gesagt. Es wäre alles so gut gegangen, wenn nicht der dumme Krieg gekommen wäre, der uns die dänische Einquartierung bringen mußte. Es war ein so niedlicher kleiner Leutnant dabei! Herr von Petersen hieß er allerdings, und ich dachte mir natürlich gar nichts bei seinen Aufmerksamkeiten, aber Wally muß sich plötzlich etwas dabei gedacht haben! Er schrieb mir einen Absagebrief; ich ärgere mich noch, wenn ich an den denke! Nun, da war die Geschichte aus, und jeder von uns heiratete einen andern!

Röffing soll sehr glücklich mit seiner Frau gelebt haben, sagte die Baronin.

Frau von Zehleneck zuckte die Achseln. So sagt man! bemerkte sie kurz. Aber die erste Liebe bleibt doch die erste Liebe. Das mußt du doch auch wissen; du warst ja ebenfalls mit einem schleswig-holsteinischen Offizier so gut wie verlobt. Ich glaube, sein Vater war Bäcker, und deine Großmutter prügelte deinen Anbeter, als die Sache herauskam. So erzählte wenigstens mein Vater.

Die Baronin hatte ihr Strickzeug in den Schoß gleiten lassen und machte ein spöttisches Gesicht.

Was dein Vater erzählte, war bekanntlich niemals wahr! bemerkte sie gleichmütig. Du wirst dich erinnern, daß, als er tot war, keiner aus seiner Familie zur Beerdigung kommen wollte, weil jeder glaubte, er löge nur. Nein, Großmutter hat den kleinen Fritz Neumann niemals geprügelt, dazu war sie denn doch zu sehr große Dame, aber aus dem Hause komplimentiert ist er worden. Sein Vater war auch kein Bäcker, sondern ein Kaufmann, und er selbst ein halber Student. Es war eine Kinderei! setzte sie halb lachend hinzu.

Aber er war doch deine erste Liebe! rief Frau von Zehleneck. Hast du eigentlich nie wieder etwas von ihm gehört?

Frau von Ravenstein strickte schon wieder. Ich glaube, er ist nach Amerika gegangen, antwortete sie ruhig.

Die Freundin stand auf. Also deine erste Liebe ist in die Ferne gegangen, und die meine kommt wieder. So sind die Geschicke der Menschen verschieden.

Als sie Abschied genommen hatte, saß Frau von Ravenstein einen Augenblick mit nachdenklicher Miene da und vergaß ihr Strickzeug. An den blassen schleswig-holsteinischen Offizier, der auf ihrem elterlichen Gute einquartiert gewesen war, hatte sie lange nicht gedacht. Nun stand er plötzlich vor ihr, jener lange, blonde Mensch, der so wenig sprach und keine besonders feinen Manieren hatte, der aber doch von allen wie ein Held angestaunt wurde. Denn er war von den Dänen verwundet worden, ein Held, ein Vaterlandsverteidiger! Ada hatte sich mit ihren siebzehn Jahren natürlich gleich in ihn verliebt, sie hatte von ihm geträumt und hätte sich gern von ihm entführen lassen, wenn jemals die Rede davon gewesen wäre. So weit war es aber, Gott sei Dank, nicht gekommen. Die Baronin empfand wirklich Dankbarkeit gegen Gott bei diesem Gedanken, aber sie wurde doch auch von einer vorübergehenden Rührung erfaßt, wenn sie dachte, wie unglücklich sie eine Zeit lang nach dem Abschied von Fritz Neumann gewesen war. Ein dunkler Platz in der großen Allee vorm Herrenhause stand plötzlich in ihrer Erinnerung. Dort hatte Fritz Neumann ihr den ersten und letzten Kuß gegeben, und sie hatte lange Zeit nicht ohne tiefe Bewegung an diesem Fleck Erde vorübergehen können.

Ja, das waren vergangne Zeiten! Die Baronin

lachte etwas vor sich hin, und als jetzt ihr Mann den Kopf in die halb geöffnete Thürspalte steckte, rief sie, er möchte doch hereinkommen.

Herr von Ravenstein gehorchte sofort. Er war eigentlich nicht gewohnt, nachmittags mit seiner Frau zu sprechen, und hatte nur aus flüchtiger Neugier in ihr Zimmer gesehen. Aber er war viel zu höflich, um dem Wunsche seiner Gattin nicht zu entsprechen.

Warst du in der Weinstube, Rolf? fragte sie ihn jetzt.

Natürlich; da bin ich ja um diese Tageszeit immer!

War es interessant?

Der Baron sah sie etwas erstaunt an.

Ja, es war ausnahmsweise interessant, und es freut mich, daß du mich darnach fragst. Zwei fremde Herren aus Hamburg waren da, wir kamen aufs Pistolenschießen zu sprechen, und ich habe ihnen etwas vorschießen müssen. Erst im Zimmer, dann im Garten. August, der Kellner, war allerdings erst etwas ängstlich, als ich ihm den Thaler aus den Fingern wegschießen wollte, nachher aber besann er sich. Sehr hübsch war es, als er mir später ganz ahnungslos das Profil seiner Gestalt zuwendete, und ich ihm den obersten Knopf aus seiner Jacke schoß!

Ravenstein hatte sehr lebhaft gesprochen. Es war die größte Freude seines Lebens, weit und breit für den besten Pistolenschützen zu gelten, und er übte die Kunst so oft wie möglich aus.

Seine Frau sah ihn mit einem nachsichtigen Lächeln an. Nun, wunderten sich auch die Herren aus Hamburg über dich?

Gewiß! Sie sagten, ich würde sofort eine Anstellung bei Renz bekommen. Auch die andern Bekannten lobten mich; nur der Sanitätsrat war in seiner Unkenstimmung und sagte, ich würde mich noch einmal totschießen. Aber er war schlechter Laune. Denn der alte Etatsrat, der vor einiger Zeit hierhergezogen ist, und den wir alle nicht leiden können, hat einen Podagraanfall gehabt und unsern Doktor zu seinem Leibarzt gemacht. Diese Ehre hat ihn riesig verstimmt, der Etatsrat ist eben zu langweilig.

Was wollten denn die Herren aus Hamburg hier? fragte die Baronin, die gern etwas neues hörte.

Es waren zwei Unterhändler, die das Gut Fresenhagen an einen reichen Herrn verkauft haben. An irgend jemand aus Amerika oder Australien, ich habe nicht drauf geachtet.

Er wird vielleicht nur aus Bremen oder Lübeck sein, meinte Ada gleichgiltig.

Ihr Mann stand auf. Auch möglich, sagte er. Ich habe nicht darnach gefragt. Aber es ist irgend ein Fremder mit einem sehr gewöhnlichen Namen. Und nun darf ich mich wohl zurückziehen, liebe Ada? Denke dir, mir sind heute alle Kapitelüberschriften meines Buches eingefallen! Wenn ich die einmal

habe, wird das Werk bald fertig sein, ich muß mich an die Arbeit setzen.

Rolf Ravenstein ging, und seine Frau legte ihr Strickzeug zur Seite und vertiefte sich in einen französischen Roman. Es war ihr so selbstverständlich, daß ihr Mann sich mit nichts anderm als Pistolenschießen, am Stammtisch sitzen und gelegentlich etwas Schreiben beschäftigte, daß sie niemals über sein thatenloses Dasein nachdachte.

Diese Unterhaltung hatte im Frühling stattgefunden. Nun hatte sich ein warmer Sommer mit den milden, sonnenlosen Tagen eingestellt, wie sie im Norden so häufig sind, und die Baronin saß viel in ihrem Garten. Der war wenig gepflegt und bestand nur aus einigen zerzausten Blumenbeeten, aber er hatte eine sehr geräumige grüne Laube und einen wundervollen Blick auf den blauen Landsee und seine sanft ansteigenden Ufer. Auch der Baron war oft im Garten. Entweder schoß er hier nach Glaskugeln, die er in die Luft warf, oder er saß bei seiner Frau und sah ihr bei ihren Beschäftigungen zu. Früher hatte er das nicht gethan, aber in diesem Jahre war er so allmählich in die Gewohnheit gekommen, hin und wieder mit Ada zusammen zu sein, und es gefiel ihm ganz gut. Obgleich er vor bald zwanzig Jahren nicht aus Liebe, sondern auf den Wunsch seines ältern Bruders, des Majoratsherrn, geheiratet hatte, war ihm doch das Zusammenleben mit seiner Frau immer ganz bequem gewesen.

Von Liebe hatten beide niemals gesprochen. Von solchen Dingen wisse Ada noch gar nichts, hatte ihre Großmutter damals gesagt, die die Heirat zu stande brachte. Ada war ein vermögensloses adliches Mädchen und mußte sich freuen, eine standesgemäße Partie machen zu können.

Der Baron mußte in diesem Sommer manchmal an die alte hochmütige Dame denken, vor der er immer Angst gehabt hatte. Wie gut, daß ihr Ada gar nicht ähnlich sah! Er blickte zufrieden in ihr schmales, etwas farbloses Gesicht, das sich gerade eifrig über ein Buch von David Strauß beugte. Der Pastor hatte neulich von der Kanzel davor gewarnt; nun hatte die Baronin ein Armband verkauft, um die verbotne Frucht kennen zu lernen. Aber sie war nicht immer auf das Lesen versessen. Oft saß sie müßig und unterhielt sich mit Graf Waldemar Rössing, der seit einigen Wochen seinen Wohnsitz in der kleinen Stadt aufgeschlagen hatte und sie oft besuchte. Er war ein mittelgroßer Herr mit kurzgeschornen, eisgrauen Haaren und einem Raubvogelgesicht, aus dem dunkle, unruhige Augen blickten. Seine Art zu sprechen war nicht immer angenehm, da er sich über viele Menschen, besonders über die Frauen lustig machte und gern kleine boshafte Geschichten von ihnen erzählte. Aber er fühlte sich doch oft einsam, und da er die Baronin von früher her kannte, so plauderte er gern mit ihr: von seinem Hause, das er sich eben gekauft hatte,

von seinem Sohne, der viel Geld brauchte, von alten Familiengeschichten. Er war außerdem ein guter Menschenkenner, und Adas Charakter gefiel ihm trotz mancher Eigentümlichkeiten.

Sie sind ein merkwürdig gleichgiltiges Wesen, sagte er einmal zu ihr. Ihr Enthusiasmus, Ihre plötzliche Nächstenliebe sind nur Ausflüsse von Stimmungen, und im ganzen empfinden Sie wenig!

Sie sah ihn erstaunt und belustigt an.

Also ganz empfindungslos? Ich weiß doch nicht — sie wurde nachdenklich. Aber von Stimmungen hänge ich allerdings ab und hätte in dieser Beziehung gut ins Mittelalter gepaßt. Heute könnte ich mich im Vollgefühl meiner Sünde halbtot geißeln, und morgen wüßte ich nicht wohin mit meiner Lebensfreude und Lebenslust!

Lebensfreude! Der Graf machte ein verdrießliches Gesicht. Das Wort macht Zahnschmerzen!

Besuchen Sie Amelie Zehleneck! riet die Baronin. Dann werden Sie vielleicht etwas besser gestimmt! Sie ist schon sehr böse auf mich, weil sie meint, daß ich Sie von einem Besuch bei ihr zurückhielte!

Der Graf wurde noch grämlicher.

Mit Amelie mag ich nichts zu thun haben, sagte er. Sie hat viele Ahnen und ist vom ältesten Adel, aber sie weiß nicht, was adliche Gesinnung ist. Ich bin zwar selbst niemals viel wert gewesen, aber bei Amelie ärgere ich mich doch.

Aber sie war doch Ihre erste Liebe, platzte Ada heraus.

Eben deswegen, sagte Rössing gelassen. Wenn man merkt, daß man in seiner goldnen Jugend einen so niederträchtig schlechten Geschmack gehabt hat, dann ärgert man sich. Wäre Amelie vor zwanzig Jahren gestorben, dann würde sie in meinem Herzen mit einem kleinen Heiligenschein weiter leben. Es ist ungeschickt von ihr, daß sie nicht tot ist, denn sie ist eine wandelnde Enttäuschung für mich. Vor etwa zehn Jahren, als ich sie wiedersah, habe ich dies empfunden. Da trafen wir uns auf irgend einem Hoffest. Sie war sehr geschminkt, kokettierte nach allen Seiten, und als sie mich sah, that sie einen Schrei, der gefühlvoll klingen sollte. Nachher sagte jemand, sie wäre beinahe ohnmächtig geworden, weil sie ihre erste Liebe wieder gesehen hätte. Das war ich; ich schämte mich schon damals dieser ersten Liebe!

Die Baronin hatte ihrem Besuch nachdenklich zugehört. In den Romanen wird die erste Liebe immer gepriesen, sagte sie jetzt halb verlegen. Denn es kam ihr so vor, als würde sie sich auch nicht freuen, ihrer ersten Liebe wieder zu begegnen.

Man darf sie eben niemals wiedersehen! versicherte Rössing im Weggehen, und obgleich Ada ihn einen gefühllosen Menschen schalt, so war sie doch seiner Meinung.

Sie ahnte nicht, daß das stille Leben der kleinen

Stadt doch noch eine Überraschung für sie zu Tage fördern sollte. Diese war das plötzliche Auftauchen Herrn Friedrich Neumanns, desselben Herrn, der sie einmal im Dunkeln geküßt hatte. Der Baron brachte ihn eines Tages nach Hause. Er war der neue Besitzer des schönen alten Gutes Fresenhagen, der an den Stammtisch der Weinstube gegangen war, um Bekanntschaften zu machen, und der mit dem Baron gleich Freundschaft geschlossen hatte. Der Baron hatte sehr viel Interesse für Landwirtschaft. Er war vor seiner Verheiratung schon auf zwei Höfen bankrott geworden und konnte deswegen sehr gut Ratschläge erteilen, und Herr Neumann verstand fast gar nichts von der Bewirtschaftung eines Gutes, und noch viel weniger von der Behandlung seines Wildstandes. Da war es denn gut, daß er sich gleich an den Baron wandte, der ihm mit Wonne alles sagte, was er wußte, und ihn mit sich nach Hause nahm, um ihm ein Buch über die Jagd zu leihen.

Frau von Ravenstein war im Zimmer ihres Mannes, als dieser mit dem Besuch eintrat. Sie war bei der Vorstellung sehr überrascht, faßte sich aber schnell und betrachtete nicht ohne Interesse die magre, etwas vornübergebeugte Gestalt des Jugendfreundes, den die Jahre nicht verschönt hatten. Er war noch gerade so blaß wie damals, und seine hellen Augen blickten etwas verschwommen. Seine Stimme aber klang gleichmäßig ruhig, und der

ſtarke engliſche Accent, den er ſich angewöhnt hatte, verlieh ihr etwas angenehm fremdartiges.

Neumann regte ſich ebenſo wenig bei dem Wiederſehen auf. Er ſprach vollſtändig harmlos von den alten, vergnügten Zeiten, erwähnte häufig ſeine zarte Geſundheit, die ihn nötige, auf dem Lande zu leben, und legte einigen Nachdruck darauf, daß ſeine frühere Verwundung ihm noch immer zu ſchaffen mache. Dieſe letzte Bemerkung rührte den Baron. Er war auch ſchleswig-holſteiniſcher Freiheitskämpfer geweſen, das luſtige Soldatenleben hatte ihm gut gefallen, und an ſeine Kameraden dachte er mit großer Freundlichkeit. Neumann war alſo, von Achtundvierzig her, ſein Kamerad, und daß ſein Kamerad vom Kriege her noch Schmerzen hatte, that ihm ſehr leid. Obgleich er ſonſt eigentlich niemand einlud, ihn zu beſuchen, ſo forderte er doch Neumann dringend dazu auf, und der neue Gutsbeſitzer, der ſich in ſeinem alten Herrenhauſe und unter den vielen neuen Menſchen ungemütlich fühlte, kam nur zu gern.

Neumann war niemals ein ſehr großartiger Charakter geweſen, obgleich er für die Freiheit gekämpft hatte; aber er gehörte vielleicht nicht zu den ſchlechten Menſchen. Er dachte vor allem an ſich, that aber auch andern nichts zu leide und hatte das lebhafte Bedürfnis, mit gebildeten, womöglich auch vornehmen Menſchen zu verkehren. Dieſes Bedürfnis hatte er immer gehabt, und ſein Aufenthalt im Weſten von

Nordamerika hatte es nicht verringert. Dort hatte er nämlich fast zwanzig Jahre gelebt und ein anscheinend recht beträchtliches Vermögen erworben. Gelegentlich erzählte er diese Thatsache, aber nichts näheres von seinem Leben dort. Es fragte ihn auch niemand darnach. Er war ein früherer Offizier und Waffenbruder Ravensteins, das war für den ausschlaggebenden Stammtisch in der Weinstube genügend; und Ravenstein machte sich von dem Leben in Amerika eine so allgemeine, freundliche Vorstellung, daß er gar nicht weiter darüber nachdachte, was man dort wohl thun könne. Nach seiner Ansicht schoß man in dem großeu, fernen Lande sehr kapitale graue Bären und löschte seinen Durst später an einer Quelle, deren Steine goldhaltig waren. Dort mußte man also sehr leicht reich werden können, und es that dem guten Baron nur leid, daß er nicht in seiner Jugend auch einmal drüben gewesen war. Die Baronin hatte noch liebenswürdigere Gedanken über Amerika. Die grauen Bären waren ihr gleichgiltig, sie dachte mehr an Paradiesvögel und Diamanten und an ein fröhliches, sorgenloses Leben, ohne Rechnungen und ohne Mahnbriefe. Wenn nun auch Herr Neumann gelegentlich eine Äußerung that, die darauf schließen ließ, daß die Paradiesvögel und die Diamanten nicht gerade eine hervorragende Rolle in seinem Leben gespielt hätten, so achtete doch Ada wenig darauf. Sie war im Laufe des Sommers wieder ganz vertraut mit Neumann geworden, und wenn

sie auch sein etwas ungeschicktes Wesen manchmal langweilte, so ergötzte es sie doch, ihn etwas erziehen zu können. Sie gewöhnte ihm seine englischen Redensarten, seinen schweren, englischen Accent ab, sie gab ihm einige Anweisungen in der feinern Lebensart, und der ehemalige Leutnant lernte schnell und eifrig. Er hatte doch das Bewußtsein, daß ihm etwas abhanden gekommen sei, und seine Gelehrigkeit machte der Baronin Freude. Zum Dank für ihre Geduld war Neumann der aufmerksamste Zuhörer bei den Erzählungen des Barons. Obgleich er einen guten Inspektor angenommen hatte, fragte er doch den Baron bei jeder Kleinigkeit um Rat; er ließ sich von ihm im Pistolenschießen unterweisen, obgleich er selbst ein guter Schütze zu sein schien, und er hatte eine liebenswürdige Art, Blumen oder Früchte von seinem Gute mitzubringen, die sehr angenehm war.

Ravenstein war denn auch sehr glücklich über seinen neuen Umgang. Die Baronin aber entdeckte eines Tages, daß sie Neumanns überdrüssig werde. Wenn sie über ihn nachgedacht hätte, würde ihr vielleicht zum Bewußtsein gekommen sein, daß etwas Unklares, Dunkles in seinem Charakter war, das sie nicht ergründen konnte. Aber Ada hatte niemals Lust gehabt, nachzudenken. Er langweilte sie mit seiner trocknen Art zu sprechen, seiner Unfähigkeit, lustig zu sein — weiter nichts. Da dachte sie dann eigentlich gar nicht mehr an ihn, auch nicht, wenn

er dicht neben ihr saß, und freute sich, Graf Rössing zu haben, mit dem sie plaudern und lachen konnte.

Der Graf kam oft zu ihr in die grüne Laube, um seinen Nachmittagskaffee bei ihr zu trinken, und dann wußte er immer etwas neues. Manchmal war es etwas trauriges, manchmal etwas lustiges, aber es war doch eine Abwechslung, und die schönen Augen der Baronin strahlten auf, wenn sein scharfgeschnittnes Gesicht vor ihr erschien.

Sie sind meine Rettung aus Neumanns Langeweile! sagte sie einmal zu ihm.

Der Graf lachte. Schelten Sie nicht auf Neumann, ich glaube, er betet Sie an!

Mich? — Ihr Gesicht nahm einen verächtlichen Ausdruck an. Meinetwegen, setzte sie dann gleichgiltig hinzu. Er ist sehr nett gegen meinen guten Rolf. Aber es ist sonderbar: der Mensch weckt eine Sehnsucht in mir, etwas zu erleben, etwas besondres, merkwürdiges, wie ich es früher gar nicht gekannt habe! Ich bin ganz zufrieden mit meinem kleinen Dasein in diesem Neste gewesen. Rolf ist gut gegen mich — manchmal habe ich Sorgen, manchmal keine; manchmal bin ich mit Leidenschaft fleißig, manchmal mit Leidenschaft faul, und ich freue mich immer am Sonnenschein, am Wasser und am Buchenwald. So war es, und so sollte es bleiben bis an mein seliges Ende. Und nun ist es anders geworden. Sobald ich Neumann sehe, dann kribbelts mich irgendwo, und ich meine, in die weite Welt zu müssen — weit, weit weg von hier!

Die Baronin hatte lebhafter gesprochen, als es sonst ihre Art war, und Rössing hörte ihr mit einem belustigten Lächeln zu. Das sind Stimmungen, wie Sie sie oft gehabt und immer gleich wieder vergessen haben, erwiderte er. Der gute Neumann ist wirklich eine so neutrale Persönlichkeit, daß ich mir einen besondern Einfluß, den er auf Sie ausüben könnte, gar nicht vorzustellen vermag.

Ja ja, es sind Stimmungen! sagte die Baronin hastig, dann stand sie auf, um dem Besprochnen entgegenzugehen, der gerade in Begleitung ihres Mannes in den Garten trat. Herr Neumann sah allerdings noch gerade so blaß aus, wie bei seiner Antrittsvisite, aber ganz so neutral, wie ihn der Graf nannte, war er denn doch nicht. Er war bereits etwas lebhafter in seinem Auftreten geworden, und der Umgang mit den adlichen Herren schien ihm recht angenehm zu sein. Jedenfalls suchte er sich immer von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen, und heute kam er mit einer dringenden Einladung für Ravenstein und den Grafen. Beide sollten ihn an einem der folgenden Tage zum frühen Mittagessen besuchen und ihm wegen der Anlage eines Wildparks mit ihrem Rate zur Seite stehen.

Seine Einladung wurde freundlich angenommen. Auch Graf Rössing hatte seine Schwächen und sah gern anerkannt, daß er von der vornehmen Führung eines Gutes am meisten verstand.

Die kleine Gesellschaft im Garten war also sehr

heiter. Der Baron hatte einen Kasten mit Glaskugeln geholt, warf sie in die Luft und schoß darnach. Er traf sie allemal, und Neumann, der es ihm nachzumachen versuchte, ärgerte sich ein wenig, daß er, der so gut mit Pistolen zu schießen verstand, es dem Baron doch nicht gleichthun konnte. Aber der Ärger war nur vorübergehend, denn plötzlich erschien ein Besuch, der Fritz Neumanns Interesse erregte. Es war Frau von Zehleneck, sehr jugendlich gekleidet und unter einem weißen Schleier so hübsch zurechtgemacht, daß sie selbst dem aufmerksamen Beschauer kaum dreißig Jahre alt erschien.

Amelie war lange nicht bei ihrer Freundin gewesen. Sie legte es ihr zur Last, daß Graf Rössing ihr bis dahin noch keinen Besuch gemacht hatte, und erging sich, andern Menschen gegenüber, in sehr bittern Bemerkungen über die Baronin. Auf die Länge aber sagte ihr der Zustand des Beleidigtseins nicht zu, und da sie gehört hatte, daß sowohl der Graf wie der reiche fremde Gutsbesitzer oft am Nachmittage bei Ada zu finden seien, so stellte auch sie sich ein.

Die Baronin begrüßte ihre Freundin mit ruhiger Freundlichkeit und wandte sich dann zu den Herren. Ehe sie aber ein Wort der Vorstellung sagen konnte, war Amelie mit ausgestreckten Händen auf den Grafen zugegangen.

Wir kennen uns, lieber Graf, sagte sie mit zitternder Stimme und einem sentimentalen Augenaufschlag.

Gewiß, Gnädigste, wir kennen uns sogar sehr gut! versetzte der Angeredete, sich kurz verbeugend. Er schien die ausgestreckten Hände nicht zu sehen und lächelte so eigentümlich, daß ihn Frau von Zehleneck unsicher anblickte und sich gleich zu Herrn Neumann wandte.

Dieser war nicht so abweisend wie Rössing. Er hatte schon unausgesetzt die großgewachsene und noch sehr schlank gebliebne Gestalt der auffallend gekleideten Dame betrachtet und sah ihr jetzt fest in die dunkeln Augen. Bald saß er neben der neuen Erscheinung und hörte andächtig auf ihre Unterhaltung.

Frau von Zehleneck hatte sehr viel vornehme Familienverbindungen, besonders nach Dänemark hin, und sie erzählte lebhaft von ihnen, als sie merkte, wie viel Eindruck sie damit hervorbrachte. Lehnsgrafen und Barone, Minister und Generäle, ja sogar einige Prinzen flogen nur so um Neumanns Ohren, sodaß er sich ganz dem gewöhnlichen Erdenleben entrückt vorkam. Gelegentlich erzählte Amelie auch, daß ihre fünf Kinder nicht bei ihr lebten, weil sie immer bei den Verwandten sein sollten. Aber darauf hörte Neumann nicht; er dachte nur an die vornehmen Leute, mit denen er vielleicht einmal bekannt werden könnte, und die blitzenden Augen der Dame gefielen ihm gut.

Um die Baronin bekümmerte er sich heute gar nicht. Diese fühlte sich aber nur erleichtert, daß er

anderweitige Beschäftigung gefunden hatte. Ravenstein hatte sich wieder seinen Pistolen zugewandt. Er war sehr guter Laune, weil er fast keine Glaskugel verfehlte, die Rössing in die Luft warf, und erzählte dabei kleine, unbedeutende Geschichten, die weder Anfang noch Ende hatten, denen aber der Graf doch gutmütig zuhörte.

Der Sanitätsrat behauptet immer, ich schösse mich noch einmal tot, sagte der Baron. Der Sanitätsrat ist eine alte Unke! Die Hamburger sagen, ich würde bei Renz Riesenerfolg haben.

Eins von beiden würde ich einmal versuchen, murrte Rössing etwas ungeduldig.

Ravenstein lachte. Da wäre es denn doch noch zweifelhaft, welches von den beiden das größere Übel wäre. Was meinst du, Ada? sagte er, indem er sich zu seiner Frau wandte, die sich neben die Herren gestellt hatte.

Mit ernsthaften Dingen soll man keinen Scherz treiben, erwiderte sie unmutig.

Aber es wäre doch kein ernsthaftes Ding, wenn ich im Zirkus Kunstschütze würde! rief der Baron. Ich würde vielleicht meine Finanzen dabei in Ordnung bringen!

Das würde dir schwerlich gelingen, sagte Ada lächelnd. Du weißt, wir können beide nicht mit Geld umgehen!

Er nickte etwas bekümmert, da ihm einfiel, daß er heute gerade um eine bedeutende Summe gemahnt

worden war und nicht wußte, wie er sie aufbringen sollte. Er hatte gerade gar kein Geld, und der Majoratsherr, sein Bruder, konnte ihm auch nicht helfen.

Erschießen ist eigentlich ein anständiger Tod, begann er plötzlich, und der Sanitätsrat sagt —

Seine Frau legte ihm die Hand auf den Arm.

Du sollst nicht solche häßliche Sachen sprechen, Rolf! Denkst du denn gar nicht an deine Frau?

Er sah sie freundlich, wenn auch etwas erstaunt an.

An dich? Nun natürlich, Ada. Du hast eigentlich einen bessern Mann verdient, einen, der etwas könnte und etwas hätte! Sieh mal, Rössing, da fliegt eine Taube! Jetzt soll die mal ihr Leben lassen!

Der Graf hatte die letzte Unterhaltung des Ehepaars nicht mit angehört. Er war an eines der Beete getreten und hatte sich eine Rose ins Knopfloch gesteckt. Nun schoß der Baron, und schwer fiel die Taube auf die Rosenbüsche.

Bald darauf gingen beide Herren mit Neumann in die Weinstube. Neumann war anfangs tief in Gedanken versunken; erst als das Ziel fast erreicht war, wandte er sich an den Grafen.

Ist Frau von Zehleneck wirklich Witwe? fragte er.

Ganz gewiß und wahrhaftig! lautete die in etwas spöttischem Tone gegebne Antwort. Nette Dame, wie?

Sehr nett! bestätigte Neumann mit einem Anflug

von Begeisterung. Dann wurde er aber gleich wieder bedächtig. Sie erinnert mich an eine andre, hm, an eine andre Dame, mit der ich früher verkehrt habe.

Wird eine schöne Pflanze gewesen sein! dachte Rössing, aber er sagte es nicht. Wenn Neumann ein Gimpel war und sich fangen ließ, dann war es seine eigne Sache.

Als er am folgenden Tage bei Ravensteins vorsprach, um mit dem Baron die gemeinschaftliche Fahrt nach Fresenhagen zu verabreden, fand er diesen nicht zu Hause, und Ada war in gedrückter Stimmung. Zuerst wollte sie nicht sagen, was sie verstimmte, allmählich aber kam es doch heraus.

Rolf und ich sind beide in scheußlicher Geldverlegenheit, Graf! Ihnen kann ich es ja gestehen. Sie gehören, Gott sei Dank, nicht zu den taktvollen Menschen, die einem nach solchem Geständnis anonym hundert Thaler schicken oder einem sagen, sie hätten selbst so viele Ausgaben, sie könnten nicht helfen, kurz, die einen nur demütigen. Lachen Sie mich aus — das wird mir gut thun, denn ich bin sehr traurig. Wo bleibt alles Geld, das ich in die Finger bekomme? Vor zwei Jahren erbte ich von Tante Leonore fünftausend Thaler; wenn ich von dieser Summe heute auch nur noch eine Mark mein eigen nenne, dann will ich sie in Gold fassen und mit Diamanten besetzen lassen!

Auf Borg? fragte der Graf lachend, und als

sie vollkommen ernsthaft zustimmte, sagte er tröstend: Hoffentlich ist bald einmal eine alte Erbtante von Ihnen so freundlich, das Zeitliche zu segnen! Dann sind Sie wieder von aller Not befreit!

Ach, reden Sie nicht so häßlich! unterbrach ihn Ada. Ich möchte selbst nicht sterben, wie kann ich das andern wünschen? Die schwarze Erde kommt früh genug! — Sie schauderte ein wenig. — Nein, da opfere ich lieber meinen Restbestand Meißner Porzellan! Der Mann in Frankfurt bezahlt recht gut, und schließlich habe ich noch immer Geld gehabt, meine Schulden zu bezahlen, wenn es auch manchmal lange genug dauerte, bis alles wieder in Ordnung kam. Am Ende kommt alles besser, als man denkt!

Mit diesen Redensarten tröstete sie sich selbst, und als ihr der Graf nun eine lustige Geschichte erzählte, wurde sie wieder ganz vergnügt.

Rössing war aber doch nachdenklich, als er seine Freundin verließ. Er hätte ihr gern geholfen, wenn es in seiner Macht gestanden hätte, aber er hatte auch nur bescheidne Mittel und mußte für seinen Sohn sparen, der trotz seiner Jugend ziemlich viel Geld brauchte. Außerdem gehörte er auch nicht zu den Naturen, die sich viel Sorgen machen. Als er an einem der folgenden Tage mit Ravenstein nach Fresenhagen zu Neumanr hinausfuhr, war er sehr guter Laune, und auch der Baron blickte vergnügt um sich, während der Wagen durch Wald und Flur dahinrollte.

Famoses Wetter! sagte er. Und wie der Weizen herrlich steht! Gerade so, wie auf meinem ersten Hofe, wo die Bauern von weither kamen, um meine Felder herumgingen, die Pfeife im Munde, und bei jedem dritten Schritt ausspuckten. Denn sie konnten sich nicht denken, daß ein Baron etwas von der Landwirtschaft verstehe. Nun — bankrott bin ich ja auch zweimal geworden. Doch es kam nicht vom Weizen, ich weiß nicht, woher es kam! Aber wenn ich einen Thaler in der Tasche habe, dann brennt er mich, bis ich ihn habe fliegen lassen!

Er sah so zufrieden bei diesem Bekenntnis aus, daß Rössing lachen mußte.

Nun, heute wirst du wohl nicht gebrannt, du scheinst ganz erleichtert zu sein!

Ravenstein machte eine Handbewegung. Pah — sprechen wir nicht vom Gelde — wir können ohne Mammon leben! Ich bin immer froh, wenn ich nichts in der Tasche habe!

Er sprach harmlos, aber der Graf dachte plötzlich an Adas sorgenvolles Gesicht und ärgerte sich über den Freund.

Du hättest eigentlich nicht heiraten sollen, sagte er mit etwas scharfem Ton. Die arme Ada!

Ravenstein, der zufrieden in die grüne, sonnenbeglänzte Welt um sich geblickt hatte, wiederholte das Wort halb in Gedanken.

Die arme Ada? Nun ja — er stockte einen Augenblick. Sie hats eigentlich nicht sehr glänzend

bei mir gehabt. Im Grunde genommen wollte ich auch gar nicht heiraten, und alles kam nur, weil mein Bruder mir zuredete, und Adas Großmutter es gleichfalls zu wünschen schien. Die arme Ada! Sie hätte einen bessern Mann bekommen können — aber sie ist immer sehr gut gegen mich gewesen. Wer weiß; vielleicht kommt noch einmal ein Glück für sie. Wer weiß! —

Er hatte langsam, halb träumend gesprochen. Den Grafen überkam die unangenehme Empfindung, als hätte er ein Kind geschlagen, das sich nicht wehren kann. Darum legte er halb zärtlich die Hand auf Ravensteins Schulter. Sei nicht verdrießlich, Alter! Du und deine Frau, Ihr seid beide reizende Menschen, und ich wünschte nur, Ihr könntet etwas besser mit dem Gelde umgehen!

Da steht Rehwild! rief der Baron hastig. Eine Ricke mit zwei Kälbchen — siehst du sie?

Der Wagen fuhr jetzt schon durch parkartige Anlagen, und sehr bald hielt er vor dem alten Fresenhagner Herrenhause, einem roten Backsteinbau aus dem vorigen Jahrhundert mit einigen Sandsteinverzierungen im Zopfstil.

Herr Neumann stand oben an der Treppe und empfing seine Gäste mit großer Höflichkeit. Obgleich ihn keinen Augenblick seine ruhige Bedächtigkeit verließ, so merkte man ihm doch an, wie ihn der Besuch der zwei Herren erfreute. Er selbst war im Gesellschaftsanzug, und seine Augen leuchteten befriedigt, als

er sah, daß die Gäste den Frack angelegt hatten, und daß der Graf sogar einen kleinen Orden um den Hals trug.

Er hatte für die glänzendste Aufnahme gesorgt. Die kleine Tafel in dem großen Gartensaal, an dessen Wänden allerlei Stuckverzierungen und sehr viele Spiegel angebracht waren, funkelte von Krystall und Silber; alle Speisen waren mit großer Sorgfalt zubereitet, und eiskalt perlte der Sekt in den flachen Schalen. Während die drei Herren in dem kühlen Gemach fröhlich allem Guten zusprachen, hatten sie durch die weit offenstehenden Gartenthüren einen köstlichen Ausblick auf die grünen Rasenflächen des Parks und das verschiedne Laub seiner Baumgruppen. Die Sonne strahlte vom Himmel, die Vögel sangen, die ganze Welt schien im Frieden zu liegen und zur Freude aufzufordern.

Neumann war ein sehr aufmerksamer Wirt; als der Baron sich mit den andern von der Tafel erhob, hatte er das Gefühl, als hätte er unglaublich viel Champagner getrunken. Aber er bemerkte zufrieden, daß er ihn noch vertragen konnte, und daß er garnicht auf unsinnige Gedanken kam, wie ihm das wohl ehemals nach reichlichem Weingenuß passiert war. Er trat mit Rössing auf die Gartenterrasse hinaus, wo der Kaffee eingenommen werden sollte, und setzte sich in einen Schaukelstuhl. Er war sehr vergnügt gewesen, so heiter wie lange nicht. Es kam wohl daher, daß er gar kein Geld mehr hatte. Das gab ihm ja immer ein Gefühl der Erleichterung. Träu-

merisch blickte er in den hellblauen Himmel über sich, an dem kleine weiße Wolken zogen, dann sagte er plötzlich: Arme Ada! Aber kein Mensch hörte auf ihn; Graf Rössing hatte sich an das entfernteste Ende der Terrasse gesetzt und ein Kissen unter seinen Kopf geschoben. Er war schläfrig geworden und wollte einen Augenblick nachdenken.

Neumann war ins Haus gegangen. Als er zurückkehrte, brachte er mehrere Kisten Cigarren und ein blankpoliertes Kästchen, das er vor den Baron stellte. Dieser öffnete es halb in Gedanken, wurde aber dann aufmerksam und griff nach dem Inhalt. Es waren zwei kleine, zierlich ausgelegte Pistolen von ganz besondrer Form und sehr schöner Arbeit, beide doppelläufig und geladen.

Russische Waffen, erklärte Neumann, der die Liebhaberei des Barons kannte und Lust verspürte, die beiden kostbaren Stücke den Herren zu schenken. Er wußte nur nicht recht, wie er es anfangen sollte, und schob die Absicht vorläufig hinaus.

Inzwischen kam der Kaffee, und nachdem der Baron eine Tasse getrunken hatte, erfaßte ihn seine alte Neigung zum Schießen. Im Sitzen schoß er zwei Sperlinge tot, die über den Dachfirst zu den Herren heruntersahen, dann eine Schwalbe im Fluge. Darauf griff er nach der zweiten Pistole und ging die Treppe der Terrasse hinunter, in den Garten. Dabei pfiff er leise vor sich hin und schien nach einem Ziele für die nächsten Schüsse zu spähen.

Dann verschwand er in einem Boskett, und gleich darauf hörte man einen Schuß.

Dieser Mörder! sagte der Graf halb verdrießlich. — Er war plötzlich wach geworden und griff nach Kaffee und Cigarre. — Nun hat er wieder einem armen Vögelchen das Lebenslicht ausgeblasen! Wenn wir öfter kommen sollten, dann müßten Sie dem Baron Glaskugeln halten!

Das werde ich mit dem größten Vergnügen thun, versicherte Neumann, obgleich es ja den Vögeln eine Freude sein muß, von der Meisterhand des Herrn Baron zu fallen.

Rössing gähnte. Wenn er mit Neumann allein war, fand er ihn langweilig, und solche abgeschmackte Sätze fielen ihm auf die Nerven. Nachdem beide Herren noch eine Zeit lang über gleichgiltige Dinge gesprochen hatten, stand der Graf auf.

Wo steckt Ravenstein eigentlich? Er kann doch dort im Boskett nicht darauf lauern wollen, ein Wild mit seiner Pistole zu schießen?

Es steht eine Bank unter den Bäumen, erwiderte Neumann. Vielleicht hat er sich einen Augenblick zurückgezogen, um etwas zu schlafen.

Beide Herren schritten langsam über den knirschenden Kiesboden, bis sie an die Büsche und Bäume kamen, wohin Ravenstein gegangen war. Jelängerjelieberstauden, Jasmin- und Fliederbüsche standen eng zusammen, und über ihnen erhoben sich einige Ahornbäume. Es war eine kleine Wildnis,

aber in der Mitte stand, von Rasenflächen umgeben, eine Bank. Vor ihr lag der Baron. Sein Kopf ruhte auf abgefallenen Jasminblüten, und seine Augen waren weit geöffnet.

Als der Graf mit einem Schreckenslaut auf ihn zustürzte, versuchte er zu lächeln. Ada, arme Ada! murmelte er, die Hand hebend. Es war, als wenn er noch mehr sagen wollte, aber er konnte die Worte nicht mehr formen. Zwei, drei mal setzte er an, dann gab er den Versuch auf.

Er sprach auch nicht wieder, obgleich er noch einige Stunden lebte. Er war durch die Lunge geschossen, und der Sanitätsrat, den man durch einen Zufall, als man nach einem Doktor eilte, auf der Landstraße getroffen hatte, nahm an, daß er mit der Pistole in der Hand gestolpert sei. So war es auch wohl: niemand konnte sich etwas andres denken. Graf Rössing und Neumann mußten beide zugeben, daß der Baron sehr viel Champagner getrunken hatte und vielleicht nicht ganz sicher gewesen sei. Vielleicht hatte er den Hahn der Pistole gespannt, um einen Vogel zu schießen, hatte es dann vergessen, um gleich darauf durch eine unvorsichtige Bewegung zu fallen. Vielleicht — ach es gab noch viele Vielleicht. Nur das eine war bald eine traurige Gewißheit: ein toter Mann im Nebenkabinett des Gartensaals!

Es war ein kleines, dürftig möbliertes Zimmer, in das man Ravenstein getragen hatte. In die

Wände waren ebenfalls Spiegel eingelassen, die mit halb blinden Augen auf den stillen Gast herabblickten.

Röfsing hatte eine ganze Weile neben seinem toten Freunde gesessen, obgleich er dem Tode immer vorsichtig aus dem Wege gegangen war. Er hatte lange mit dem alten Sanitätsrat gesprochen, der sich, trotz aller Trauer über diesen Unglücksfall, nicht einer gewissen Befriedigung darüber erwehren konnte, daß seine Prophezeiung, der Baron würde sich noch einmal selbst erschießen, in Erfüllung gegangen war. Nun, wo er doch nichts mehr machen konnte, mußte er endlich weiter zu einem Schwerkranken fahren, und Röfsing ging langsam in das anstoßende Zimmer.

Hier saß Neumann, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte finster in den Park. Die Schatten des Abends begannen über den Rasen zu fallen, und durch die Bäume ging das leise Rauschen des Windes. Der Besitzer von Fresenhagen war so blaß und verstört, daß ihn der Graf mit Teilnahme betrachtete. Er selbst hatte sein Gleichgewicht noch nicht wieder erlangt, und es berührte ihn angenehm, daß auch der Fremde so erschüttert war.

Ich muß in die Stadt fahren, um die Baronin vorzubereiten, sagte er.

Ein entsetzliches Unglück! murmelte Neumann. Und daß es gerade bei mir geschehen mußte! Meine Pistolen! Was werden die Leute sagen! Ich werde gewiß Unannehmlichkeiten haben!

Unannehmlichkeiten? Der Graf, der sich neben

Neumann gesetzt hatte und manchmal leise aufstöhnte, sah ihn fragend an.

Nun ja, hier in Deutschland kommt bei allen solchen Fällen doch sofort das Gericht und steckt seine Nase hinein. Mit diesen Leuten mag ich nichts zu thun haben.

Neumann hatte heftiger gesprochen, als es sonst seine Gewohnheit war; nun stand er auf und ging im Zimmer hin und her. Der Graf sah ihn mit seinen scharfen Augen an und vergaß für einen Augenblick seine Trauer.

Das Gericht wird Ihnen nichts anhaben können, bemerkte er ruhig. Die Herren werden wohl herkommen und sich die traurige Geschichte von uns erzählen lassen; weiter kann aber doch gar nichts geschehen.

Sehr unangenehm! sagte Neumann stehen bleibend, indem er die Augen starr auf einen Punkt heftete.

Der Graf blickte ihn noch einmal an. Sind Sie so bange vor den Gerichten? fragte er etwas spöttisch.

Neumann biß sich auf die Lippen. Ich? bange? Warum sollte ich bange sein! Ich mag nur mit diesen Leuten nichts zu thun haben, wie ich schon einmal sagte. Aber Sie haben Recht: ich muß leider Ihren Wagen bestellen.

Während Neumann das Zimmer verließ, legte der Graf beide Hände vor die Augen. Er war kein Gefühlsmensch und lachte oft über die Senti-

mentalität unsrer Tage. Aber wie er sich vorstellte, daß er nun mit der schrecklichen Botschaft vor Ada treten sollte, zitterte ihm doch das Herz in der Brust.

Aber es kam besser, als er gedacht hatte. Ada wollte zwar zuerst nicht fassen, daß das Entsetzliche wahr sei, war dann tieftraurig und gebeugt, aber doch von Anfang an gefaßt. Sie bekam keine Weinkrämpfe, wie sie der Graf allen Frauen bei einer Trauerbotschaft zutraute; sie warf sich nicht auf die Erde und raufte ihr Haar nicht: sie saß nach den ersten Schreckenslauten ganz still und faltete die Hände.

Er war immer sehr gut, wiederholte sie, während ihre Thränen leise flossen — mehr sagte sie nicht über ihren Mann.

Es war nur eine kleine Grabrede, aber sie gefiel dem Grafen doch nicht schlecht. Als nach einigen Tagen der Hauptpastor des Ortes dem Baron die Trauerrede hielt und es für seine Pflicht hielt, den Toten nach allen Richtungen zu loben, obgleich er ihn bei Lebzeiten nicht hatte ausstehen können, da mußte Rössing wieder an die Worte der Frau von Ravenstein denken, die so wenig und doch alles enthielten, was vom Baron gesagt werden konnte.

Ada war auch sonst keine untröstliche Witwe. Sie war eben für die Veränderung, und der Umstand, daß sie so viel Beileidsschreiben und Besuche erhielt, that ihrem Herzen wohl. Und obgleich ihre

Finanzen durch den Tod ihres Mannes noch viel schlechter geworden waren, so bestellte sie doch gleich ein teures Grabmal für ihn. Stundenlang konnte sie jetzt sitzen und über die Inschrift darauf nachdenken. Sie las bei dieser Gelegenheit viele Kapitel der Bibel durch, und wenn sie nicht mehr lesen mochte, dann ging sie langsam in ihrem kleinen Garten auf und nieder. An dem Platz, wo Ravenstein nach Glaskugeln geschossen hatte, stand sie manchmal eine Viertelstunde und sah ernsthaft vor sich hin.

Als der Herbst kam, mußte Rössing seiner Gesundheit wegen nach dem Süden. Er that es widerstrebend; ihm kam es vor, als ließe er die Freundin sehr einsam zurück. Sie sagte aber kein Wort, als er Abschied nahm, und als er davon sprach, daß sie gewiß viel allein sein würde, nickte sie nur flüchtig.

Es ist manchmal ganz gut, allein zu sein und ein wenig nachdenken zu können! sagte sie.

Rössing hatte das unangenehme Gefühl, daß sie ihn nicht einmal entbehren würde. Da ging er denn verdrießlich fort und schalt auf alle Weiber.

Nachdem er abgereist war, machte Neumann bei Frau von Ravenstein einen Besuch, und sie nahm ihn freundlich auf. Er war nur zum Kondolieren bei ihr gewesen und hatte sich seitdem von der Stadt und ihrem Umgang ferngehalten. Mit dem Baron Ravenstein war ihm auch der beste Freund vom Stammtisch verloren gegangen; den andern

Herren stand er unsicher gegenüber, und der Graf Rössing hatte etwas unheimliches für ihn bekommen. So hatte er in Zurückgezogenheit gelebt, obgleich ihn das Gericht, wie es natürlich war, wegen Ravensteins Tod nicht belästigt hatte, und erst als er hörte, daß der Graf abgereist sei, meldete er sich wieder bei der Baronin.

Seine Gedanken waren oft bei der liebenswürdigen, noch immer jugendlichen Frau gewesen. Die Stunden bei ihr standen ihm in angenehmster Erinnerung, und auf Fresenhagen fühlte er sich einsam. Als er sie nun vor sich sah, in tiefe Trauer gekleidet und doch freundlich, da bewegte sich etwas in seinem Innern, das er schon lange vergessen geglaubt hatte. Es fiel ihm plötzlich ein, daß Ada seine Jugendliebe gewesen sei, daß sie noch sehr gut aussehe, und daß es für ihn nur angenehm sein könne, eine vornehme Frau zu heiraten. Seine Stellung würde in der ganzen Gegend eine andre werden, wenn er mit dem halben Adel versippt und verschwägert würde, er selbst wäre nicht mehr einsam, und außerdem thue er ein gutes Werk. Denn alle Welt sprach von Adas Schulden, die schon lange selbst das den vornehmen Leuten erlaubte Maß überschritten hatten.

Trotz seiner äußern Bedächtigkeit war Neumann doch ein Mann schneller Entschlüsse. Er besuchte Frau von Ravenstein eine Woche hindurch jeden Tag, und da er sich nicht anstrengte, unterhaltend

zu sein und auch nicht lange blieb, so machte er keinen ungünstigen Eindruck auf sie. Er sprach jedesmal vom Baron, und seine ruhige, anscheinend mitfühlende Art rührte die verwitwete Frau. Nachdem die erste Neuheit von ihrer Trauer abgestreift war, bekam sie nicht mehr viel Besuch und hatte oft einsame Stunden. Nun kam Neumann und zeigte ihr seine Treue. Das war immerhin gut von ihm; und als er nun, nach achttägigem täglichem Sehen, alles Ernstes um ihre Hand anhielt, fiel Ada nicht gleich in Ohnmacht, wie sich dies für eine eben verwitwete Frau wohl geschickt hätte, sondern sie hörte ihm schweigend zu.

Für eine ältere Frau ist es nie ohne Reiz, einen Heiratsantrag zu bekommen, und Neumann sprach sehr vernünftig. Die Liebe ließ er ganz aus dem Spiel; nicht einmal von der ersten sprach er, weil er schon gar nicht mehr an sie dachte, aber seine Worte klangen doch wohlthuend. Er wollte nicht von einer baldigen Vereinigung reden, da diese keinesfalls vor Ablauf des Trauerjahres erfolgen durfte und auch dann noch hinausgeschoben werden konnte; er wollte nur das Recht haben, Frau von Ravenstein als Freund und Berater zu besuchen und ihr nahe zu stehen, bis sie ihn endlich vielleicht würdig finden würde, ihm ihre Hand zu reichen und Herrin von Fresenhagen zu werden. Er sprach wirklich gut und mit einer leichten Verlegenheit, die ihm nicht schlecht stand, und die daher kam, daß er

die Verbindung mit Ada augenblicklich sehr lebhaft wünschte und immer fürchtete, sie würde nein sagen. Aber das that sie doch nicht. Sie machte allerdings ein etwas zweifelndes Gesicht und seufzte mehreremal, als wenn sie sich nicht recht entschließen könnte; dann aber streckte sie Neumann zögernd die Hand entgegen. Sie dachte plötzlich an ihre erste Liebe und daran, daß es doch eigentlich lustig sei, ihr wieder zu begegnen. Was ihre Großmutter wohl gesagt haben würde! Das war eigentlich der Grundton ihrer Gedanken und stimmte sie heiter. Es war eine ruhige Verlobung. Weder Neumann noch die Baronin machte viel Gefühlsaufwand. Er war zufrieden, daß er bald in der adlichen Gesellschaft festen Fuß fassen würde, wie es sich für einen Gutsbesitzer gehörte, und als er sich von seiner Braut trennte und über die Straße nach dem Wirtshaus ging, wo sein Wagen stand, pfiff er ein Lied vor sich hin, was ihn selbst so überraschte, daß er einen Augenblick stehen blieb und nachdachte, was denn eigentlich passiert sei. Dann pfiff er weiter.

Die Baronin war, nachdem sie Neumann verlassen hatte, in das Zimmer ihres verstorbnen Mannes gegangen. Es war ein sehr einfach eingerichtetes Gemach, mit einem alten Schreibtisch aus Tannenholz und einem Reitstuhl davor, der ehemals vielleicht gute Tage gesehen hatte. Nun war er alt und schäbig wie die ganze andre Einrichtung.

Nur an den Wänden hingen einige schöne Waffen, und auf dem Schreibtisch lagen beschriebne Blätter. Das war das Buch über Waffenkunde, das der Baron seit zwanzig Jahren hatte schreiben wollen, über dessen Anfang er aber nie weit hinausgekommen war, obgleich auf einem der Blätter alle Kapitelüberschriften aufgezeichnet standen. Die Baronin wischte hier täglich den Staub ab, gerade so, wie bei Lebzeiten ihres Mannes, und gerade so wie sonst lachte sie auch in dieser Zeit gutmütig über die kleinen litterarischen Versuche, auf die Ravenstein so stolz gewesen war. Heute aber setzte sie sich in einen knarrenden Korbstuhl und weinte. Da aber niemand sie fragte, weshalb sie so traurig sei, so sagte sie es auch keinem.

Frau von Zehleneck war eine Zeit lang verreist; als aber der Herbst herannahte, kehrte sie zurück. Sie war sehr verstimmt weggegangen, weil sich Graf Rössing nicht um sie bekümmert hatte, ihre Laune wurde auch nicht besser, als sie bei ihrer Rückkehr erfuhr, er halte sich im Süden auf. Obgleich sie auf fünf Gütern zu Besuch gewesen war und ein ganzes Arsenal von Schönheitsmitteln verbraucht hatte, war es ihr doch schließlich klar geworden, daß diese Mittel ihren Zweck verfehlt hatten. Sie hätte mit ihrer Hilfe gern einen Mann gefangen, aber es hatte sich kein Mann fangen lassen.

Als sie nun an einem grauen Novembertage ihre Freundin Ada besuchte, lag die Welt ebenso

grau vor ihr, und ihre Stimmung war so trübe, daß sie beinahe weinte.

Das Leben ist doch eine fatale Einrichtung! klagte sie nach der ersten Begrüßung. Man wird alt, die Kinder werden schauderhaft groß, und man weiß nicht, was man mit sich anfangen soll.

Ada fühlte sich selbst nicht ganz frisch, und wenn es ihr auch nicht ganz klar war, was ihr fehlte, so konnte sie doch begreifen, daß andre Menschen gerade so wie sie das Leben langweilig fänden.

Wo sind deine schönen silbernen Armleuchter geblieben? fragte Amelie, die Luchsaugen hatte und jede Lücke bemerkte.

Die Baronin zuckte die Achseln. Man muß sein Herz nicht an tote Gegenstände hängen, selbst wenn sie von Silber sind, sagte sie leichthin. Damit wußte Frau von Zehleneck, daß die alten, schön gearbeiteten Erbstücke verkauft seien. Dieser Gedanke heiterte sie etwas auf: sie hatte es gern, wenn es andern Leuten auch nicht besonders gut ging; und als sich nun vollends die Thür öffnete und Herr Neumann eintrat, wurde sie geradezu fröhlich. Reiche und ledige Gutsbesitzer waren für sie das anziehendste, was es auf der Welt geben konnte; sie bedauerte nur immer, daß auf dieser armen Welt nur wenig so bevorzugte Menschen zu finden seien.

Bald waren Herr Neumann und Frau von Zehleneck in angenehmster Unterhaltung. Obgleich sie sich nur einmal gesehen hatten, war es doch, als

kennten sie sich schon lange, und sie fanden die verschiedenartigsten Gesprächsstoffe. Sehr bedeutend war ihre Unterhaltung nicht; die funkelnden Augen Frau von Zehlenecks thaten aber das ihrige, und Ada, die sich etwas abseits gesetzt hatte, seufzte erleichtert auf. Seit den vierzehn Tagen, die sie nun mit Neumann heimlich verlobt war, hatte sie sich schmählich mit ihm gelangweilt, ja manchmal war es ihr vorgekommen, als hätte er dasselbe öde und stumpfsinnige Gefühl, mit dem sie zu kämpfen hatte. Das war aber ein Irrtum gewesen. Neumann langweilte sich nicht bei der Baronin, oder wenn er es that, dann hatte er niemals etwas andres gethan. Aber er fühlte sich nicht ganz unbefangen in ihrer Gegenwart: es war ihm immer, als erwartete sie mehr von ihm, als er ihr geben konnte, und diese Empfindung trug nicht zu seinem Behagen bei. In Frau von Zehleneck fühlte er mit richtigem Instinkt etwas verwandtes; er und sie verstanden sich schnell.

Du solltest mich bald einmal wieder besuchen! sagte Ada, als Neumann fort war und nun auch Frau von Zehleneck sich anschickte, Abschied zu nehmen.

Ich komme morgen wieder! rief Amelie und umarmte die Freundin gerührt. — Sie wurde immer gerührt und zärtlich, wenn sie einen Mann zu erobern hoffte. — Dieser Neumann ist wirklich sehr nett! fuhr sie fort. Wie hübsch von ihm, daß er dich oft zu besuchen scheint! Natürlich thut er es, weil dein guter Mann bei ihm gestorben ist.

Wirklich sehr rücksichtsvoll! So etwas findet man nicht leicht bei der heutigen Männerwelt!

Als Frau von Ravenstein allein war, versuchte sie gleichfalls, günstiges über Neumann zu denken. Aber es wurde ihr schwer. Besonders, weil sie ungern an ihn dachte. Manchmal nahm sie sich fest vor, wenigstens zehn Minuten an ihn zu denken, aber länger als eine Minute hatte sie es noch nie fertig gebracht. Sie wußte es nach der Uhr. Die Gedanken zerflatterten ihr fortwährend, und wenn sie sich besann, woran sie eigentlich gedacht hätte, war es immer ihr Mann gewesen. Sie sah ihn beständig vor sich: wie er mit seinen Pistolen geschossen, wie er so glücklich an seinem Buche geschrieben hatte, wie er immer zufrieden und immer gut mit ihr gewesen war. In den ersten Jahren ihrer Ehe war sie oft ungeduldig, launisch, verdrießlich gewesen. Das war damals, als sie noch Ansprüche ans Leben gemacht hatte, als dieses ihr viel geben sollte und ihr nach ihrer Meinung nichts gab als einen alten Mann. Aber dieser Mann war niemals anders wie gut und geduldig gewesen. Er hatte sie nicht ausgelacht, wenn sie mit ihren kindischen Einfällen zu ihm kam, er war immer derselbe geblieben — immer — immer. Würde Neumann auch so gut, so geduldig sein? Würde er Verständnis haben für ihre veränderlichen Stimmungen und Ansichten, die von heute auf morgen wechseln konnten? Jetzt war er sehr höflich, sehr ruhig und gemessen; aber würde er

so bleiben? War nicht manchmal ein sonderbar unruhiger Blick in seinen Augen, ein Zucken um seinen Mund, das ihr mißfiel? Wenn die Baronin bei diesem Punkte angelangt war, dann schob sie plötzlich alle Gedanken zurück, zündete sich eine Cigarette an und vertiefte sich in einen französischen Roman. Oder sie suchte den sonderbarsten alten Kram aus ihren Koffern hervor und breitete alles um sich aus. Es kam ja auch die Weihnachtszeit, wo sie billige Geschenke für die Armen haben wollte.

Frau von Zehleneck und Herr Neumann sahen sich nun öfter bei der Baronin. Zuerst wurde er sichtlich lebhafter; dann aber kam eine Zeit, wo er nachdenklich und still in seiner Sofaecke saß und auf das Gespräch der beiden Damen hörte, die sich hin und wieder mit einander unterhielten. Frau von Zehleneck war die interessantere. Sie wußte sehr viel gute Geschichten, sie war oft boshaft, und dann hatte sie eine sehr geschickte Art, die Unterhaltung auf ihre vornehmen Verwandten zu bringen, was Neumann sehr imponierte. Außerdem wurde sie täglich jünger und hübscher; wenigstens fand das Neumann. Die Baronin dagegen sah sehr angegriffen aus und war blaß geworden. Sie dachte auch augenblicklich nicht daran, über andre Menschen zu sprechen, und ihre vornehme Verwandtschaft war ihr von ihrer Geburt an gleichgiltig gewesen. Aber sie dachte viel an Weihnachten und daran, wie sie den armen Kindern eine Freude machen könnte, und

wenn Frau von Zehleneck eine Geschichte beendet hatte, in der mindestens ein russischer Fürst vorkam, dann zog Ada Ravenstein ein Stück Wollenzeug aus einander und sagte zufrieden: Daraus kann noch eine kleine Unterjacke werden!

Um Weihnachten war sie immer so, etwas zerstreut und nachdenklich und in einem gewissen Wohlthätigkeitsrausch befangen. Das ging um Neujahr vorüber; dann erzählte sie selbst die lächerlichsten Geschichten von sich und erklärte Weihnachten für die dümmste Einrichtung der Welt. Neumann wußte das natürlich noch nicht, und wenn Frau von Zehleneck nicht gewesen wäre, würde er sich sehr unbehaglich gefühlt haben. Es war ihm schon fast zur Gewohnheit geworden, wenn Amelie ging, sich auch zu empfehlen und sie nach Hause zu begleiten. Dann sprachen sie meistens über Frau von Ravenstein. Das heißt, Amelie redete, und er hörte zu.

Natürlich fiel es Amelie nicht ein, gutes von Ada zu reden, das that sie über keinen Menschen; sie lachte über die Freundin und ihre Schwächen und hatte eine geschickte Art, ihre Fehler ins rechte Licht zu stellen.

Die arme Ada! sagte sie einmal. Sie hat ein merkwürdiges Talent, mit den größten Vermögen fertig zu werden. Rolf Ravenstein war reich, als er sie heiratete; nun ist kein Groschen da, und sie muß ihr Silberzeug verkaufen. Und dabei haben diese Menschen nichts von ihrem Gelde gehabt.

In Wahrheit hatte Rolf Ravenstein niemals Vermögen gehabt; er war ein ebenso schlechter Haushalter gewesen wie seine Frau, die nur mit Hilfe einiger kleinen Erbschaften den Hausstand über Wasser gehalten hatte. Das wußte Neumann natürlich nicht, und so begann er sich zu ängstigen. Er wollte ja gern eine vornehme Frau haben; aber mußte es gerade Ada Ravenstein sein? Diese Fragen beschäftigten ihn täglich mehr und mehr; und eines Morgens, als er ganz unerwartet zu Ada eintrat, war er noch blässer als gewöhnlich.

Es war eben vor Weihnachten, und die Baronin hatte aus alten Cigarrenkisten allerhand Puppenmöbel gesägt, die sie jetzt zusammenpochte und leimte. Dabei summte sie ein Weihnachtslied vor sich hin und schien ganz fröhlich zu sein.

Guten Morgen, Neumann! sagte sie freundlich. Wollen Sie mit kleben helfen? Das ist nett von Ihnen! Ich habe auch noch ein paar sehr schwierige Nägel einzuschlagen, bei denen Sie mir Ihre kräftige Hand leihen müssen! Sie geben Ihren Leuten doch auch einen Tannenbaum?

Aber Neumann saß ihr schweigend und unthätig gegenüber. Er fühlte sich so unbehaglich, daß er kaum wußte, was er antwortete, als ihn Frau von Ravenstein nach seinem Befinden fragte. Erst aus ihrem bedauernden Kopfschütteln entnahm er, daß er gesagt habe, es gehe ihm schlecht.

Luftveränderung ist immer gut, sagte sie freund-

lich. Sie sollten ein wenig reisen, denn Sie sehen wirklich schlecht aus. Ist das nicht eine allerliebste kleine Wiege? Nur aus Cigarrenholz! Können Sie nicht auch so etwas machen?

Nein! sagte Neumann. Er war aufgestanden und riß an seinem Hemdkragen, der ihm plötzlich zu eng wurde. Dann begann er in abgerissenen Sätzen zu sprechen. Was er sagte, wußte er später selbst nicht mehr; es ergab sich nur aus der Antwort der Baronin.

Sie hatte ihre kleinen Gerätschaften beiseite gelegt und war gleichfalls aufgestanden. Eine leichte Röte flog über ihr Gesicht, und sie streckte ihm beide Hände entgegen.

Lieber Herr Neumann, sagte sie, ich verstehe Sie — Ihr damaliger Wunsch war eine Übereilung. Ihr Wort gebe ich Ihnen zurück, und nicht wahr, wir wollen Freunde bleiben? Es ist auch besser so, setzte sie mit anmutigem Lächeln hinzu.

Neumann starrte sie mit dem dunkeln Gefühl an, eine große Dummheit begangen zu haben. Aber er war einmal im Zuge und wollte das thun, was er sich in der letzten schlaflosen Nacht ausgedacht hatte. Fünfzigtausend Mark! sagte er und legte ein großes Paket, das er schon die ganze Zeit unbeholfen unter dem Arm getragen hatte, in Adas Hände. Zur Bezahlung der Schulden! setzte er in einem Tone hinzu, der zugleich wohlwollend und ermahnend klingen sollte. Er hatte sich eigentlich eine ziemlich

lange Rede ausgedacht, sie aber in diesem Augenblick vollständig vergessen. Besinnen konnte er sich auch nicht weiter darauf, denn sein Paket flog ihm vor die Füße, und Ada stand so hoch aufgerichtet vor ihm, daß er unwillkürlich zusammenschrumpfte. Dann lachte sie hell auf und zeigte nach der Thür. Weiter that sie nichts. Aber Neumann verstand sie doch. Er ging und nahm das Paket wieder mit sich. Als er langsam über die Straße schritt, kam es ihm vor, als hätte er Prügel bekommen, und als ihm ein kleines Kind vor die Füße lief, stieß er es um.

Ada stand einen Augenblick regungslos, dann ging sie schnell in das Zimmer ihres verstorbnen Mannes. Dort setzte sie sich vor den Schreibtisch und strich leise über die alte, häßliche Tischplatte.

Nun habe ich wirklich einmal etwas erlebt, Rolf! sagte sie leise. Aber es hat mir doch nicht besonders gefallen. Es wäre nicht geschehen, wenn du noch hier wärest, Rolf!

Sie weinte plötzlich bitterlich, und diesmal wußte sie, warum. Als aber der Weihnachtsabend kam, war sie doch wieder heiter und lachte herzlich bei ihrer Armenbescherung über die kleinen Kinder, die sich alle an sie herandrängten und ihr ein Verschen aufsagen wollten. Sie blieben meist stecken bei ihren Deklamationen, besonders die Knaben, und ein kleiner Junge stammelte unter hervorquellenden Thränen: Ich bin klein, und mein Herz ist gar nicht rein!

Der hat die Menschheit erkannt! sagte Graf Rössing, der plötzlich neben ihr stand.

Sie faßte mit einem kleinen Jubellaut nach seiner Hand. Ach, Wally, wie nett, daß Sie wieder da sind! Ist Ihre Gesundheit nun ganz in Ordnung?

Nein, sagte er verdrießlich. Ich fühle mich hundeelend und wollte mir schon zweimal das Leben nehmen. Nur über die Art und Weise war ich im Unklaren, und darüber hab ichs vergessen. Aber Weihnachten im Süden ist eine so langweilige Geschichte, daß ich wirklich nach dem Norden mußte, um mir den Schwindel hier wieder einmal mit anzusehen.

Es ist kein Schwindel, sagte die Baronin ernsthaft.

Er zuckte die Achseln, stellte sich aber doch unter den brennenden Lichterbaum und sah in alle die kleinen glückstrahlenden Gesichter um ihn. Es war keine großartige Bescherung, sie bestand nur aus Kleinigkeiten; alle Beschenkten aber waren froh und dankbar, und das Zimmer war voll von Weihnachtsduft. Die Baronin war überall bei ihren Schützlingen. Hier half sie eine neue Jacke anziehen, dort malte sie Figuren auf eine neue Schiefertafel; mit Rössing sprach sie erst wieder, als die kleine Gesellschaft nach Absingen eines Weihnachtsliedes von ihren Angehörigen abgeholt worden war.

Wie die Bande falsch singt! murrte er, als beide zusammen in dem kleinen Wohnzimmer saßen. Holsatia non cantat. Da sollten Sie mal die kleinen Italiener singen hören!

Es war gar nicht so falsch, verteidigte die Baronin ihre Schützlinge. Und selbst, wenn es falsch klang — an die richtige Adresse ists doch gekommen! Aber nun sagen Sie einmal, Graf, weshalb sind Sie heute so entsetzlich mißgestimmt? Sind Sie nur nach dem Norden gekommen, um über alles zu brummen?

Graf Rössing antwortete nicht gleich. Er fuhr mit der Hand durch sein borstiges Haar und rückte auf seinem Stuhle hin und her.

Ich bin gar nicht schlechter Laune, versetzte er dann mit dem beleidigten Ton, den die meisten Leute annehmen, wenn ihnen die Wahrheit gesagt wird. Ich ärgere mich nur über allerlei. Zum Beispiel über die Klatschsucht dieser vorzüglichen Kleinstadt. Wissen Sie, daß von Ihnen gesagt wird, Sie würden Neumann heiraten — diesen Neumann!

Das war kein Klatsch, das war die Wahrheit, erwiderte die Baronin ruhig. Aber es ist Gott Lob! vorübergegangen. Er sah es schließlich eher ein als ich, aber ich glaube doch, ich hätte es auch nicht fertig bringen können.

Sie müssen mir alles erzählen, sagte Rössing herrisch.

Sie gehorchte, wurde bei der Erzählung immer heitrer, und als sie zu dem Hauptpunkte, den fünfzigtausend Mark gekommen war, lachte sie.

Denken Sie, fünfzigtausend Mark! Ich weiß noch immer nicht, was er eigentlich damit gewollt

hat. Jedenfalls hat er es fertig gebracht, mich eine Viertelstunde lang nicht zu langweilen. Aber was haben Sie, Rössing?

Der Graf war aufgestanden, kreidebleich, und holte schwer Atem.

Ich will nach Freseнhagen! Ihn zur Rede stellen — Reitpeitsche — der Halunke, der —

Er fand keine Worte, sodaß ihn die Baronin wieder in den Sessel zurückdrückte. Seien Sie kein Narr, Rössing! Der Mann hat mich nicht beleidigen wollen, und wenn er es gewollt hätte — er konnte es gar nicht: ich lasse mich nicht von ihm beleidigen. Er that mir überhaupt leid, als er so still mit seinem Mammon davonging; er kam mir vor wie ein geprügelter Hund. Hoffentlich findet er bald eine nette Frau.

Wie konnten Sie aber auch den Wahnsinn begehen und sich halb und halb mit diesem Kerl verloben! schalt der Graf, dessen Zorn sich nun gegen Ada wandte.

Sie senkte kleinlaut den Kopf. Es war sehr verkehrt von mir, aber ich dachte, es ginge vielleicht. Erinnern Sie sich nicht, daß ich immer meinte, ich würde noch etwas durch ihn erleben? Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Und dann war er doch meine erste Liebe.

Rössing mußte nun doch lachen. Da sehen Sie nun, was es mit der ersten Liebe auf sich hat!

Ihre erste Liebe — begann Ada.

Aber er machte eine abwehrende Handbewegung: Verderben Sie mir den hübschen Abend nicht! Ich fühle mich schon bedeutend wohler und hätte nichts gegen ein Glas Punsch einzuwenden.

Und ich habe gestern in einem ganz versteckten Kästchen einen Diamantring gefunden, den ich lange verloren geglaubt hatte, rief die Baronin. Da habe ich einigen Gläubigern eine Weihnachtsfreude gemacht und mir eine gute Sorte Wein gekauft. Sie sollen sehen, mein Punsch wird Ihnen munden.

Worauf wollen wir denn anstoßen? fragte er, als die dampfende Kanne von Ada auf den Tisch gesetzt wurde.

Darauf, daß ich keine Dummheiten mehr mache! rief sie. Dann sah sie mit glänzenden Augen in die Ferne. Hoffentlich will mich kein Mensch mehr heiraten. Ich glaube, ich könnte ihn hassen. Rolf war doch der beste! Und sie trank hastig ihr Glas leer, weil ihr plötzlich die Stimme versagte. Dann aber wurde sie sehr heiter und konnte gar nicht begreifen, daß der Graf in sich gekehrt blieb.

Dieser reiste übrigens bald nach Neujahr wieder fort. Es wurde sehr kalt, und er wollte dem rauhen Wetter aus dem Wege gehen. So blieb denn die Baronin recht allein; Frau von Zehleneck kam plötzlich nicht mehr, und wenn sie einmal erschien, dann war es nur ein kurzer Besuch, den sie der Freundin machte. Aber Ada vermißte den Verkehr nicht. Sie hatte angefangen, für Geld zu malen,

und freute sich wie ein Kind darüber, daß ihr eine Berliner Firma einige Schälchen und Gläser zu geringem Preis abgenommen hatte. Sie machte großartige Pläne, wie sie im Laufe des Frühlings und Sommers nach der Natur malen wollte, und entbehrte keinen Menschen. Auch nicht Herrn Neumann, der sich seit Weihnachten nur sehr selten in der Stadt zeigte und nicht ganz sicher schien, ob es ihm dort ferner gefallen würde. Im Februar aber erhielt er einen Brief von Frau von Zehleneck, die ihn fragte, ob er gestorben sei? Wenn nicht, dann möchte er sie doch einmal besuchen.

Neumann atmete tief auf, als er diesen Brief erhielt; dann schlug er in einem neu erworbnen Adelslexikon die Familie der Zehlenecks nach, grübelte lange und fuhr an demselben Nachmittag in die Stadt.

Auf einmal war es wieder Frühling geworden, Graf Röffing ging in dem grünenden Buchenwalde spazieren und hörte auf den Schlag der Nachtigall. Er ärgerte sich halb und halb über die süßen Laute, die ihn von Buche zu Buche verfolgten, und dann stand er doch wieder still und horchte auf sie.

Röffing hatte keinen sehr guten Winter gehabt, trotz der Riviera und der musikalischen Italiener. Das Podagra hatte ihn gequält, und sein Sohn, der eben zur Universität gegangen war, hatte die Weihnachtsferien benutzt, um mit einer niedlichen Tänzerin auf Reisen zu gehen. Das war gewiß recht unter-

haltend für den jungen Mann gewesen, der Vater aber mußte den Beutel ziehen und fluchte. Er war so mißmutig geworden, daß er, obgleich er schon vierzehn Tage heimgekehrt war, die Baronin erst ein einziges mal besucht hatte. Da hatte er sie sehr heiter vor ihrer Staffelei getroffen, den Kopf voller Pläne und dabei sehr entzückt von einem neuen Roman, den ihr eine Bekannte geschickt hatte. Über des Grafen Rückkehr freute sie sich sehr, aber nicht so, wie er es im Stillen noch immer gehofft hatte. Er hatte nach Neumann und der Zehleneck gefragt. Sie wußte von beiden nichts, entsann sich aber dann doch, daß Herr Neumann in vielen Familien der Stadt verkehren sollte. Sie ging noch nicht wieder in Gesellschaft und schien es auch nicht zu entbehren.

Rössing mußte heute viel an sie denken, obgleich er sich vorgenommen hatte, es nicht zu thun. Sie war doch sehr einsam, wenn sie auch nicht darüber klagte, und diesem Neumann, diesem Spitzbuben, der es gewagt hatte, sie zu beleidigen, dem ging es gut, viel besser als andern Leuten! Als der Graf bei diesem Gedanken angelangt war, befand er sich mitten im Walde vor einem kleinen Buchenunterholz, in das ein schmaler Pfad hineinführte. Er schlug ihn ein und sah erst wieder um sich, als er an einer Lichtung stand. Hier war eine Bank unter mehreren hochragenden Buchen, und auf dieser Bank saßen Neumann und Frau von Zehleneck. Ob sie

sich zärtlich umschlungen hielten, konnte der Graf zu seinem Bedauern nicht sehen, obgleich er sich eine Lorgnette vor die Augen hielt, aber er nahm es sofort an. Einen Augenblick stand er regungslos und hörte auf Amelie Zehlenecks Lachen. Es klang triumphierend durch den stillen Wald, und die Nachtigallen schienen zu erschrecken und schwiegen still. Dann aber sangen sie weiter, und auch der Graf wandte sich leise ab. Niemand hatte ihn bemerkt, und als ihn wieder das Waldesdunkel umfing, konnte er seinem Zorn nach Belieben Luft machen, wenn er welchen empfand. Aber er sagte kein Wort. Langsam und mit gefurchter Stirn wanderte er weiter. Erst nach einer Stunde kehrte er um und ging der Stadt wieder zu, und als er jetzt zum zweitenmale an dem Unterholz vorüberkam, trat Neumann gerade heraus. Er schien etwas zu erröten, grüßte aber mit großer Liebenswürdigkeit, fragte nach Rössings Befinden und schloß sich ihm ohne weiteres an. Dabei hatte er etwas siegesbewußtes im Auftreten, was den Grafen um so mehr ärgerte, als er früher bescheiden gewesen war.

Sie sollten doch bald einmal nach Freſenhagen kommen, Herr Graf, sagte er während des Gesprächs. Ich baue jetzt, und es wird sehr hübsch dort.

An Freſenhagen knüpft sich für mich gerade keine angenehme Erinnerung, erwiderte Rössing etwas scharf.

Neumann zuckte die Achseln und veränderte ein

wenig die Farbe. Nun ja, daß Herr von Ravenstein bei mir sterben mußte, war traurig, sehr traurig. Kein Mensch beklagt es mehr, als ich. Aber sterben müssen wir nun alle einmal, und der alte Herr hatte doch schließlich sein Leben ausgelebt!

Er hatte mit höflicher Gleichgiltigkeit gesprochen, und der Graf, der sich auch manchmal alt und nutzlos vorkam, sah ihn mit einem bösen Blick von der Seite an. Wenn er einmal tot wäre, würde Neumann ähnlich über ihn sprechen, dachte er.

Kannten Sie nicht Frau von Ravenstein von früher her? fragte er nach einer Weile.

Neumann stutzte, dann begann er etwas zu stottern. Gewiß — gewiß! Sie war ja sozusagen meine erste Liebe. Na, aber die erste Liebe — er stockte und wischte sich über die Stirn. Die erste Liebe —, wiederholte er noch einmal, die hat ja meistens keinen Bestand!

Es fiel ihm noch ein andrer Satz ein, den er über die erste Liebe sagen wollte, aber Rössing kehrte ihm ohne Gruß den Rücken, und Neumann sah ihm mit unbehaglichen Gefühlen nach.

Als der Graf an diesem Nachmittage die Weinstube betrat, war sie, wegen des schönen Wetters, fast leer. Nur in einer Fensternische saß der dicke Bürgermeister und brütete über einem Brief, den er fortwährend hin und her wandte. Rössing beachtete das Stadtoberhaupt nicht weiter. Seitdem die Bürgermeister nicht mehr studierte Leute zu sein

brauchten, verachtete er sie alle. Der Bürgermeister gehörte eigentlich gar nicht an seinen Stammtisch; nur gelegentlich, wenn er etwas ganz neues wußte, durfte er dort sitzen. Heute aber schien er nichts zu wissen und hatte sich deshalb sofort ans Fenster gesetzt.

Der Graf trank langsam sein Glas Portwein und griff nach der Zeitung, aber er hatte keine Lust zu lesen, daher setzte er sich plötzlich zum Bürgermeister.

Nun, Stadtväterchen, haben Sie einen Liebesbrief bekommen, daß Sie ihn so oft lesen müssen?

Das nicht, Herr Graf! erwiderte der Gefragte, den Brief vorsichtig glättend. Ich glaube nur, daß er französisch ist, und es ist schon so lange her, daß ich das in der Schule gelernt habe. Nun wollte ich eigentlich einen der Herren hier fragen, ob sie mir nicht ein wenig bei der Übersetzung helfen wollten. Alles kann ich wirklich nicht verstehen!

Da der Bürgermeister ein ehemaliger Gutsverwalter war, so war seine Unkenntnis der fremden Sprachen verzeihlich, und Rössing nahm ihm ohne weiteres den Brief aus der Hand.

Er ist ja englisch geschrieben, bemerkte er nach einem flüchtigen Blick in das Schreiben.

So, englisch, sagte der Bürgermeister, der sich in seiner hohen Stellung natürlich keine Blöße geben durfte. Früher konnte ich es sehr gut, jetzt bin ich etwas aus der Übung.

Rössing hörte nicht auf ihn. Er hatte das

Schreiben überflogen und faltete es langsam wieder zusammen.

Der Brief ist von dem amerikanischen Generalkonsulat in Hamburg. Das will von Ihnen erfahren, ob hier in der Nähe oder in der Stadt ein gewisser Fritz Neumann lebt, der früher in Nebraska, in Sandy Bluffs gewohnt hat. Wissen Sie, ob Herr Neumann auf Fresenhagen einmal in Nebraska gewesen ist?

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Er machte ein ehrerbietiges Gesicht, denn der reiche Herr Neumann flößte ihm Hochachtung ein. Nein, ich weiß es nicht und habe auch nie etwas darüber gehört, sagte er. Das heißt — er besann sich plötzlich — es ist schon einmal ein Brief an mich gekommen. Der war wohl auch englisch, aber sehr schlecht geschrieben. Wir konnten ihn nicht entziffern, weder mein Sekretär noch ich. Der Schreiber nahm nachher noch die Briefmarke, weil es eine amerikanische war, und der Brief wanderte in den Papierkorb. Wir hielten die Sache für eine Bettelei, denn die jungen Leute sagten, der Brief wäre wohl von einer Frau geschrieben.

Der Graf hatte scharf zugehört, nun trank er seinen Wein aus, bestellte sich noch ein Glas und steckte das Schreiben des Konsulats in die Tasche. Beantworten Sie diesen Brief noch nicht, sagte er. Ich muß doch in diesen Tagen Geschäfte halber nach Hamburg und kann mich einmal beim Konsulat

erkundigen, was die Sache eigentlich bedeutet. Ihre Antwort kommt noch immer früh genug.

Gewiß thut sie das! — Der Bürgermeister beantwortete deutsche Briefe nicht sehr eilig, fremdsprachige mußten noch ganz anders warten, wenn sie überhaupt erledigt wurden, und bei diesem Schreiben hoffte der Bürgermeister, der Graf würde auch die Antwort übernehmen. Man plauderte noch ein Weilchen zusammen, dann trat der Graf langsam den Heimweg an. Er war etwas heiterer gestimmt als vorher, deshalb ging er noch einen Augenblick bei seiner Kousine, der Komtesse Isidore, vor, die bei ihrem Thee saß und dabei Patience legte. Sie war sehr zufrieden, denn schon zum drittenmale war alles gut ausgegangen.

Gut, daß du kommst, Wally! rief sie ihrem Vetter entgegen. Du sollst heute in acht Tagen bei mir zu Abend essen. Ich gebe eine größere Gesellschaft: dreizehn Personen. Du weißt, ich nehme immer dreizehn Personen, weil ich die gerade setzen kann. Einer sagt ja auch meistens ab, und wenn nicht, dann schadet es nichts; ich bin nie abergläubisch gewesen, und dreizehn Personen haben sich immer am besten bei mir amüsiert.

Wer kommt denn? fragte Rössing.

Die Komtesse nannte einige Namen. Amelie Zehleneck und Neumann muß ich übrigens auch einladen, setzte sie etwas kleinlaut hinzu. Gegen Neumann hast du natürlich nichts einzuwenden — er

ist still und reich, das sind Eigenschaften, gegen die kein Mensch etwas sagen kann. Aber Amelie — die alte Dame hustete etwas — ich mußte sie wirklich einmal nehmen, weil sie doch durch ihren Vetter Bodo halb und halb mit mir verwandt ist. Du sollst auch nicht bei ihr sitzen.

Ich werde wohl nicht kommen, murrte Rössing.

Aber Wally, ich habe neun Damen und vier Herren, du mußt kommen! Was thut es eigentlich, daß Amelie —

Meine erste Liebe war? ergänzte der Graf wieder heiter. Nein, es thut auch nichts. Wenn ich hier bin, erscheine ich, sonst aber darfst du nicht böse sein, wenn der Dreizehnte ausbleibt.

Er ging und nickte nur noch flüchtig, als ihm die Kousine nachrief, daß er nicht zu spät kommen solle, da sie einen Fischauflauf geben wolle, der das Warten nicht vertragen könne.

Sind Sie Donnerstag bei Isidore? fragte er andern Tags die Baronin, die er eigentlich noch lange nicht hatte wieder besuchen wollen; jetzt saß er doch neben ihr, weil er sie doch fragen mußte, ob er ihr in Hamburg etwas besorgen könne.

Sie schüttelte den Kopf. Ich bin nicht eingeladen.

Neumann ist dort und Amelie. Man ladet sie schon zusammen ein, es wird also wohl bald eine Verlobung geben.

Wirklich? Frau von Ravenstein, die an ihrer

Staffelei saß, mischte einige Farben und sah träumerisch auf ihre halbfertige, etwas unwahrscheinlich aussehende Landschaft.

Freuen Sie sich darüber, oder wundern Sie sich? fragte Rössing, der sie gespannt beobachtet hatte.

Keins von beiden! erwiderte sie ruhig. Vielleicht werden sie glücklich mit einander.

Meine erste Liebe und Ihre erste Liebe! spottete er.

Sie lachte. Sie sind eifersüchtig, Wally. Mir scheint doch, daß Sie Neumann beneiden.

Nein, versetzte er kurz. Wenn mir einer von beiden Teilnahme einflößt, dann ist es nicht er — ich habe sogar ein Gefühl — er stand plötzlich auf. Haben Sie etwas in Hamburg zu besorgen? fragte er leichtern Tones. Ich habe dort eine Zusammenkunft mit meinem Bruder und werde wohl einige Tage fort sein.

Aber die Baronin hatte nichts zu besorgen, wie sie lachend versicherte. Er sah sie argwöhnisch an und ging mit verdrießlichem Gesicht davon. Sie aber hatte nur gelacht, weil sie augenblicklich gar kein Geld hatte, um etwaige Besorgungen damit zu bezahlen. Sie hatte gerade diesen Morgen ihr letztes Markstück einem Bettler gegeben, und aus Frankfurt, wohin sie ihr letztes Porzellan geschickt hatte, war noch keine Antwort gekommen.

Als Rössing aus Hamburg zurückkehrte, war es

gerade Donnerstag, also der Tag, wo er bei seiner Kousine essen sollte. Aber er hatte keine Lust, hinzugehen. Erstens hatte er sich in Hamburg mit seinem Bruder gezankt, was ihn nachträglich noch verstimmte, und dann war noch ein andrer Grund, der es ihm geraten erscheinen ließ, den Abend nicht in die Gesellschaft zu gehen. Er schrieb eine Absage und bekam sofort einen sehr aufgeregten Brief von der Komtesse, daß er sie nicht im Stich lassen dürfe. Drei Gäste hatten noch kurz vorher abgesagt, darunter ein Herr; Rössing mußte kommen.

Komtesse Isidore hatte in ihren Briefen öfters eine gewisse beschwörende Art, die ihre Wirkung selten verfehlte. Wenn man nicht that, was sie wollte, dann rief sie das Gedächtnis verschiedner Verstorbnen an, die doch ganz gewiß auf ihrer Seite gewesen wären. An Rössing schrieb sie, sein guter Vater würde sich im Himmel darüber wundern, daß sein Sohn so ungefällig wäre, und sie erreichte denn auch mit diesen Worten, daß dieser Sohn mit einem sehr mürrischen Gesicht bei ihr erschien.

Es war schon spät. Die Gesellschaft war vollzählig zusammen, und die Köchin stand schluchzend in der Küche vor dem zusammengefallenen Fischauflauf. Die Komtesse, die von dem Schicksal des Vorgerichts schon durch verschiedne drohende Botschaften unterrichtet worden war, faßte hastig ihres Vetters Arm, um sich von ihm zu Tische führen zu lassen, und Rössing hatte erst Gelegenheit, die andern

Gäste zu begrüßen, als sich alles gesetzt hatte. Steif verbeugte er sich nach allen Seiten: vor den Stiftsdamen, die aus dem benachbarten Fräuleinkloster gekommen waren, vor dem kleinen Leutnant, der mit einer kaum erwachsenen Tischdame das junge Element in dieser soliden Gesellschaft bildete, und vor Frau von Zehleneck und Neumann, die ihm gegenüber saßen und sehr strahlend aussahen.

Amelie hatte eine neue Haarfrisur, die ihr einen auffallend jugendlichen Anstrich gab, und Neumann betrachtete sie mit einem ganz verliebten Ausdruck. Er hatte den steifen Gruß des Grafen mit derselben Steifheit erwidert; da er jetzt ziemlich festen Fuß in der Gesellschaft gefaßt hatte, so fand er es nicht notwendig, gegen Rössing besonders artig zu sein. In den Wochen seines Verkehrs mit Frau von Zehleneck hatte er sich schon ein festeres Auftreten angewöhnt, konnte auch schon etwas durch die Nase sprechen, was ihm vornehm erschien. Heute Abend unterhielt er sich besonders gut mit seiner neuen Freundin, und wie er in dem hübschen kleinen Eßzimmer der Komtesse Isidore an ihrer Seite saß kam ein wunderbares Gefühl des Behagens und Geborgenseins über ihn, ein Gefühl, das sich auch in seinen Zügen ausprägte, denn Isidore flüsterte ihrem Vetter zu: Der gute Herr Neumann sieht wirklich gar nicht schlecht aus. Zuerst fand ich ihn häßlich.

Nun, schön ist auch etwas andres, erwiderte Rössing verdrießlich.

Isidore schlug ihn auf die Hand. Schönheit vergeht, lieber Wally, und ich wünschte, deine schlechte Laune verginge auch! Es ist doch sonderbar, setzte sie klagend hinzu, wenn wir nicht dreizehn sind, dann habe ich immer das Gefühl, es müsse etwas schreckliches passieren, oder die Leute amüsierten sich nicht bei mir. Das ist eigentlich noch schrecklicher. Wally, sei brav! Wie war dein alter Vater immer reizend!

Der Graf mußte lachen, dann wandte er sich an seine Nachbarin zur Linken, eine Klosterdame, und sprach eifrig mit ihr, während Komtesse Isidore hier und dort ein Wort einschaltete. Das Fischgericht schmeckte gut, trotz seiner eingesunkenen Form, und der Rheinwein dazu belebte die Geister. Die Unterhaltung wurde allgemein, die beiden Klosterdamen, auf die der Graf einredete, sprachen schon nicht mehr von ihrem Pastoren, mit dem sie sonst jede Unterhaltung einleiteten, sondern erzählten von einem Ballfest, das ihre Priörin geben wollte, und Neumann und Frau von Zehleneck drückten sich unter dem Tisch verstohlen die Hände, während der kleine Leutnant seiner Tischdame einige zarte Andeutungen über das Mädchen machte, das er sich dereinst als Lebensgefährtin wünschte.

Nach dem Fischgericht kamen die Schnepfen, ein andrer Wein und mit ihm die Pause, von der man sagt, daß ein Engel durchs Zimmer fliege.

Wie geht es eigentlich Ada Ravenstein? fragte

eine der Klosterdamen über den Tisch, ins allgemeine hinüber.

Sehr gut, gab Komtesse Isidore halb zerstreut zur Antwort. Sie geht noch nicht aus, sonst würde ich sie eingeladen haben. Aber, bitte, liebe Baronesse, Sie nehmen ja fast gar nichts!

Ja, die arme, arme Ada! sagte Frau von Zehleneck in klagendem Tone zu der Fragerin gewandt. Sie soll fast alle ihre Sachen verkauft haben. Schrecklich, nicht wahr?

Aber sie lachte bei dieser Frage und sah Neumann kokett von der Seite an.

Dieser hatte schon ziemlich viel getrunken, sonst würde er sich wohl nicht an der Unterhaltung beteiligt haben. Nun lachte er ziemlich laut, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und erwiderte in seinem angenommnen näselnden Ton: Schrecklich, wirklich schrecklich! Was macht man zuletzt mit diesen vornehmen Herrschaften, die nichts mehr haben? Kommen sie ins Armenhaus, oder was wird mit ihnen?

Seine Frage klang gesucht unangenehm, und obgleich Frau von Zehleneck lachte und einige lustige Worte erwiderte, wurden doch die andern alle still. Die Klosterdamen richteten sich sehr steif in die Höhe, und selbst Komtesse Isidore, die durch ihre Pflichten als Wirtin sehr in Anspruch genommen war, blickte unwillig zu dem Sprecher hinüber.

Haben Sie auch alles, Herr Neumann? rief sie. Bitte, essen Sie doch und vergessen Sie den

Rauenthaler nicht! — Es klang, als wollte sie ihrem Gast den Mund stopfen.

Herr Neumann mag deinen Wein wahrscheinlich nicht, sagte Graf Rössing plötzlich mit scharfer Stimme. Er ist in Amerika gewohnt gewesen, Petroleum mit Whisky vermischt zu trinken. Oder war es Whisky mit Petroleum?

Die kleine Gesellschaft wurde totenstill. Nur Herr Neumann stotterte einige Worte, aber kein Mensch verstand sie.

Ein famoses Land, dieser Westen von Amerika! fuhr Graf Rössing fort. Ich war eben in Hamburg und habe mich mit dem amerikanischen Konsul über mancherlei unterhalten, das mich sehr interessierte. Ein sehr netter Herr und sehr unterrichtet. Er kannte Sie übrigens auch, Herr Neumann, und ist auch einmal in Ihrer Schnapsschänke in Sandy Bluffs in Nebraska gewesen, der Sie jahrelang mit so viel Erfolg vorgestanden haben. Damals waren Sie aber nicht zu Hause; Herr Reed meinte, Sie wären wohl gerade im Gefängnis gewesen, wo Sie ja einigemal waren, weil Sie zuviel Petroleum in den Schnaps gegossen hatten. Das mochten die Leute selbst dort nicht und hatten nicht übel Lust, Sie zu teeren und zu federn!

Um Gottes willen! Komtesse Isidore wurde ganz fassungslos. Du erzählst schreckliche Geschichten, Wally! Laß doch die Schnepfen noch einmal herum gehen.

Der Graf gehorchte. Sie sind ausgezeichnet, sagte er dabei. Bitte, Herr Neumann, nehmen Sie doch auch noch ein Stück! Unsre Schnepfen sind besser als die amerikanischen, obgleich das Leben dort allerdings viel abwechslungsreicher ist. Es muß sehr interessant sein, nicht allein die Bekanntschaft des Volkscharakters in ausgiebigster Weise zu machen, während man den Leuten Branntwein verkauft, sondern auch in nahe Berührung mit den Gefängnis- und Zuchthausautoritäten zu kommen. Herr Reed erzählte, Sie wären auch im Zuchthaus gewesen, Herr Neumann, weil Sie mit einigen Bankräubern gemeinsame Sache gemacht hätten. Aber Sie hätten den Zuchthausdirektor bestochen und wären bald wieder herausgekommen.

Neumann war kreideweiß geworden, und seine Lippen zitterten.

Das ist ein — ein Mißverständnis! brachte er endlich mühsam heraus, während die übrige Tischgesellschaft anfing, leise mit einander zu flüstern.

Ein Mißverständnis? wiederholte der Graf. Er hatte sich ein Glas Wein eingeschenkt und nippte jetzt leise daran. Nun, das mag sein. Die Leute lügen heutzutage ja alle. Vielleicht auch die Dame, die sich Frau Sally Neumann nennt und schon mehrere Briefe an Herrn Reed in Hamburg geschrieben hat, weil ihr Mann nach Deutschland gegangen sei und nichts wieder von sich habe hören lassen. Die Briefe sollen nicht gerade sehr ortho-

graphisch geschrieben sein; Frau Neumann scheint früher Sängerin bei einem herumziehenden Theater gewesen zu sein, wie man aus einigen Andeutungen schließen kann, aber —

Frau von Zehleneck hatte bis dahin regungslos und wie erstarrt dagesessen. Jetzt fuhr sie auf, und ihre Augen sprühten. Sie faßte Neumann am Arm.

Neumann, weshalb schweigen Sie zu diesen unerhörten Behauptungen? So sprechen Sie doch, so fordern Sie ihn doch, den — den —

Wollen Sie vielleicht Verleumder sagen? fragte Graf Rössing lächelnd. Er nahm wieder einen Schluck Wein.

Der Wein ist wirklich sehr gut, liebe Isidore, kannst du mir vielleicht einige Flaschen davon überlassen? Es kann ja sein, Frau von Zehleneck, daß Frau Sally Neumann auf diesen Namen keinen Anspruch hat, ihren Trauschein hat Herr Reed nicht gesehen. Aber da sie beschlossen hat, ihren Gatten selbst in Deutschland aufzusuchen, so werden wir uns vielleicht später von der Wahrheit ihrer Angaben überzeugen können, wenn nicht Herr Neumann die Freundlichkeit hat, uns über diesen immerhin interessanten Fall aufzuklären.

Herr Neumann, nehmen Sie doch noch ein Stück Schnepfe! jammerte Komtesse Isidore, die die Worte des Grafen kaum noch verstanden hatte und mit Entsetzen bemerkte, daß niemand mehr aß. Nur der Leutnant und das junge Mädchen naschten

Kompot und flüsterten mit einander, in dem beruhigten Gefühl, daß sie die ganze Sache doch nicht verstünden. Aber Neumann hörte nicht auf die Aufforderung der Wirtin. Er lehnte regungslos in seinem Stuhl und warf einen hilfesuchenden Blick zu Frau von Zehleneck hinüber. Diese aber rückte plötzlich von ihm weg und richtete mit lauter Stimme eine Frage an eine der Klosterdamen. Da der Graf nicht mehr sprach, wurde die Unterhaltung plötzlich lebhaft. Jeder quälte sich, so gut er konnte, über etwas zu sprechen, an das er gar nicht dachte, und unter dem Schutze dieses Stimmengesumms konnte sich Fritz Neumann still entfernen. Er preßte ein Taschentuch vors Gesicht. Jeder nahm stillschweigend an, daß er Nasenbluten habe, und selbst Komtesse Isidore verlangte keinen Abschied von ihm. Sie wollte ihm allerdings in ihrer Zerstreutheit nachrufen, er solle bald einmal wiederkommen; dann aber fiel ihr doch noch rechtzeitig ein, daß es wohl besser wäre, wenn er fortbliebe.

Amerika ist wirklich ein sonderbares Land, sagte sie klagend zu einer der Klosterdamen. Da passiert immer so viel, wovon man hier keine Ahnung hat. Und Wally sagt alle diese Sachen vor der Eistorte! Ich kann Neumann wohl nicht mehr einladen, aber ein Stück Eistorte hätte ich ihm doch gegönnt. Die macht Schiemann so gut. Aber das kommt davon, wenn wir nicht dreizehn bei Tische sind. Dann wird es immer ungemütlich.

Ungemütlich war die Gesellschaft allerdings, denn Frau von Zehleneck wurde plötzlich unwohl und mußte nach Hause. Sie sagte, es käme davon, daß sie kein Eis vertragen könnte, und man glaubte ihr natürlich, aber die Stimmung blieb doch gedrückt, und die Komtesse sagte, sie wollte niemals wieder eine Gesellschaft geben, in der ein Mann wäre, von dem man nicht wüßte, was er in Amerika gethan hätte.

Am folgenden Tage besuchte Graf Rössing die Baronin Ravenstein. Er traf sie nicht an der Staffelei, sondern vor einem alten Spinnrade.

Können Sie nicht spinnen? fragte sie ihren Besuch. Ich möchte es so gern lernen und weiß doch niemand, der mirs zeigen könnte. Nur die alten Frauen im Armenhause verstehen die Kunst noch, aber vor der Zeit möchte ich nicht mit diesen Damen Bekanntschaft machen.

Weshalb malen Sie nicht mehr? fuhr Rössing sie heftig an.

Ada zuckte die Achseln. Ich mag es nicht mehr, ich habe auch nicht genug Talent — der Kunsthändler aus Berlin hat mirs geschrieben. Ich glaube es fast selbst. Nun will ich spinnen, wie meine Großmutter, und ebenso wenig denken wie sie. Sie kannte nur das Handbuch des dänischen Adels und ist glücklich dabei gewesen. In ihren letzten Jahren las sie auch etwas in der Bibel, aber weil ihre Familie nicht drin vorkam, fand sie sie nicht unterhaltend.

Sie sind heute böse, Ada! sagte der Graf.

Sie schob das Spinnrad hastig von sich. Ja, ich bin böse — auf Sie, Wally! rief sie. Was haben Sie gestern dem armen Geschöpf, dem Neumann gethan? Isidore war heute bei mir, und obgleich sie mehr von ihren Schnepfen als von Ihnen sprach, so habe ich doch genug gehört.

Ich habe nur die reine Wahrheit gesagt, erwiderte der Graf finster. Meinen Sie, daß ich das aushalten konnte, ihn glücklich und frech da sitzen zu sehen und mit der Zehleneck über Sie lachen zu hören?

Lachte er über mich? Pah — weshalb ließen Sie ihn nicht gewähren? Ich freue mich aufrichtig, wenn ich andern Menschen zur Unterhaltung dienen kann.

Er ist ein Schurke, begann Rössing wieder.

Aber Ada machte eine ungeduldige Bewegung. Ich glaube es ja — aber nur Sie hätten es ihm nicht sagen sollen, gerade Sie nicht. Sie stehen mir zu nahe, und es kann aussehen wie eine Rache von mir — eine unedle Rache. Ich habe aber keine Veranlassung, mich an Herrn Neumann zu rächen, dazu ist er mir zu gleichgiltig.

Sie haben Fischblut! rief der Graf. Ich aber sage: Auge um Auge, Zahn um Zahn —

Bitte, kommen Sie mir nicht mit der Bibel, Graf! Sie wissen übrigens ja gar nicht, was drin steht, sonst würden Sie nicht so rachsüchtig sein!

Nein, ich weiß gar nichts mehr! rief er aufgeregt. Nur eins, nur eins, daß —

Daß der arme Wurm doch immerhin meine erste Liebe war? unterbrach sie ihn lachend. Gerade deswegen hätten Sie ihn ein wenig schonen müssen. Schon aus Mitleid mit meiner Dummheit und Schwäche, die Sie doch am besten kennen. Und nun muß ich Sie verabschieden, denn dort kommt meine Waschfrau über die Straße. Sie will zu mir, ich sehe es an ihrem Gesicht, und da sie nach armen Leuten und nach ihren vielen Kindern riecht, wie Sie selbst einmal gesagt haben, so dürfen Sie nicht mit ihr zusammentreffen. Gehen Sie und seien Sie ein andermal braver!

Als der Graf nach wenigen Minuten über die Straße ging, atmete er tief auf.

Sie ist klüger als ich, murmelte er, wenigstens zwanzigmal vernünftiger. Das hätte eine schöne Geschichte geben können!

Er blieb stehen und schlug sich heftig auf die linke Brust. Stille, du da drinnen! Ich will mich freuen, daß ich so davongekommen bin. Hast du mich verstanden? Ich will mich freuen!

Aber er ging doch langsam, wie ein ganz alter Mann, seinem Hause zu und sah gar nicht freudig aus.

Am folgenden Tage verreiste er auf längere Zeit, und da auch Frau von Zehleneck nach Dänemark ging, was sie immer that, wenn sie etwas unangenehmes erlebt hatte, so mochten die Weisen

des Städtchens Recht haben, wenn sie behaupteten, in der Gesellschaft bei Komtesse Isidore sei etwas sehr merkwürdiges geschehen. Und dabei kamen sie erst allmählich dahinter, daß Herr Neumann plötzlich von Fresenhagen verschwunden war und nichts mehr von sich hören ließ. Sein Gut stand zum Verkauf, und ein reicher Herr aus Bremen erwarb es, ehe die Leute ganz genau wußten, was eigentlich mit Neumann geschehen war. Sie erfuhren es auch niemals ganz genau; nur später, viel später tauchte das Gerücht auf, er sei in Nebraska oder noch weiter im Westen Amerikas von einer eifersüchtigen Frau erschossen worden. Aber es war nur ein Gerücht, das niemals seine Bestätigung gefunden hat, und es ist leicht möglich, daß Herr Neumann noch heute seine Mischung von Petroleum und Whisky weiter verschenkt. Jedenfalls sprach man nur sehr flüchtig von ihm, da gerade in dem Frühling, in dem er verschwand, eine Typhusepidemie in der Stadt ausbrach, die viel von sich reden machte und alle andern Ereignisse gleichgiltig machte. Besonders in der ärmern Bevölkerung forderte die Krankheit ihre Opfer, und die Wohlhabenden packten ihre Koffer und reisten in aller Stille ab.

Auch an die Baronin gelangte die dringende Aufforderung einer Verwandten, schnell zu ihr auf ihr Gut zu kommen, aber Ada telegraphierte ein kurzes Nein. Sie hatte die kranken Kinder ihrer Waschfrau zu sich ins Haus genommen. Der eine

kleine Junge, der nach ihrem verstorbnen Manne Rolf hieß, war in Lebensgefahr. Aber sie pflegte ihn wieder gesund, ebenso die andern Kinder; an dem Tage aber, wo sie wieder allein war und gerade darüber nachdachte, ob sie nicht unter die Schriftsteller gehen und das Buch ihres Mannes vollenden sollte, ergriff sie ein Schwindel. Sie mußte zu Bette gehen, und obgleich sie sich die beschriebnen Blätter unters Kopfkissen legte, um sie gleich beim Besserwerden zur Hand zu haben, kam sie doch nicht mehr dazu, sie zu lesen. Sie verlor bald die Besinnung und starb nach wenigen Tagen, ohne Kampf und ohne Schmerzen. Nur einmal, kurz vor ihrem Tode, griff sie mit einem Ausruf des Schreckens nach dem kleinen Manuskript unter ihrem Kissen. Sie glaubte wohl, es sei nicht mehr da — da gab man es ihr in die Hand, und dort ist es geblieben, als sie in den Sarg gelegt wurde. So ist es gekommen, daß Rolf Ravensteins Buch niemals zu Ende geschrieben worden ist, und daß kein Mensch weiß, was darin gestanden hat.

Es war ein sonniger Maientag, als die Baronin zur letzten Ruhestätte gebracht wurde. Die Leute, die sie dort hingeleiteten, bedauerten, daß sie den blauen Himmel nicht mehr sehen und die Vögel nicht mehr singen hören könnte — sie würde sich daran gefreut haben. Verwandte und Freunde waren nicht mit unter den Leidtragenden, die kamen alle erst später. Auch Graf Rössing konnte erst einen

Tag nach der Beerdigung kommen. Er war in der kurzen Zeit ſehr alt geworden, und nun ſtand er mit zuſammengezognen Brauen vor dem friſchen, unter Blumen begrabnen Hügel. Von allen Seiten waren Kränze gekommen, von reichen und armen Leuten, von vornehmen und geringen. Selbſt die, denen die Baronin Geld ſchuldete, und ihrer waren nicht wenige, hatten Roſen auf ihr Grab geſtreut. So erzählte der Totengräber dem Grafen, der ſchweigend zuhörte und kein Wort erwiderte. Er war ſo in Gedanken verſunken, daß er nicht bemerkte, wie Frau von Zehleneck leiſe neben ihn getreten war, und er fuhr zuſammen, als ſie ihn anredete.

Wir haben einen großen Verluſt gehabt, lieber Graf, ſagte ſie weinerlich. Meine arme, liebe Ada! Wie werde ich ſie entbehren! Heute Morgen erſt bin ich hier angekommen; ſonſt, wie gern hätte ich ſie gepflegt!

Die letzten Sätze hatte Amelie etwas ſtockend hervorgebracht; der Graf ſah ſie zu ſtarr an. Als er aber gar nicht antwortete und ſich nur ſchweigend abwandte, trat ſie an ſeine Seite.

Wally, ſagte ſie haſtig und leiſe. Warum ſind Sie immer ſo ſchlecht gegen mich! Wir ſtanden ehemals doch anders mit einander! Haben Sie das ganz vergeſſen?

Nein, erwiderte der Graf ruhig, vergeſſen habe ich es nicht. Er war ſtehen geblieben und ſah Frau von Zehleneck feſt in die Augen. Ich

weiß es noch ganz genau, und ich schäme mich noch immer vor mir selbst. Aber dann tröste ich mich mit dem Gedanken, daß jeder die erste Liebe durchmachen muß. Gerade so, wie die erste Cigarre und den ersten Rausch. Zuerst ist es schön, und die Folgen sind abscheulich.

Sie beleidigen mich! murmelte die Dame.

Er zuckte die Achseln. Sie haben es nicht besser gewollt. Auch möchte ich Ihnen noch etwas sagen. Man spricht immer so viel von der ersten Liebe, als wenn sie etwas heiliges wäre, und doch ist sie gewöhnlich die erste große Dummheit des Lebens, wie man an Ada Ravenstein und an mir bemerken kann. Sie liebte einen Fritz Neumann, und ich — nun Sie wissen ja! Aber man spricht niemals von der letzten Liebe. Vielleicht deswegen, weil man uns arme, alte Menschen eines tiefern Gefühls nicht mehr für fähig hält. Aber da Sie noch Gefühl zu haben scheinen, so möchte ich Ihnen doch erzählen, daß die da — er wies auf den Hügel —, die dort unter den Rosen schläft, für mich sehr reizend, sehr liebenswert, sehr anziehend war. Trotz ihrer Schulden, trotz ihrer verschiednen Stimmungen und trotz ihrer falschen Freunde, die sie gleichgiltig ins Armenhaus hätten gehen sehen. — Sie werden jetzt einen Kaffee geben und erzählen, ich hätte sie unglücklich geliebt. Thun Sie das; man wird den Geschmack des ältern Mannes bedeutend besser finden, als den des jungen. Leben Sie wohl!

Der Graf war langsam den Kirchhofsweg hinuntergegangen. Frau von Zehleneck sah ihm sprachlos nach. Sie wollte lachen, aber sie konnte nicht; dann versuchte sie es mit Thränen, und diese flossen reichlich. Sie wurde sogar so gerührt daß sie sich vornahm, ein andrer, besserer Mensch zu werden, aber sie vergaß dabei ganz, daß sie diesen Vorsatz schon hundertmal gefaßt und niemals ausgeführt hatte.

So war es auch diesmal; nach acht Tagen gab sie wirklich den Kaffee und verlästerte den Grafen nach allen Regeln der Kunst. Er machte sich nichts daraus; ihm war das Leben sehr gleichgiltig geworden, obgleich er es mit einer gewissen vornehmen Würde weiter trug.

Vor einigen Jahren ist er gestorben, während Frau von Zehleneck noch lebt. Sie ist noch ganz wie früher, bis auf die Veränderungen, die das Alter an ihr hervorgebracht hat. Niemand liebt sie; jedermann aber fürchtet sie. Sie gehört zu den Leuten, von denen man, wie der landläufige Ausdruck ist, Geschichten schreiben kann. Sie weiß viel, und sie erzählt noch mehr, als sie weiß; nur von einem Gegenstande schweigt sie beharrlich: von der ersten Liebe.

Inhalt

	Seite
Corisande	3
Der langweilige Kammerherr	39
Die Geschichte des Etatsrats	85
Der verrückte Flinsheim	117
Die Geschichte von einem, der nichts durfte	175
Die erste Liebe	195

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Licht und Schatten

Eine Hamburger Geschichte

von

Charlotte Niese

Fein gebunden 5 Mark

Aus einigen Urteilen der Presse:

Hamburger Nachrichten. Charlotte Niese hat ihren litterarischen Befähigungsnachweis in den Erzählungen „Aus dänischer Zeit" erbracht. Ihre hier erschlossene Eigenart war ein gewisses Behagen in der Schilderung, das seine Hauptwürze in einem liebenswürdig anmutenden Humor erhielt. Man schied von diesen Geschichten mit dem Empfinden, daß es sich in dieser Gesellschaft hat gut weilen lassen. In dem neu vorliegenden Werke hebt Charlotte Niese mit einem ungleich tiefern Atemzuge an, als sie es in einer ihrer frühern Veröffentlichungen gethan. Man erkennt, wie sie hier unter dem erschwerenden Bewußtsein an die Arbeit gegangen ist, unter einer Kontrolle zu schaffen, die nicht gewillt ist, Auslassungen zu tolerieren, Erfindungen gut zu heißen. Dazu ist die Erinnerung zu frisch, zu tiefwurzelnd. Die Erzählung, mit der wir es hier zu thun haben, nimmt ihren Ausgang vom Hafen, führt uns in das Herz des alten, engen und ungesunden Hamburg, greift über in jene Teile der Stadt, wo, gefördert von äußerm Wohlstand, noch die alte, vornehm hamburgische Gesinnung gewahrt wird, lädt uns abwechselnd vor die Thore Altonas, an die Elbchaussee, wo hamburgischer Reichtum mit Vorliebe seine Sommersitze erbaute, und gelettet uns, nachdem die Cholera ihren verheerenden Wandergang angetreten, nach dem Brennpunkte des damaligen Elends, den Cholerabaracken und öffentlichen Krankenhäusern. Die Schlichtheit und sachgetreue Art der Darstellung, mit der die Erzählerin hierbei verfährt, greift denen, die die trauervolle Zeit mit durchlebt, an alte Wunden und führt ihnen das Unvergessene in den eindrucksvollen Farben des Selbsterlebnisses vor Augen. Dies gilt von dem im Übermute vom Zaun gebrochenen Streik der Schauerleute, die übrigens nicht, wie hier irrtümlich angegeben ist, zehn Tage, sondern reichlich so viele Wochen gedauert hat. „Schlodderig und unordentlich, Schulden und kein nettes Stück Möbel ins Haus! Dabei streiken sie und gehen abends zu Bier oder zu Theater." So charakterisiert die wackre Tante Tine das Hauswesen eines solchen Streikers. Wie die Hitze brütend über der Stadt lastet, wie die angstvollen Gerüchte aufschwirren, die jeder leugnet, und an die doch alle glauben; wie die grauenvolle Krankheit am Hafen aufspringt, sich dann stadt-

wärts wendet; wie sie hier in Familiengemeinschaften greift, diese lockert und zersprengt und ganze Familien in den Schoß der Erde bettet; wie nach der ersten überwundnen Lähmung des Schreckens das Pflichtbewußtsein und der Edelsinn rege wird („Ich habe an meine Lieferanten gedacht, als ich wiederkam, und auch an meine zwei [Dienst-] Mädchen. Es war meine Pflicht, zu ihnen zurückzukehren, es war überhaupt meine Pflicht, hier zu sein." So sagte die alte Patrizierwitwe Frau Doktor Bardenfleth); wie dann das dumpfe, trauervolle, endlose Wagenrollen beginnt, mit dem Endziele Ohlsdorf; wie Helfer von allen Seiten herandrängen und namentlich ein Wetteifern beginnt in liebevoller Sorge um die Waisen — alles das ist in den Lauten der Wahrheit erzählt und geht darum auch tief zum Herzen. Es ist mehr als einfache Geschicklichkeit, wie Charlotte Niese die Geschicke von arm und reich, die in jenen Tagen ja so vielfach ineinander flossen, verbindet, wie sie nachweist, wie das Gute, das die einen gethan, für beide Teile zum Segen ausgeschlagen, wie anderseits aber auch, trotz der auf der Stadt schwer lastenden Gottesgeißel, in beiden Kreisen die den Menschen nun einmal angebornen schlechten Instinkte sich behaupteten. Die Sprache, deren sich die Erzählerin bedient, ist abwechselnd hochdeutsch und der Patois der Hafenbewohner, den sie meisterhaft beherrscht. Von künstlerischer Vollreife sind die einzelnen Typen. So z. B. die alte Patrizierin Frau Doktor Bardenfleth, die partout nicht zugeben kann, daß in ihrem geliebten Hamburg einiges vorgekommen, was nicht hätte vorkommen sollen, und so auch die um ihrer einstigen Treue willen bis in ihr Alter hinein von allen Angehörigen des Hauses Bardenfleth mit Liebe und Güte behandelte alte Dienerin Tine Hauberg, die ihrerseits wieder die ihr erwiesene Liebe damit vergilt, daß sie die Enkelin der „Frau Doktern," die durch ein unglückliches Versehen unter die Cholerakranken geraten und von den Ihren schon als tot beweint war, auffindet und dem Leben wiedergiebt . . . Man kann weiter gehen in der dichterischen Behandlung dieses gewaltigen Stoffes und ihm erhöhtere Gesichtspunkte abgewinnen. Dem Gemüte näher verwandte aber kaum. Hier spricht Charlotte Niese in Tönen, die — wenn diesmal auch lösend und befreiend — dieselben Thränen ins Fließen bringen, die wir alle einmal schon geweint.

Hamburger Correspondent. Eine reizende Novelle, die sicherlich jedem Leser große Freude bereiten wird, hat soeben Charlotte Niese veröffentlicht. „Licht und Schatten" nennt sie sich, und Hamburg ist der Schauplatz. Das Cholerajahr 1892 mit seinen Schrecken und Sorgen und dem vielen Leid, das die Epidemie brachte, bildet den etwas düstern Hintergrund der Novelle, die aber auch so viele freundliche Lichtbilder enthält, eine so auf intimste Beobachtung gegründete liebevolle Schilderung der verschiednen Menschen und Verhältnisse, daß jeder Leser sicherlich das Buch mit jenem Gefühle aus der Hand legen wird, das uns überkommt, wenn wir etwas Gutes und Schönes gelesen haben, das sich unserm Gemüt tief eingeprägt hat. Charlotte Niese hat in ihren zwei Bändchen: „Aus dänischer Zeit" wie in manchen in Zeitschriften verstreuten kleinern Erzählungen bewiesen, wie reizend und natürlich sie erzählen, plastisch

zu gestalten weiß, wie sie alles durchdringt und belebt mit einem offnen, warmen Gemüt, wie scharf sie die Menschen zu beobachten und lebensvoll zu charakterisieren, ihre Eigenheiten, ihre Fehler und Vorzüge zu erlauschen versteht, und wie alles auf jenen Herzenston abgestimmt ist, der eine Resonanz in unserm eignen Herzen weckt. Sie läßt uns in vorstehender größern Novelle auch einen Blick thun in das Leben und Treiben des Volkes in den Höfen und Gängen; manches Nachtbild wird hier aufgerollt, aber die Verfasserin zeigt auch, daß die größte Armut ihre Sonnenstrahlen hat, daß ein schlichter, frommer und zufriedner Sinn auch in einer elenden Dachkammer gefunden werden kann und der Herzensadel kein Prärogativ der höhern Stände ist. Das ist nun freilich keine neu entdeckte Wahrheit, noch weniger ein neues Motiv, es kommt hier nur auf die Durchführung an, die sich gleich fern von Sentimentalität wie von einer jeden Tendenz hält, sondern überall das rein Menschliche sucht. Und da hat die Verfasserin in der alten Tine Hauberg einen Charakter geschaffen, der den Leser mit wahrer Rührung erfüllt. Wie sie diese einfache Frau, die nur für andre denkt und arbeitet und, obwohl sie selbst nichts besitzt, sich der armen kleinen und von ihren Eltern verwahrlosten Kinder ihrer Hausgenossen annimmt und den jungen Seelen auf ihre einfältige Art — im Sinne des Evangeliums — auch einige geistige Nahrung zukommen läßt, das ist alles wahr und natürlich geschildert und der Wirklichkeit abgelauscht; Tante Tine ist ein Prototyp für die schlichten Frauen aus dem Volke, die in ihrer Herzenseinfalt oft eine tiefere Lebensphilosophie in sich bergen als der scharfsinnige Gelehrte, der alle Gebiete des Geistes durchmessen hat und doch arm an seiner eignen Seele geblieben ist.

Dem sozialdemokratischen Schwätzer und Faulenzer Rüppell, der alles vertrinkt und verjubelt und Frau und Kinder dem Hunger und Elend überläßt, das Tante Hauberg nach Kräften zu lindern sucht, steht der einfache Arbeiter Folkert Dierks gegenüber, der in der Arbeit den Segen des Lebens findet, und der hinter seiner Ungeschliffenheit und Unbeholfenheit ein starkes und treues Herz verbirgt. In Bardenfleth führt uns Charlotte Niese die Sorge, Mühe und Arbeit, aber auch die innere Tüchtigkeit eines Hamburger Kaufmanns vor Augen. Freilich bleiben die starken Schattenseiten nicht unerwähnt, aber die Gegensätze, wie es sich in einem wirklichen Kunstwerk gehört, sind künstlerisch ausgeglichen, weil jede aufdringliche Tendenz fehlt. Die Szenen der von der Cholera genesenen Kinder im Krankenhause sind rührend und traurig zugleich; mit köstlichem Humor ist die Episode durchgeführt, wo eine Frau aus der Hefe des Volkes sich in das Krankenhaus drängt und unter echt volkstümlichem Schimpfen und Schelten ihr Kind zurückverlangt. Überhaupt gehören jene Szenen, in denen das niedre Volk in Hamburg geschildert wird, mit zu den besten und ergötzlichsten des Buches, zumal Charlotte Niese hier den „populären" Ton in seiner völligen Ungeschminktheit zu treffen wußte, wie sie denn, nebenbei gesagt, das Hamburger Platt vortrefflich beherrscht. Nach dieser Seite hin ist die Novelle auch nicht ohne kulturhistorischen Wert, denn so denkt, fühlt, spricht und urteilt das Volk.

Eine hübsche Liebesepisode, deren Fäden sich durch das ganze Buch spinnen, hat die Verfasserin selbstverständlich ihrer Novelle auch eingeflochten; sie spielt sich zwischen dem ersten Disponenten Bardenfleths und dessen Tochter aus erster Ehe, Alida, ab. Auch die übrigen Personen, namentlich die Mutter Bardenfleths, eine echte alte Hamburger Kaufmannswitwe, die der raschlebigen und rasch zugreifenden modernen Zeit mit ihrem Treiben, Jagen und leichtsinnigen Wagen skeptisch entgegen steht, aber trotz aller Eigenheiten ein warmes, liebevolles Herz besitzt, sind treffend charakterisiert. Überhaupt führt Charlotte Niese uns keine Schemen vor, es sind Menschen, die alle dem Leben nachgebildet sind, Typen, wie sie uns in allen Ständen entgegentreten, nur daß in dieser Novelle ein bestimmtes Lokalkolorit vorwaltet. Möge die Novelle, die ein echtes Hamburger Gepräge trägt, viele Leser finden.

Kieler Zeitung. Charlotte Niese, die sich durch ihre Novellen schnell einen klangvollen Namen erworben hat, legt auch in diesem Jahre ihren Lesern ein Weihnachtsgeschenk auf den Tisch, das sein zierliches, fertig geschmücktes Aeußere der Leipziger Verlagsbuchhandlung von Fr. Wilh. Grunow verdankt.

Von „Bildern und Skizzen aus dänischer Zeit" ist sie zu einer „Hamburger Geschichte," wie sie ihr Werk bescheiden nennt, übergegangen: von der Schilderung kleiner Vorgänge zu der Darstellung einer mehr oder weniger verwickelten Handlung, in der Zeit, Stoff und Personen, um eine künstlerische Wirkung zu erzielen, ein organisches Ganze bilden müssen. Zu beiden ist eine dichterische Potenz notwendig; aber wie ein Roman sich zusammensetzt aus lauter Einzelheiten, die der ordnenden und gestaltenden Phantasie des Dichters bedürfen, um einen festen, ungezwungnen Zusammenhang zu bilden, so bedeutet es für den Künstler selbst einen gewaltigen Fortschritt, wenn er von der Betrachtung und Schilderung kleiner Einzelheiten sich emporarbeitet zu der Darstellung einer geschlossenen, abgerundeten Handlung, in der das eine nicht wichtiger erscheinen darf als das andre, jedes sich der künstlerischen Gesamtidee unterordnen muß, um eine ganze, ungeteilte Wirkung zu erzielen. Diesen Fortschritt hat die Dichterin gemacht; dabei aber hat sie die Eigenart ihres Schaffens, das sich so prächtig in ihrem ersten Buche offenbarte, auch jetzt nicht eingebüßt, ich meine diese außerordentliche Kunst der Kleinmalerei, diese unendliche Sorgfalt und Feinheit, auch das geringste noch für wichtig zu halten und ihm eine poetische Seite abzusinnen, und dann ihre sonnige Zuneigung zu Kindern, die liebevolle Betrachtung ihrer Schwächen sowohl wie ihrer Vorzüge, die sie mit solcher Naturwahrheit vor uns hinstellt.

Gerade bei der Vorliebe der Dichterin für das Kleine und Unscheinbare im menschlichen Leben stellte sie sich keine leichte Aufgabe, als sie zum Hintergrund ihrer Familiengeschichte das große Elend der letzten Hamburger Cholerazeit wählte. . . .

Auf dem dunklen Hintergrund der durch die Cholera in Hamburg geschaffenen Situation entwickelt sich ein Familiendrama, in dem jede Person an ihrem Platze ist, eins sich aus dem andern folgerichtig entwickelt, und schließlich, ohne den Umständen und Menschen Gewalt anzuthun, alles zu einem erfreulichen Schluß geführt wird.

Charlotte Niese ist offenbar eine vorzügliche Beobachterin. Die Menschen, die sie darstellt, glaubt man schon einmal im Leben gesehen zu haben, so naturwahr bewegen sie sich vor unserm innern Auge. Vornehmlich sind es die Nebenpersonen, unter diesen besonders die aus dem Volke, die Charlotte Niese mit ganz hervorragender Künstlerschaft zu schildern versteht. . . .

Man darf wohl mit Recht von der Dichterin sagen, daß sie, ganz auf eignen Füßen stehend, Selbsterlebtes und Selbstgesehenes mit individueller Künstlerschaft zu lebenswahren Menschen und Vorgängen gestaltet hat. . . .

Jeder, der das Buch von Charlotte Niese aus der Hand legt, wird es mit der Empfindung thun, daß er mit starker Teilnahme die Schöpfung einer warmherzigen für das Große wie das Kleine im Menschenleben gleich empfänglichen Künstlerseele in sich aufgenommen hat. Möge denn dies neue Buch zum alten Leserkreis neue hinzuwerben, das wünschen wir Charlotte Niese und den Lesern.

Allgemeine Schweizer Zeitung. Der Name Charlotte Niese ist wohl mehr als einem unsrer Leser kein unbekannter; die Verfasserin der Bilder und Skizzen „Aus dänischer Zeit“ ist seinerzeit auch in diesem Blatt als treffliche Erzählerin von feiner Beobachtung, tiefem Gemüt und echtem Humor gewürdigt worden. Ihr neuestes Buch „Licht und Schatten“ hat das Hamburg des Cholerajahres 1892 zum Schauplatz. Auf Schritt und Tritt merkt man, daß die Verfasserin den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen hat; sie kennt das Hamburg der armen Leute so gut wie das der reichen Handelsherren und weiß aus den verschiednen Ständen typische Gestalten herauszugreifen, die sie markig schildert ohne Schönfärberei, ohne Pharisäismus, mit einer wohlwollenden Objektivität. Und alle diese Personen bewegen sich lebendig in dem mit sicherm Takt, ohne aufdringliche Realistik geschilderten Hamburg der großen menschenmordenden Seuche. Die schreckliche Epidemie sichtet die Spreu vom Weizen; sie weckt die schlechten, aber auch die guten Triebe in den Menschen; neben der Feigheit, Frivolität und Roheit sind mindestens ebenso mächtig der Mut, die Aufopferung, die Nächstenliebe.

In dieses Milieu hat die Verfasserin eine hübsche Liebesgeschichte hineingestellt, die sie in anerkennenswerter Weise von aller Sentimentalität frei zu halten verstanden hat. So stellt das Buch eine durch und durch gesunde Lektüre dar, die von Anfang bis zu Schluß fesselt und befriedigt. Der Stil ist korrekt und angenehm dahinfließend, die Verwendung des Hamburger Platt bei der Sprechweise der Personen erschwert das Verständnis nirgends und läßt sich in diesem Falle als Erhöhung des Lokalkolorits sehr wohl rechtfertigen. Das Buch, das von der Verlagsbuchhandlung Grunow in bekannter vornehmer Art ausgestattet worden ist, sei zur Anschaffung warm empfohlen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe*)

Fein gebunden 5½ Mark

Aus einigen Urteilen der Presse:

Kieler Zeitung. Ich habe heute morgen mit der Lektüre des ersten Bildes „unsrer kleinen Stadt" begonnen, habe im Laufe des Tags, zu andern Arbeiten verpflichtet, oftmals von dem nahezu fünfhundert Seiten starken Buche ablassen müssen, aber immer wieder zog michs zu ihm hin; und jetzt, nachdem ich die Geschichtchen und Skizzen, die mir bereits bekannten wie die neu hinzugefügten, der Reihe nach gelesen, schlage ich den von der Verlagshandlung mit zartem Geschmack ausgestatteten Band zu und bekenne: was mir die Verfasserin da alles erzählt und geschildert hat, das war durchweg reizend, entzückend, liebenswürdig. Und wer nun ob dieses überschläglichen Allgemeinurteils Achsel und Mundwinkel verrenkt, dem kann ich keinen bessern Rat geben, als sich mit dem Buche zu beschäftigen. Er wird dann wohl selber in ein „Allerliebst" ausbrechen.

Das heißt, wenn er neben dem Verstand ein bischen Humor, will sagen: Gemüt besitzt, soviel, um Kinder und Kindeszeiten begreifen zu können. Denn in Charlotte Nieses Buch spielen Kinder die Hauptrolle, ohne daß es darum für Kinder geschrieben wäre. Was sich da in den einundzwanzig Skizzen widerspiegelt, sind zum Teil recht ernste Ereignisse und Verhältnisse, aber was den Leser an der Darstellung dieser im Grunde ernsten Geschehnisse und Zustände entzückt, ist die Geschicklichkeit, mit der sie uns im Zauberspiegel der naiven Kindesseele vor Augen geführt werden. Die Verfasserin weiß diesen Spiegel meisterlich zu handhaben, weil sie mit seinen geheimsten Wunderwirkungen vertraut ist; und dieses Vertrautsein mit dem magischen Instrument kann sie nur durch dessen genauestes Studium erworben haben. . . . Charlotte Nieses Buch ist übrigens mehr als eine Sammlung persönlicher Erinnerungen, die zu leichter Unterhaltung ausgeplaudert werden; es ist auch nicht bloß ein Spiel mit dem Spiegel der Kinderseele; sondern

*) Von der Einzelausgabe ist Band I gänzlich vergriffen, Band II dagegen noch zu haben.

es hat seinen kulturlichen Wert als getreue Darstellung des kleinstädtischen Lebens und Treibens, wie es sich in den entlegneren Gegenden unsrer schleswig-holsteinischen Heimat noch in einer nicht allzufern zurückliegenden Zeit abspielte. Die Bilder und Skizzen atmen die gute alte Zeit, die mit den Jahren unsrer Kindheit ein wichtiges Moment gemein hat, die Naivität der Anschauung.

Flensburger Norddeutsche Zeitung. Die Verfasserin schildert uns ihre Kinderjahre, die sie in Burg auf Fehmarn verlebt hat, und zwar vor 1864, also in dänischer Zeit. Alles wird so frisch, so lebendig, so herzbewegend erzählt, daß die uns vorgeführten Gestalten, die in den Gesichtskreis des Kindes traten, schier lebendig werden, daß wir meinen, sie mit Händen greifen zu können. Wie eine versunkene Welt steigt das kleinstädtische Idyll vor unsern Blicken empor. In einzelnen der Skizzen bildet der Gegensatz zwischen Deutschtum und Dänentum den Hintergrund, ein Abschnitt mit der Überschrift „Allerhand Politisches" schildert sehr lebendig das Ende der Dänenherrschaft auf Fehmarn (15. März 1864). Eigentlich „Politisches" bringen die Skizzen sonst nicht und wollen es auch nicht bringen. Ihr treffendes Kolorit der altväterischen Zeit in ihrer glücklichen Beschränktheit, in ihrer Schlichtheit und Naivität, ohne das unruhige Hasten unsrer Tage, die Fülle von scharf, zum Teil meisterhaft gezeichneten Charakterfiguren giebt dem Ganzen einen überaus fesselnden Reiz. Es ist ein Buch, das man nicht nur einmal liest, sondern das man von Zeit zu Zeit gern wieder zur Hand nimmt, und dessen Lektüre stets erneuten Genuß bereitet.

Itzehoer Nachrichten. Ein bezwingender Humor umspielt alle diese Gestalten, denen man lebhaft jede kleine Herzensregung nachempfinden kann, weil sie alle so wahr geschildert sind. . . . Wo, wie in diesen Erzählungen, die Sprache gleich einem frischen Waldbach über alle Unebenheiten und Steinchen rauher Charaktere mit leichtem heitern Wellengekräusel des Humors dahinfließt, wo sie den einfachsten Lebensverhältnissen ein wahres, klares Antlitz verleiht, da ist dem Leser die Entscheidung in dem heutigen Streit wohl nicht schwer, in dem Streit über die Daseinsberechtigung farbenfroher Malweise des echten Künstlers — und schwarz entwickelter photographischer Blitzlichtaufnahmen des marktschreierischen Dilettanten.

Frankfurter Zeitung. Es sind kleine Genrebilder, ernste und heitere, zumeist aber gemischten Charakters, in denen uns die Verfasserin das Leben in ihrer Jugendheimat, einem kleinen Städtchen Schleswigs, schildert. Wie eine versunkene Welt steigt dieses kleinstädtische Idyll mit dem gemütlich harmlosen Treiben seiner halb dänischen, halb deutschen Bevölkerung ergötzlich und erquicklich vor unsern Blicken empor. In die Schilderung des Alltäglichen, des ewig sich gleich und ewig neu bleibenden Kinderlebens, sind ernsthaftere Vorfälle verwoben, wie sie sich in den frischen Augen eines Kindes abgespiegelt haben, von ihm ahnungsvoll erfaßt, ohne begriffen zu werden. Für dieses ruhige Leben der Kleinstadt bildet die politische Lage des Landes um das Jahr 1860, der Gegensatz zwischen Deutschtum und Dänentum, einen

ernsten Hintergrund und hebt die Schilderung des gemütlichen Stilllebens über die Sphäre des Idylls hinaus. Es steckt in diesen Bildern und Skizzen ein interessantes Stück Kulturgeschichte, und wir müssen es der Verfasserin Dank wissen, daß sie, die grünen Pfade der Erinnerung wandelnd, in die Gegenwart hineingerettet hat, was teils verschwunden, teils im Verschwinden begriffen ist. — Den Charakter und die Stimmungen, wie sie vor 1864 in den mittleren Klassen der schleswigschen Bevölkerung herrschten, in der Form anmutiger Einzelbilder festgehalten zu haben, ist ein wichtiges Verdienst dieses Büchleins.

Kreuz-Zeitung. Die Verfasserin hat unter dem Namen Lucian Bürger einen vortrefflichen geschichtlichen Roman „Cajus Rungholt" geschrieben, welcher den Leser auf weitere Arbeiten begierig machen konnte. Schwerlich hätte man darauf geraten, daß eine Frau diese eigentümlich kraftvolle Sprache geführt hat. In noch höherm Maße würde dies bei den vorliegenden Skizzen der Fall sein, wenn nicht die Verfasserin ihren vollen Mädchennamen hinzugesetzt hätte, und wenn nicht aus dem Gange dieser Kindheitserinnerungen die Erwähnung des Geschlechts unmittelbar hervorträte. Der markige Humor und die vielfach tiefe Innigkeit, mit der diese knorrigen schleswig-holsteinischen Gestalten uns vorgeführt werden, sind sehr bemerkenswert und zu schätzen in einer Zeit, die von Naturwahrheit und Realismus der Litteratur bestimmt sein will, während die Herren Modernen das wirkliche Leben nur mit kleinen Hilfsmittelchen abzuformen verstehen. In diesem höchst anspruchslosen Büchlein von Charlotte Niese steckt eine große Kunst der echt realistischen Schreibweise. — Mit höchst geringen Mitteln und in klarer Erfassung der Hauptsache giebt uns die Erzählerin Lebensbilder von unwiderstehlicher Komik und darin — ganz wie die Wirklichkeit ist — den tragischen Zug. Und auf demselben Lebensboden erscheinen Gestalten, die auf das innigste ergreifen und rühren und durch den Zusammenhang des Wahren und Schönen mächtig auf den Leser wirken. Den Schlüssel zu dieser gesunden und wahrhaftigen Art giebt vielleicht der letzte Abschnitt des hübschen Buches mit der Überschrift: „Allerlei Politisches," worin das Ende der Dänenherrschaft geschildert wird. Darin tritt ein geschichtlicher Zug von Unbefangenheit und helläugiger Gerechtigkeit hervor, wie er in unserm, von Parteien geknechteten und von Deklamationen verdorbnen Geschlechte selten wird. Es berührt wirklich eigentümlich, daß ein so kräftiger und in seiner ebenso entschiednen, wie maßvollen Art recht männlicher Autor — ein Fräulein ist.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Der erste Beste
Die Neuenhofer Klucke
Maria Neander

Drei Erzählungen

von

D. Derbeck

Ein Band, gebunden 6 Mark

Aus einigen Urteilen der Presse:

Münchner Neueste Nachrichten. Wer im vergangnen Jahre eine der in diesem Bande vereinigten Erzählungen in den Grenzboten gelesen hat, griff wohl nach seinem „Kürschner," um, bestürzt über seine Unkenntnis des Verfassers so glänzend geschriebner Novellen, dieser Unwissenheit abzuhelfen. Sein Erstaunen wuchs, wenn er die Erfahrung machen mußte, daß auch der „Kürschner" den Autor nicht kannte. Man hatte es also mit einem Erzählertalent zu thun, das, wie Minerva vollgewappnet aus dem Haupte ihres Vaters sprang, sich mit seinen ersten Erzeugnissen in die vorderste Reihe der deutschen Erzähler stellte. Unter all den hohlen Scheingrößen, die die „Moderne," ausstaffiert mit Pariser Lappen und norwegischen Flicken, dem geduldigen deutschen Publikum als unübertreffliche Größe hinstellte und mit komischem Entzückungslallen anpries, ragte dieser ohne Sang und Klang in die Litteratur eintretende Name um zehn Haupteslängen hervor, alle Vorzüge der neueren Schule, soweit sie aus Beobachtungsgabe und Studium fließen, mit den edelsten Vorzügen der Alten, einem einfachen, gediegnen Stil, kraftvoller Charakterzeichnung, unnachahmlich musterhaftem Dialog und herber sittlicher Denkart vereinigend. Die letzte der drei Erzählungen verdient den ersten Preis; in den Grenzboten lag sie nur in ihrem ersten Teile vor, der mit seinem tragischen Abschluß ein abgerundetes Ganze bildete; es ist fast erstaunlich, daß der Verfasser es wagen konnte, in einem zweiten Teile den tragischen in einen versöhnlichen Schluß zu verwandeln, und es giebt wohl kein glänzenderes Zeugnis für die ganz hervorragende Begabung des Erzählers, als daß dies Wagestück gelang, ohne einem einzigen der Charaktere Gewalt anzuthun oder die einheitliche Stimmung zu beeinträchtigen. Die erste Erzählung wirkte in den Grenzboten infolge der notwendig werdenden zahlreichen Fortsetzungen etwas ermüdend; bei der Buchausgabe macht

sich dies Gefühl nicht geltend, und das nicht neue, aber neu und originell behandelte Thema übt in dieser Form eine Anziehung aus, wie wenig erzählende Werke der neueren deutschen Litteratur. Wenn wir mit dem Wunsche schließen, den von der Verlagshandlung schön ausgestatteten Band in den Händen vieler Frauen zu sehen, so muß daran die Verwahrung geknüpft werden, daß es nicht etwa gewöhnliche „Frauenlektüre" ist; Verbecks Erzählungen sind vielmehr ganz darnach angethan, die Abneigung gebildeter Männer gegen schöngeistige Litteratur zu beseitigen.

Staatsanzeiger für Württemberg. Die drei Erzählungen sind nach Inhalt und Form in hohem Grad geeignet, das Interesse und die Sympathien des Lesers zu gewinnen. Die erste und die letzte bewegen sich auf dem Gebiete seelischer Probleme, während die mittlere, „Die Neuenhofer Klucke," gleichsam als Bindeglied, in der Schilderung der kleinen Leiden und Freuden der Dorfkinder ein Genrebild von eigenartigem Reiz bietet. „Der erste Beste" zeichnet sich durch Geschlossenheit und einheitlichen Ausbau der Handlung aus. . . . Die Handlung spielt auf einem Gut im Mecklenburgischen, das Leben und Treiben auf dem Hofe hat einen behaglich patriarchalischen Anstrich. Gerade in der Ausmalung dieser kleinen Züge, in der oft drastischen Beschreibung der Gutsbewohner uud in der liebevoll eindringenden Naturschilderung liegt ein Hauptreiz der Erzählung. Episodenhafte, in die Handlung verwobne Szenen lassen den Leser in poetischer Schilderung einen Blick thun in das reiche Empfindungsleben, das unter der rauhen äußern Hülle dieser schlichten Menschen schlummert. Auch fehlt es nicht an heiteren Partien, in denen sich der Sinn des Verfassers für gemütvollen Humor offenbart. Die letzte Erzählung: „Maria Neander" überragt die andern noch an Tiefe der Auffassung. Sie behandelt ein interessantes seelisches Problem, das in machtvoller Ausgestaltung des Konflikts einer Herz und Verstand in gleicher Weise befriedigenden Lösung entgegengeht. Echte Poesie ist mit einem gesunden Realismus aufs glücklichste vermischt. Mit sicherer, sparsamer Kunst werden die feinen, verschlungnen Fäden einer von Schuld gequälten Frauenseele bloßgelegt. Besonders wirkungsvoll ist die Situationsmalerei, die, ohne aufdringlich zu sein, aus einer Fülle scharf beobachteter Einzelheiten wirkungsvolle Stimmungsbilder schafft. . . . Außer den Hauptgestalten weist die Novelle noch manche treffliche Figuren auf, die die Begabung des Verfassers für individuelle Charakterisierung in ein helles Licht stellen. Nicht der geringste Vorzug des Buchs liegt in seiner plastischen, formschönen Sprache, die sich überall von Übertreibungen fernhält.

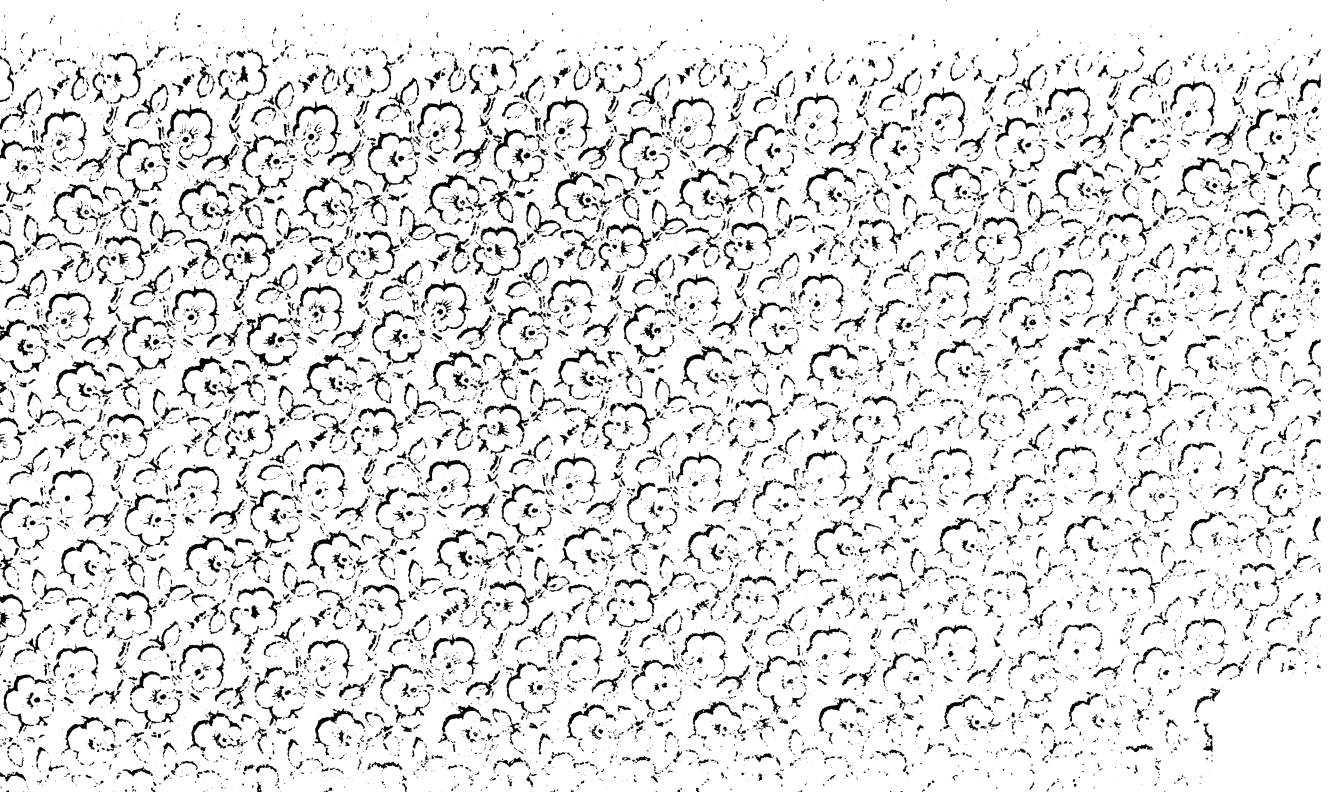
Düna-Zeitung. Offen gestanden ist mir der Name von O. Verbeck bis vor wenigen Wochen völlig unbekannt gewesen, ich habe ihn niemals gehört und kann auch heute nicht angeben, ob er alt oder jung, eine Dame oder ein Herr, ein Neuling auf dem Gebiet der schönen Litteratur ist oder nicht. Es war nicht sein Name, es war auch keine Kritik, die ich irgendwo gelesen, die mich veranlaßte, mir die drei unten zu besprechenden Erzählungen zu besorgen, sondern einzig und allein der treffliche Grenzboten-Verlag. Wo Charlotte Nieses feinsinnige Schriften erscheinen, dachte ich mir

wird nichts Minderwertiges ausgegeben werden. Ich habe mich denn auch nicht getäuscht: durch Adel der Gesinnung, Tiefe der Auffassung, Reinheit der Sprache und meisterhafte Technik gehören die zu einem starken Band vereinigten Erzählungen, wenn auch nicht alle in gleichem Maße, zu dem Wertvollsten, was uns der belletristische Büchermarkt der letzten Jahre geboten hat. Es geht ein Ton warmer Menschenliebe und gesunden Idealismus, eine feste Zuversicht auf die edeln Seiten eines jeden Menschen, die, wenn auch oft verkümmert, doch nie ganz zu Grunde gerichtet werden können, durch das Buch, der erquickt, erfreut und erwärmt.... Und doch, welche Fülle feiner psychologischer Momente, welche tiefe Menschenbeobachtung, welch humaner Sinn und liebenswürdiges Denken weiß der Dichter uns zu offenbaren, sodaß wir mit steigender Teilnahme den wechselnden Geschicken des jungen Menschenpaares folgen. Ein frischer Humor weht uns zudem allenthalben entgegen und läßt uns inmitten ernster Verwicklungen oft beruhigt und erleichtert innehalten. Weniger gefallen, obgleich in der Kleinmalerei nicht ohne Wert, hat mir die zweite Erzählung, vollendet dagegen giebt sich Verbeck in der tief erschütternden Geschichte Maria Neanders. Es ist wahrlich und glücklicherweise keine Geschichte, wie sie alle Tage passiert, im Gegenteil, die Fabel, die uns schwere seelische Qualen und menschliche Irrungen schlimmer Art erzählt, ist so recht für unsre modernen Realisten geschaffen. Aber wie wunderbar weiß unser Poet den Stoff zu behandeln, zu verklären, ohne ihm irgendwie die Realität zu rauben. Liebe und Güte liegen wie ein verklärender Hauch über dem Ganzen und nehmen auch unser Herz mit unwiderstehlicher Gewalt gefangen. Maria Neander ist kein Kinderbuch, auch keine Geschichte für ganz junge Mädchen, aber der Ernst, die sittliche Reinheit, mit der hier eines der gewaltigsten sozialen Probleme behandelt und gelöst wird, macht es zu einer Lektüre, die gebildeten Frauen aufs herzlichste empfohlen werden kann. Ist es doch ein Loblied der Mutterliebe, ein heller Gesang auf die Zauberkraft der unberührten Kinderseele. Wer das Buch, das sich in höchst geschmackvollem Rokokoeinband vorzüglich präsentiert, seiner Gattin auf den Weihnachtstisch legt, wird — ich glaube es ruhig versichern zu können — eine willkommene Gabe im Hause haben.

Deutsche Dichtung. Das starke, elegant ausgestattete Buch ist das erste, das die Verfasserin auf den Markt bringt — aber sein Inhalt hat nichts von einem Erstlingswerk an sich. Da ist keine ungezügelte Leidenschaft, keine verschwommene, unsichere Darstellung, kein Tasten nach Mitteln und Mittelchen, um den Gedanken zum Ausdruck zu bringen, kein Ringen nach dem richtigen Wort. Ein ruhiges, zielbewußtes Schreiten, klare, sichere Auseinandersetzung und vor allem eine wuchtige Treffsicherheit der Sprache, wie sie nur reifem Denken, ernsthafter Arbeit eignet. Und noch eines: mit so sehenden Augen sieht kein Werdender, sieht nur ein Fertiger. Alles, was in den drei Erzählungen geschildert ist, ersteht leibhaftig vor dem Leser, weil auch das Kleinste davon gekannt und erfaßt ist — dabei ist aber das Detail an die richtige Stelle gerückt, drängt sich nicht vorlaut vor, überwuchert nicht die

Hauptsache, sondern begleitet nur als Erläuterung den Text. In zwei Sätzen ist zuweilen ein ganzes Bild hingestellt. . . .

Magdeburgische Zeitung. Ein schönes Talent offenbart sich in den drei Erzählungen, mit denen die Verfasserin zum ersten mal auf dem litterarischen Weihnachtsmarkt erschienen sein soll. Ist letzteres wahr, dann haben wir es mit einer Kraft zu thun, die sich mit einem Sprunge aus dem Dunkel des Nichts heraus in die erste Reihe der deutschen Erzähler und Erzählerinnen gestellt, die mit ihrem Erstlingswerk schon etwas bedeutendes geleistet hat und noch besseres für die Zukunft verspricht. O. Verbeck vereinigt schlichte Einfachheit der Sprache und des Stils und hohen sittlichen Ernst, der bis zur Herbigkeit geht, mit scharfer Beobachtungsgabe, energischer, zielbewußter Durchführung der Charakterzeichnung und psychologischer Feinheit. . . . Alle drei Erzählungen sind so gediegen und gehaltvoll, daß das von der Verlagshandlung prächtig ausgestattete Buch zum Festgeschenk, allerdings nicht für Kinder und junge Mädchen, als eines der besten, die in neuerer Zeit erschienen sind, warm empfohlen werden kann.

Braunschweigische Landesztg. Mit diesem Buche tritt ein großes, herzgewinnendes Talent in die Öffentlichkeit, ein Talent von solcher Echtheit, daß es sich im Fluge die Sympathien aller litteraturliebenden Kreise erobern wird. Bei der Fülle der lawinenartig anwachsenden Weihnachtslitteratur, die an die Lesekunst des Rezensenten geradezu unbescheidne Ansprüche stellt, war es mir nur möglich, die erste Novelle des Buches „Der erste Beste" zu lesen, die sich als eine Arbeit von ganz entzückendem Reiz darstellt. Selten ist „die alte Geschichte, die ewig neu bleibt," die alte Geschichte von dem verratnen Mädchen, das „aus Ärger den ersten besten Mann nimmt," hübscher nacherzählt worden als hier. Es ist eine Geschichte, die infolge ihrer abgerundeten, künstlerischen Form eine wohlthuende Ruhe auf den Leser ausströmt und ihn doch ganz und gar in ihren Bann schlägt. Bei ruhigem Überlegen kommt man erst darauf, daß die Arbeit in künstlerisch-litterarischer Beziehung ein wenig reaktionär ist, ihre Menschen — lauter abgeschlossene Charaktere — sind mit etwas zu starken Strichen gezeichnet, allein während der Lektüre erscheint alles echt und wahr, und die fleißige Kleinmalerei, das liebevoll behandelte Milieu verleihen dem Ganzen den Schein hoher Realistik. Will man in seinem Urteil ganz wahr sein, so muß man sagen, daß das Buch die vornehmste, gewinnendste und litterarisch bedeutendste Familienlektüre darstellt, die man zu finden vermag. In richtiger Erkenntnis dieser Bedeutung hat der Verlag das Werk in einem prachtvollen Einband aus roter Seide herausgegeben.

Druck von Carl Marquart in Leipzig